ZP
Z37
V.2-3

Day Missions

Inhalt.

Seite.

Buddhismus und Christentum. Von Stadtpfarrer Ahles (Mannheim) 1

Die geschichtlichen Voraussetzungen des Sieges des Christentums im römischen Reich. Von E. Lucius, a. o. Prof. d. Theologie (Straßburg) 20

Das Christentum in Japan 45

Der Segen der Missionsthätigkeit für die einheimische Gemeinde. Von Dr. E. Grimm, Archidiakonus (Weimar) 65

Die Hauptstufen des religiösen Lebens der Menschheit I. Von Pfarrer J. Happel (Henbach) 73

Das religiöse System der Parsen. Eine Vorlesung von Jivanji Jamsheddi Modi, aus dem Englischen übersetzt von Pfarrer S. Seebens (Neuenhain) 92

Das japanische Sternenfest. Von Pfarrer Spinner (Tokyo) 110

In welcher Form sollen wir den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen? Vortrag des Geh. Kirchenrats Prof. D. Lipsius auf der 3. Jahresvers. in Braunschweig am 2. Juni 1887 . 129

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Festpredigt über 1. Tim. 2, 4—6, vom Oberpfarrer D. Graue gehalten bei der 3. Jahresversammlung in Braunschweig, den 1. Juni 1887 140

Die Hauptstufen des religiösen Lebens der Menschheit. II. Von Pfarrer J. Happel (Heubach) 148

Rede, gehalten bei der Taufe zweier Japaner in Deutschland . . 158

Spinners Urteil über die englische Staatskirche 162

Die vergleichende Religionswissenschaft und das Christentum. Vortrag von Lic. R. Rüetschi 193

Die Mission und die evangelische Gemeinde. Von Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin 208

Kultur und Kolonisation in ihren Beziehungen zur Mission. Von Stadtpfarrer Ahles in Mannheim 219

Englische Maimeetings. Von Missionar Otto Schmiedel 225

Aus Japan. Von Pfarrer Spinner in Tokyo 231

Die Baukunst der Chinesen. Von Missionar Ernst Faber 232

Litteratur:

A. Bastian, der Buddhismus in seiner Psychologie (von H. O.) S. 49. — E. Lucius, die Kräftigung des Missionssinnes in der Gemeinde (von Dr. E. B.) S. 50. — C. A. L. van Troostenburg de Bruyn, de hervormde Kerk in Nederlandsch Oost-Indiê onder de Oost-Indische Compagnie (von Dr. E. B.) S. 52. — Dr. J. C. Schlagen van Soelen, Oost-Indiën en de Zending (von Dr. E. B.) S. 54. — Dr. Wilhelm Schneider, Die Naturvölker (von Th. Arndt) S. 55. — A. Merensky, Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit? (von Th. Arndt) S. 56. — W. Liebenow, Karte von Afrika (von Th. Arndt) S. 56. — P. D. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte (J. Happel) S. 164. — H. H. Johnston, der Kilima-Ndjaro (H. Witzschel) S. 165. — Strobel, Japan (Buß) S. 234. — Warneck, Mission in der Schule (Buß) S. 235. — Grundemann, Statistik, (Horn) S. 236. — Zeitschriften (von Th. Arndt) S. 56, 114, 167, 237.

Missionsrundschau:

Afrika, von Th. Arndt S. 58, 116. — Indien, von Dr. H. Lisco 1. Der Indische Archipel und Hinterindien (außer Barmah) S. 169. — 2. Vorderindien und Barmah S. 239. — Aus der Mission der Gegenwart S. 125, 193, 251.

Vereinsnachrichten:

I. Mitteilungen 63, 126
II. Aus dem Jahresbericht von Missionar Faber für 1886 . . . 173
III. Deutsche Missionsbibliothek in Japan, von Spinner 178
IV. Dritter Jahresbericht des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, von Dr. E. Buß 180, 252
V. Die dritte Jahresversammlung des Vereins in Braunschweig den 31. Mai bis 2. Juni 1887 185
VI. Von unseren Missionaren 63, 126, 258
VII. Neue Zweigvereine 63, 128, 260
VIII. Aus den Zweigvereinen 64, 128, 260

Buddhismus und Christentum.*)

Von Stadtpfarrer Ahles in Mannheim.

Im Jahre 1882 ist in Zürich bei Rudolphi & Clemm ein Buch erschienen, betitelt: „Indische Essays von Nisikânta Chattopâdhyâya", einem europäisch-gebildeten Hindu, der 1877 in Leipzig Vorlesungen über Buddhismus und Christentum hielt. Letztere finden sich in dem genannten Buche und sind bedeutungsvoll genug, um zum Nachdenken und zu einer sorgfältigen Vergleichung beider Religionen aufzufordern. Nachdem seit vielen Jahrzehnten die christliche Mission in Indien thätig ist und nicht unbedeutende Erfolge erzielt hat, nachdem ein so bevölkertes Land mit seiner gesamten Verwaltung in die Botmäßigkeit einer christlichen Nation geraten, muß das Unternehmen Chattopâdhyâyas, für seine Religion auf europäischem Boden einzutreten, zum mindesten als ein mutiges und mannhaftes bezeichnet werden, und es ist kein Grund vorhanden, sich über diese Thatsache zu ereifern, wie seinerzeit nach den Vorlesungen des indischen Gelehrten geschehen.

Dasselbe Recht, das wir für uns und unsere religiöse Überzeugung in Anspruch nehmen, müssen wir auch anderen zugestehen, wenn wir uns nicht von vornherein den Andersgläubigen gegenüber eine Blöße geben wollen. Zudem ist der Inhalt der genannten Vorträge, der Geist, der sie durchweht, das Streben und Suchen nach Wahrheit, das sie bekunden, die unbefangene Anerkennung, die sie dem Christentum in vielfacher Beziehung zu teil werden lassen, in hohem Maße dazu angethan, zu einer ruhigen, sachlichen Betrachtung und Erörterung aufzufordern.

Diesem Zwecke sollen die nachfolgenden Ausführungen dienen. Sie sind zunächst hervorgegangen aus dem Wunsche des Verfassers, sich über den thatsächlichen Wert und die religiöse Bedeutung des Buddhismus klar zu werden und an den gefundenen Resultaten den Wahrheitsgehalt und die Lebenskraft der eigenen Religion zu prüfen. Als Quellen standen dem Verfasser zur Verfügung außer dem Buche Chattopâdhyâya's: „Köppen, Religion des Buddha, Berlin 1859", „Schlagintweit, Reisen in Indien und Hoch-

*) Indem wir der nachfolgenden Arbeit, einer etwas späten Antwort auf die „indischen Essays" von Herrn Dr. Chattopâdhyâya, Aufnahme gewähren, beabsichtigen wir keineswegs, damit eine Polemik gegen den hochverehrten Verfasser der letztern zu eröffnen, zumal wir wissen, daß Herr Dr. Chattopâdhyâya, ein persönlicher Freund unseres Missionars Spinner und des Herrn Professor Dr. Kesselring, Mitgliedes des Centralvorstands des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, heute kaum mehr für alle vor 9 Jahren von ihm vertretenen Anschauungen einstehen würde, vielmehr seither das Wesen des Christentums tiefer erfassen und richtiger würdigen gelernt hat, daß er als Mitglied des Sadharan-Brahmo-Somadsch in seiner Heimat mit allem Eifer für ein gründliches Studium der christlichen Religion zu wirken bemüht ist und speciell den Tendenzen unsers Missionsvereins unverhohlen seine Sympathien entgegenbringt. Es ist uns lediglich darum zu thun, die Diskussion über die beiden verbreitetsten Religionen, die in so manchen wesentlichen Fragen, speciell in der Ethik und Soteriologie, viele höchst interessante Vergleichungs- und Berührungspunkte darbieten, auch in unserer Zeitschrift zum Ausdruck kommen zu lassen, gewiß, daß durch leidenschaftslose Aussprache der verschiedenen Überzeugungen nur die Wahrheit gefördert werden kann. Wir sind ja alle, wer es nur ehrlich meint, von Europa bis Indien und Japan, Kommilitonen im gemeinsamen Suchen und Streben nach ihr. Ausdrücklich erklären wir daher, daß wir auch den Vertretern abweichender oder gegenteiliger Ansichten die Spalten unserer Zeitschrift offen halten. Die Red.

asien", „Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehren, seine Gemeinde, 1881" und die dahineinschlagenden Abschnitte aus Dr. O. Pfleiderers „Religionsphilosophie."

Schon der Missionsgedanke legt die Frage nahe, was haben wir den Nichtchristen zu bieten? Und zur Beantwortung genügt noch nicht die persönliche Überzeugung, daß unserer Religion die Zukunft gehöre, daß sie dem Sehnen und Verlangen der Menschenseele nach göttlicher Wahrheit am reinsten und vollkommensten entspreche. Der Missionsgedanke fordert auch eine gerechte Würdigung der Wahrheitselemente, die sich in der Religion der nichtchristlichen Völker nachweisen lassen, ein Betonen dessen, was als Ergänzung oder als Ersatz für fehlende Begriffe geboten werden kann. Nicht selten beruht die Unterschätzung des Christentums von seiten der gebildeten Hindus, so auch bei Chattopâdhyâya auf der noch unvollkommenen Kenntnis der christlichen Religion, oder wenigstens auf der Schwierigkeit, das kirchlich Gewordene von dem ursprünglich Christlichen zu unterscheiden.

Wir können nicht ganz den Gedankengang der Vorträge einhalten, die von den Verschiedenheiten und von den Ähnlichkeiten beider Religionen handeln, wohl aber nehmen auch wir unseren Ausgang von der Frage nach Gott und nach der Weltbestimmung resp. dem Welturspunge, aus der sich alle weiteren Fragen als notwendige Folgerungen ergeben. Der Gottesbegriff bildet in jedem Religionssystem den leuchtenden Mittelpunkt, von dem das Licht auf alle Gebiete des Welt- und Menschenlebens fällt. Die Vorzüge oder Mängel dieses Grundbegriffes werden sich auf jedem anderen Gebiet der Weltbetrachtung als Förderungen oder Trübungen geltend machen. Die Frage nach Gott ist gleichbedeutend mit der nach dem Weltzwecke.

Es ist eine richtige Bemerkung Chattopâdhyâya's, daß die Verschiedenheiten beider Religionen auf *eine* Grundursache zurückgeführt werden können, nämlich auf den Standpunkt, welchen sie beide in der Ergründung des Geheimnisses der Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Weltall oder Gott einnehmen. Er charakterisiert diese Verschiedenheit des Standpunktes folgendermaßen: „Während Jesus diese Frage durch den Glauben an das Dasein eines überweltlichen Wesens zu lösen sucht, eines Wesens, welches der Schöpfer aller Dinge ist und nicht nur über der wahrnehmbaren Welt erhaben, sondern auch von ihr getrennt ist, beobachtet Buddha ein unverbrüchliches Stillschweigen über dieses Verhältnis, indem er die Frage als in ein Geheimnis eingeschlossen betrachtet, welches selbst der schärfste menschliche Verstand niemals ergründen wird." S 87.

Wir wollen zunächst davon absehen, ob Buddha in der That dieser so hochwichtigen Frage sich entschlagen hat und ob darin ein Vorzug seines Religionssystems gefunden werden darf. Wir müssen in erster Linie *einem Irrtum Chattopâdhyâya's hinsichtlich des christlichen Gottesbegriffes entgegentreten.* Christus kannte keinen Gott, der schlechthin von der Welt getrennt ist. Gott ist allerdings für ihn ein Wesen, das als Weltschöpfer, als letzte Ursache alles Kreatürlichen, als der allein Vollkommene und Heilige über die Erscheinungswelt erhaben ist, allein er schlägt zugleich die Brücke zwischen dem Diesseits und Jenseits, zwischen dem Vater im Himmel und den Gotteskindern auf Erden. Er macht vollkommen Ernst mit der Allgegenwart Gottes. Nur so erklärt sich das innige und lebendige Gottesbewußtsein Christi, die Gewißheit, daß er im Vater und der Vater

in ihm ist. Und diese Selbstmitteilung Gottes an die Kreatur ist nicht etwa auf die Gottessohnschaft Christi beschränkt, durch diesen wird gerade die Einigung der Gläubigen mit Gott vollzogen. Das ganze Evangelium des Johannes giebt Zeugnis von dem Bande einer göttlichen Lebensgemeinschaft, das durch Jesus Christus die ganze Menschheit zu umfassen bestimmt ist. Stellen wie Joh. 17, 23: „Ich in ihnen und Du in mir, auf daß auch sie vollkommen seien zum Einssein und die Welt erkenne, daß Du mich gesandt hast und liebest sie, wie Du mich liebest", sie finden sich in großer Menge, sie bilden den Gedankengang, der sich durch das ganze Evangelium hindurchzieht. Das ist kein transcendenter, von der Welt geschiedener Gott. Er läßt sich vielmehr zum Geringsten der Menschenkinder herab, um auch in seiner Seele Wohnung zu machen und die Züge des göttlichen Ebenbildes zu erhalten oder wiederherzustellen. Er ist vielmehr so immanent gedacht, daß apostolische Aussprüche, wie die bekannte Stelle Apgsch. 17, 28 „in ihm leben, weben und sind wir", an Pantheismus anzustreifen scheinen. Ich sage: scheinen, denn auf der andern Seite wird auch das Unterscheidende, die absolute göttliche Erhabenheit über Welt und Menschen, selbst über Christus auf das entschiedenste betont. In dem Sinn will Christus Gott allein „gut" genannt wissen, während er dies Prädikat für sich zurückweist. Und in noch höherem Grade erscheint die Welt in ihrer endlichen Beschränktheit und sittlichen Unvollkommenheit als gottentfremdet, aber nie als gottverlassen. Sie bleibt trotz aller Unvollkommenheit ein Gegenstand der suchenden und rettenden Liebe Gottes, ein Schauplatz seiner herrlichsten Offenbarung in Natur und Geschichte, vor allem in Christo Jesu. Der Gottesglaube des Neuen Testamentes fordert also eine lebendige Einheit zwischen Gott und Welt durch den Bund frommer Liebe, eine stetige Gemeinschaft beider, die sich in Natur und Geistesleben zu erkennen giebt. Derselbe Gott, der die Vögel des Himmels nährt und die Lilien des Feldes schmückt und kleidet, der ist auch seinen geistbegabten Geschöpfen, den Menschen nahe.

Wenn Chattopâdhyâya von dem Stifter des Buddhismus rühmt, er habe einen Geist gehabt, der sich innig nach dem Wesen und der Wahrheit der Dinge sehnte, er sei deshalb auch nicht zufrieden gewesen mit bloß metaphysischen Spekulationen, die, ohne irgend eine Frage zu lösen, nur dazu dienten, den gesunden Menschenverstand zu verwirren, so trifft dieser indirekte Vorwurf den Stifter unserer Religion nicht. Christus war weit entfernt von solchen metaphysischen Spekulationen, er geht nur vom praktischen Bedürfnisse des frommen Gemütes, von den Beobachtungen und Erfahrungen eines reinen, für das Göttliche empfänglichen Herzens und Geistes aus. In ihm hat der religiöse Genius die Gottheit unmittelbar im Schauen, Fühlen und Wollen erfaßt, und was er über Gott aussagt, trägt das Gepräge der eigensten, inneren Erfahrung und ist zugleich die praktische Richtschnur für die religiös-sittliche Aufgabe des Menschen, für die zu erstrebende Gotteskindschaft. Gerade darin liegt die Stärke und Kraft des christlichen Gottesglaubens, daß er nicht von philosophischen Spekulationen ausging, für welche die große Menge kein Verständnis hat, sondern von den Bedürfnissen und Erfahrungen des frommen Gemütes, das über dem Wechsel aller Dinge die Einheit, über dem Vergänglichen das Bleibende, über dem Leid des Erdenlebens die Versöhnung sucht und dieses alles in dem Gott, der Geist und Liebe ist, gefunden hat. Dieser Gottesglaube bildet allerdings

Kern und Stern des Christentums, seine ideale, das ganze Menschenleben beherrschende, alle Gegensätze versöhnende Geisteskraft.

Daß den offenbarungsmäßigen Kundgebungen des göttlichen Wesens, wie wir sie in den Worten und in der Persönlichkeit Christi fanden, in der nachapostolischen Zeit eine christliche Spekulation, eine Glaubenslehre folgte, liegt in der Natur der religiösen Geschichte. Sobald eine Erfahrungswahrheit, die dem einzelnen als eine besondere zum Bewußtsein gekommen, Gemeingut aller werden, sobald sie insbesondere einer kirchlichen Gemeinschaft als Grundlage ihres Glaubens und Lebens dienen soll, muß sie einen lehrhaften Charakter annehmen. So ist die Lehre von der Trinität entstanden. In diesem Dogma hat die kirchliche Theologie schon frühe ihre Grundanschauung vom Wesen des Christentums als der Religion der Gottmenschheit, in welcher Judentum und Heidentum erfüllt und aufgehoben sind, niedergelegt. Gott ist als das schöpferische Prinzip, als der unendliche Geist gegenüber dem endlichen Weltdasein der Vater, der das Leben hat in ihm selbst und von welchem alles Leben ausgeht. Er ist aber zugleich das geistige Lebensprinzip der Welt, das Licht der Menschen, das in dem Sohne, in Christo Jesu nach seiner reinsten Offenbarung in die Erscheinungswelt hineingetreten ist. Und endlich ist er der ewig waltende, heilige Geist, der in der gläubigen Gemeinschaft erziehend, strafend und tröstend wirkt und sie dem Ziele ihrer Bestimmung, der Gottesgemeinschaft entgegenführt. Dieser trinitarische Gottesbegriff ist nicht das Resultat einer unfruchtbaren Spekulation, sondern eine überaus glückliche und segensreiche Lösung der so schwierigen Frage nach Gott, er ist die Quelle aller christlichen Wahrheitsmomente, das notwendige Ergebnis einer wirklichen Versöhnungsreligion. Er sichert uns die absolute Erhabenheit und Geistigkeit und doch auch wieder das schöpferische und erziehende Hereinwirken Gottes in die Welt, ermöglicht den Begriff der Schöpfung, der Erlösung und der Heiligung. Er befriedigt die philosophische Betrachtungsweise des Gelehrten und das praktische nach Wahrheit suchende Bedürfnis des frommen Gemütes.

In dem bisher Gesagten war schon die Beziehung des christlichen Gottesbegriffes zum Weltdasein und zur Weltentstehung angedeutet. Allein wir müssen diesen Punkt der christlichen Lehre noch eingehender erörtern, um eine gründliche Vergleichung beider Religionssysteme zu ermöglichen. Zuvörderst heben wir hervor, daß Christus auch hinsichtlich dieser Frage sich aller philosophischen Spekulationen entschlagen hat. Ihm war es genug, Gott als den Schöpfer Himmels und der Erde zu preisen, so daß alles durch ihn, in ihm und in Bezug auf ihn ist. Die Welt hat im Neuen Testamente nach ihrem zwiefachen Verhältnisse zu Gott zwei entgegengesetzte Seiten: sie ist einerseits als die von Gott geschaffene gut, eine Offenbarung göttlicher Herrlichkeit. In ihr kommt das unsichtbare Wesen Gottes, seine ewige Kraft und Gottheit zur Erscheinung (Röm. 1, 20). Als das Gott entgegengesetzte, endliche Dasein, als der Schauplatz menschlicher Verirrungen und Sünden ist sie aber andererseits auch unvollkommen und von Gott geschieden, der Macht der Finsternis verfallen. Der Ausdruck „Welt" bedeutet in dem Evangelium des Johannes nicht selten das widergöttliche Prinzip, trotzdem ist sie noch ein Gegenstand der göttlichen Liebe, denn „also, sagt Johannes, hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab." Niemals wird der Gegensatz zu einem unversöhnlichen

Dualismus, stets bleibt lebendig die Erinnerung an den reinen Ursprung und die heilige Bestimmung der gottgewollten und von Gott geschaffenen Welt. „Der Zweck der Schöpfung ist und bleibt die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit in dem gesamten Prozeß der Weltentwicklung, der überall zu seinem Ziele kommt in der Hervorbringung und Vollendung gottebenbildlichen Geisteslebens." Entscheidend für die richtige Schätzung der christlichen Weltbetrachtung ist nicht sowohl die paulinische Lehre von der Erbsünde und der daraus hervorgehenden Entartung alles Kreatürlichen, sondern die Lehre Christi vom Himmelreiche, das mit seinen ersten Anfängen und Entwicklungsstufen im Erdenleben wurzelt, das hier in dieser Welt trotz aller Hemmnisse und Unvollkommenheiten seine ersten verheißungsvollen Siege erringt.

Wie das Christentum einen lebendigen, persönlichen Gott lehrt, der Geist und Liebe ist, so fordert es auch eine teleologische Weltbetrachtung, eine Weltentwicklung, die zu der Gotteseinheit als ihrem letzten Ziele hinführt. Gott ist für uns der Maßstab aller Dinge. Er ist für uns die vollkommene Kraft und die vollendete Heiligkeit, der Urheber der Natur- und Sittengesetze. Der Mensch, wie jeder Teil des Universums, hat keinen Selbstzweck, er ist ein Glied der ganzen gottgewollten Schöpfung und muß als solches im Einklang mit seiner sittlichen Bestimmung denken, fühlen und wollen. Dadurch ist der christlichen Lebensanschauung ein sicheres, unwandelbares Fundament und eine klare, im edelsten Sinne ideale Richtung gegeben. Sie verliert über ihrem Aufblicke zu Gott nicht den Boden der Welteristenz unter ihren Füßen. Ohne diese Gewißheit eines lebendigen Gottes, von dem, in dem und zu dem alle Dinge sind, was Chattopâdhyâya eine unfruchtbare Spekulation nennt, bleibt uns Welt und Leben, Werden und Vergehen ein unlösbares, dunkles Rätsel, an dem alles Hoffen und Sehnen, alles Wollen und Streben der Menschen zu schanden werden müßte.

Was stellt nun der Buddhismus diesem christlichen Gottesglauben gegenüber? Ist es in der That so, daß Buddha ein unverbrüchliches Stillschweigen über das Verhältnis der Menschen zu Gott beobachtet, wie Chattopâdhyâya meint? Dann wäre der Buddhismus keine Religion mehr. Es ist diese Äußerung bei Chattopâdhyâya nur so zu fassen, daß Buddha in seiner reformatorischen Thätigkeit nicht von einem metaphysischen Gottesbegriff ausging, sondern mit der ganzen Kraft seines mitleidigen Herzens das Elend seines Volkes und die Erlösung aus demselben in das Auge faßte, daß ihn also weniger die theologischen, als vielmehr die anthropologischen Fragen beschäftigten. Es erklärt sich das aus der Entstehungsgeschichte seiner Lehre, aus den physischen, socialen und religiösen Zuständen, die Buddha in seinem Volke vorfand. Köppen sagt: „Als Religion ist der Buddhismus das historische Resultat des geistlichen und weltlichen Despotismus, welcher in den Jahrhunderten, die dem Auftreten Buddha's vorhergingen, auf Indien lastete und das Leben zu einer drückenden Bürde, Ruhe, Tod und Vernichtung zum höchsten Ziele der Wünsche machte. Als Theorie ist er aber zugleich die logische Konsequenz der brahmanischen Theologie und Philosophie." Ganz ähnlich urteilt Oldenberg über die Richtung der buddhistischen Spekulation: „Wie die Glut der indischen Sonne dem müden Leib die Ruhe in kühlem Schatten als das Gut aller Güter erscheinen läßt, so ist auch dem müden Geist Ruhe, ewige Ruhe das

einzige, nach dem er begehrt. Der Sklave ist seiner Knechtschaft, der Despot noch eher und noch vollkommener seiner Allmacht, des schrankenlosen Genießens müde. Die buddhistischen Sätze vom Leiden alles Vergänglichen sind der schneidend scharfe Ausdruck, den diese Stimmungen des indischen Volkes sich geschaffen haben, ein Ausdruck, zu welchem der Kommentar nicht in der Rede von Benares und in den Sprüchen der Dhamnapada allein, sondern in der ganzen leidenvollen Geschichte des unglücklichen Volkes mit unauslöschlicher Schrift verzeichnet steht." Hinsichtlich der Fortentwicklung der alten brahmanischen Religionsbegriffe zu den späteren des Buddhismus betont Oldenberg weit mehr als Köppen den inneren Zusammenhang beider Systeme. Er sieht den ganzen Buddhismus nach Gedanken und vielfach auch nach den Worten schon im Brahmanentum vorgebildet, während Köppen ganz besonders die kultischen Verschiedenheiten beider Religionsgemeinschaften hervorhebt und den Buddhismus mehr aus diesem Gegensatze gegen das veräußerlichte Wesen des Brahmanentums hervorgehen läßt. Der zweifellose und unbestrittene Zusammenhang beider Systeme des brahmanischen und buddhistischen erfordert eine kurze Darstellung des ersteren.

Die Arier, die etwa im 14. Jahrhundert vor Christus vom Indus in aufeinanderfolgenden Strömungen an den Ganges vordrangen, waren ein kräftiges, streitbares Hirtenvolk mit patriarchalischer Verfassung. Aus dem Gegensatze zwischen Eroberern und Ureinwohnern bildeten sich die ersten Anfänge zu dem später so entwickelten Kastenwesen. Neben dem herrschenden Kriegerstande kam die Priesterschaft als Vertreterin des geistigen und sittlichen Lebenselementes immer mehr zu Ansehen und Geltung. Dieselben Kämpfe, die sich im christlichen Mittelalter zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt abspielten, führten auch in Indien zum Siege der Hierarchie und zur schließlichen Bevorzugung der Priesterkaste. Die ursprüngliche Religion der Arier war eine einfache Naturverehrung. Varunas, der Allumfassende, mit Himmel gleichbedeutend, kann wohl als die älteste arische Gottheit betrachtet werden. In der Periode, in welcher die Vedahymnen und die Gesprächssammlungen entstanden sind, die als Brâhmana, Aranyaka und Upanishad benannt zu werden pflegen, hatte sich die Anschauung der Arier schon den einzelnen Sphären des Naturlebens und den ersten Anfängen einer philosophischen Spekulation zugewendet. Zahllose Götter tauchen auf, in denen die Kräfte und einzelnen Seiten des Naturlebens symbolisiert erscheinen. Neben Agni, Indra und Varuna, vor denen die Väter und Ahnen sich betend gebeugt hatten, weist jeder Handgriff beim Opfer auf göttliche Wesen hin. „Wenn der Opferer zum heiligen Geräte greift", sagt Oldenberg, „so spricht er: ich ergreife Dich auf Gott Savitars Antrieb, mit den Armen des Açvin, mit Pashans Händen." Unermüdlich werden die Symbole gehäuft, wohin das Denken sich neigt, erstehen ihm neue Götter. Aus jenen wirren Massen religiöser Vorstellungen erhebt sich allmählich das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden, einheitlichen Weltanschauung. Das „Brâhmana der hundert Pfade" ist das litterarische Denkmal dieser Periode. In dieser Schrift treten schon ganz überwiegend philosophische Begriffe in den Vordergrund. Der Atman ist nichts anderes als das personifizierte Geistesleben, das Ich, das Subjekt, in welchem die Lebenskräfte und Lebensfunktionen des Menschen Halt und Wurzel finden. Und diese Atemkraft des Einzelmenschen wird dann auf die große Welt

draußen übertragen. Der Atman wird zur weltschaffenden Gewalt, die den großen Leib des Universums bewegt. Neben diesem mehr philosophischen Begriffe drängt ein anderer, religiöser, das Brahma zur Geltung. Brahma ist die im religiösen Hymnus, Spruch und Lied als Kraft der Heiligkeit innewohnende, geistige Macht: „des Wortes Wahrheit ist das Brahma." Der Stolz des Priesters, des Kenners der alten Hymnen macht das Brahma zum Haupte des Alls und erhebt sich damit selbst über die Menge der Nichtwissenden. Beide Begriffe, der des Atman und der des Brahma, gehen immer mehr ineinander über. „Das da war", heißt es, „das da sein wird, preise ich, das große Brahma, das Eine, Unvergängliche ꝛc." „Dem Atman bringe man seine Verehrung, dem Geistigen, dessen Leib der Odem, dessen Gestalt Licht, dessen Selbst der Äther ist ꝛc." Dieses Atman wird nun in dem „Brâhmana der hundert Pfade" als das Ureine in der Vielheit der Erscheinungswelt dargestellt, es durchdringt die Dinge wie das Salz, das sich im Wasser auflöst. Aus ihm stammen die Dinge, wie die Funken aus dem Feuer hervorsprühen, wie die Fäden aus der Spinne, wie der Ton aus der Laute oder aus der Trommel hervorgeht. Es ist das ens realissimum, die Weltseele.

Diesem Ureinen gegenüber, dem alle Prädikate der Vollkommenheit und der wahren Lebenskraft zugesprochen werden, mußte die Welt in ihrem endlichen Prozesse, mit ihren Erscheinungen der Vergänglichkeit und Endlichkeit tief im Werte sinken. Die Natur ist nicht, wie sie sein sollte, weil sie nicht ein reines, sondern ein getrübtes Atman ist. So entstand in konsequenter Gedankenbildung die Lehre vom Weltübel und aus dieser als Mittel der Versöhnung die Lehre von der Seelenwanderung, d. h. von der Rückkehr der Seele zu ihrem Ursprung, zu Atman. Diese Rückkehr ist zugleich eine Reinigung. Jede Einzelseele muß die Stufenleiter der Kreaturen, von dem leblosen Wesen bis zu den höchsten der Geister- und Götterwelt durchlaufen, bis sie endlich in das Atman oder Brahma zurückkehrt. So sind denn sämtliche Wesen der Natur aus dem reinen Urwesen in die Stofflichkeit herabgesunken, sie alle leiden und büßen für ihre Schuld, die in eine frühere Existenz zurückreicht. „Die Welt ist", wie Köppen sich ausdrückt, „ein großes, theologisches Haus der Sünde, der Leiden, der Buße und Besserung."

Es läßt sich leicht denken, wie auf Grund dieser düsteren Weltanschauung die Macht und der Einfluß der Hierarchie zu ungemeiner Geltung kam. Es bildete sich infolge dieser Lehre das raffinierte System aus, nach welchem auch die Kastenunterschiede auf Brahma zurückgeführt werden. Brahma läßt aus seinem Munde die Priester, aus seinem Arme die Krieger, aus den Hüften den Bauer und aus den Füßen die Çudras entstehen. Der Priesterkaste war damit eine göttliche Autorisierung geworden, während Millionen dem jammervollsten Elende, der tiefsten Verachtung preisgegeben wurden. In den Händen der Priester lag die Macht, durch Gebet und Opfer die Versöhnung zu bewirken, und sie verstanden es, die Freiheit des menschlichen Wollens und Handelns völlig zu brechen. Die pharisäischen Titel und Gesetze, die jesuitische Kasuistik sind nichts neben dem System der minutiösen Pflichten, die der Brahmanismus an jedes, auch das nebensächlichste Thun des Menschen knüpft. Der älter Brahmanismus, dem das Opfer mit seinen unzähligen Ritualen und

Symbolen das einzigste oder wenigstens das hauptsächlichste Mittel der Erlösung ist, läßt keinen Raum für die geringste Willkür und Selbstbestimmung des Individuums, es ist völlig in die Hand des Priesterstandes gegeben.

Je mehr sich nun aber die Ideenwelt der Brahmanen der philosophischen Spekulation zuwandte und die Quelle alles Elendes in dem Getrenntsein des Menschen von Brahma, in seiner Gebundenheit an die Natur erkannte, desto mehr erwachte auch das Bedürfnis, das Mittel der Erlösung in die Hand des Menschen selbst zu legen. Und dieses Mittel konnte kein anderes sein, als die Loslösung des menschlichen Geistes von der Welt des Endlichen und Nichtigen. Das Begehren (Kâma) und die That (Karman) werden als die Ursache alles Elendes bezeichnet, denn dieselben hindern den menschlichen Geist an der Erhebung zu dem Ur-Einen. Auch die beste That ist in der Sphäre der Endlichkeit befangen. Also muß alles Begehren und daraus hervorgehende Handeln aufgegeben werden. Der Zustand des Schlafes wird geradezu als das irdische Abbild der seligen Vollendung bezeichnet. Nicht selten führt diese Spekulation auf das intellektuelle Gebiet hinüber. Als das wichtigste Moment der Erlösung wird dann das Erkennen bezeichnet, das Anschauen Brahma's, in dem das eigene Ich und das Wesen der Dinge sich zusammenschließen, und auf der andern Seite das Erkennen des Endlichen als einer Vielheit. Köppen will diese Auffassung des Heilsweges namentlich in der Sânkhyaphilosophie Kapila's gefunden haben. Dort vollziehe sich die strenge Scheidung zwischen Geist und Materie, dort werde auch der Glaube an ein Brahma, an ein Absolutes aufgegeben, und es trete an seine Stelle die Unendlichkeit individueller Seelen. Das Problem der Erlösung bestehe also darin, das Wesen des eigenen Geistes in seiner Selbständigkeit und Reinheit zu erfassen. Dazu bedürfe es keiner priesterlichen Vermittlung, das sei die freie That jedes einzelnen. Somit bilde die Sânkhyaphilosophie die unmittelbare Brücke zum Buddhismus. Max Müller bestreitet jede Ähnlichkeit beider Religionssysteme, und Oldenberg weist nach, daß in dem „Brâhmana der hundert Pfade" jedenfalls die Grundzüge zu der Lehre Buddhas gegeben waren. Die brahmanische Spekulation hatte Schritt für Schritt den Begriff der Gottheit zurückgedrängt. „Die Gestalten der alten Götter sind erblichen, und neben dem Brahma, das in seiner ewigen Ruhe hoch erhaben über den Geschicken der irdischen Welt thront, ist als die einzige wirklich handelnde Person in dem großen Werk der Erlösung der Mensch selbst übrig geblieben, der in seinem eigenen Innern die Kraft trägt, von dieser Welt, der hoffnungslosen Stätte des Leidens, sich abzuwenden."

Buddha hat nun die brahmanische Spekulation der späteren Zeit, namentlich nach ihrer ethischen Seite aufgenommen und zu ihren letzten Konsequenzen geführt. Ihn berührt in erster Linie das Weltleben, der Weltzustand, wie er ist, und die Frage, wie man denselben aufheben kann; die metaphysischen Vorstellungen und Begriffe treten völlig in den Hintergrund. Ausgehend von der brahmanischen Lehre des Weltelendes und von der persönlichen Erfahrung, daß die Welt ein Ozean des Jammers und der Schmerzen sei, daß es keine reine, ungetrübte Freude gebe, sondern mit jedem Verlangen auch ein Leiden verbunden sei, sucht er nach einem Pfade der Erlösung und findet diesen in der vollen Selbstverleugnung und Selbstentäußerung, in dem Verzichten auf jede Regung des eigenen Willens. So lange dieses Ziel noch nicht

erreicht ist, wird die Seele auf dem Wege der Wanderung in niedere Daseinsformen zurückgezogen. Wir sehen also, daß Buddha diese Lehre von der Seelenwanderung sich aus dem Brahmanismus unverändert angeeignet hat. Das letzte Ziel dieses Läuterungsprozesses ist aber nicht die Rückkehr zu Atman, sondern das Aufhören der Wiedergeburt im Nirwâna, von dem wir später noch zu reden haben.

Die Ursache der Wiedergeburt, des oft so langwierigen Kreislaufes durch die mannigfaltigsten Existenzformen kreatürlichen Lebens ist nach Buddha das Kamma, d. h. das Gesetz der Kausalität, das hier geradezu die Gestalt einer sittlichen Weltpotenz annimmt und im gewissen Sinn den Gottesbegriff ersetzt. Denn das Kamma ist sowohl die Ursache der Weltentstehung, als auch die Kraft, die das Gewordene zu seinem letzten Ziele führt. Chattopâdhyâya sagt: „Es giebt keine Macht im Himmel, auf der Erde oder in der Hölle, im ganzen, unermeßlichen Weltall, welche einen Menschen vor den Folgen seiner eigenen Thaten schützen könnte." Er muß ernten, was er gesäet, ja, was er in einer früheren Existenz schon gesäet hat. Dieses Gesetz der immanenten Gerechtigkeit beherrscht das ganze Lehrsystem Buddha's. Das Kamma (Chattopâdhyâya schreibt Karma, ursprüngliche Form H.) ist die Ursache der Seelenwanderung, denn sie bestimmt durch die That der Menschen, in welche Daseinsform die Seele nach dem Tode übergehen soll, welche Existenz der Mensch infolge seiner Tugenden oder Laster verdient. Die That des Menschen und das in derselben wirkende Gesetz der Kausalität ist also geradezu die Ursache aller Dinge, die schöpferische Kraft der Welt, die Quelle des gesamten Kosmos. Der Buddhismus baut also seine Welt aus bloß moralischen Elementen auf. Die Welt existiert, weil es eben ein Kamma, eine ewige Gerechtigkeit giebt, der unter jeder Bedingung Folge geleistet werden muß. „Die Welt", sagt Chattopâdhyâya, „hat ihr Dasein von der Monade bis zum größten Planeten, weil irgendwo Sünde und Ungerechtigkeit sein muß. Wäre keine Sünde, so würde eine Mahâkalpa oder eine Zeit völliger Weltauflösung eintreten." Ob und wann ein solcher Abschluß der Weltentwicklung eintritt, darüber giebt die Lehre Buddhas keinen Aufschluß sowenig wie über die Entstehung dieses Kreislaufes. Die Welt ist in einem anfangslosen, ewigen Werden begriffen, die Wesen und Welten rollen von Ewigkeit her und zwar so, daß jede Zerstörung den Keim einer Erneuerung in sich trägt. „Fragt man den Buddhisten", sagt Köppen, „woher die Welt?" so lautet die Antwort: „Aus einer früheren und so fort ins Unendliche." Weil die Wesen von Ewigkeit her gesündigt haben und der Materie verfallen sind, ist die Materie. Oldenberg sagt dagegen, der Buddhismus frage überhaupt nicht nach dem Ursprung der Welt. Er läßt sie nicht von einem Gott, noch von einer absoluten Substanz ausgehen. Er nimmt ihr Dasein als Thatsache hin. Wollte man nach dem Absoluten fragen, so könnte man als solches nur das Kausalitätsgesetz nennen. In bestimmten regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen erscheinen nun die Buddhas, d. h. Wesen, wie der historische Buddha, die durch ihre eigene Tugend sich der höchsten Erleuchtung würdig gemacht haben. Sie kommen, um das vergessene Gesetz der Erlösung, den Dharma wieder herzustellen. Diese Buddhas, deren es in dem ewigen Weltprozeß eine unbegrenzte Zahl giebt, erscheinen in vollkommener Monotonie immer als dieselben. Wir haben es also nicht mit einem geschichtlichen Fortschritt, sondern mit einem endlosen Kreislauf zu thun.

Gehen wir nun zur Würdigung dieser so wichtigen Lehre vom Kamma über, so ist derselben allerdings ein hoher Idealismus nicht abzusprechen. An die Stelle des dynamischen Pantheismus, wie wir ihn in dem späteren Brahmanismus vorfanden, ist ein sittlicher Pantheismus getreten. Statt mit einer einheitlichen, alles durchdringenden und belebenden Weltseele haben wir es mit einer unbegrenzten Zahl schöpferischer Einzelseelen zu thun, jede Seele ist ein schöpferisches Prinzip. Dieses Aufgeben eines absoluten Urgrundes aller Dinge, die Auflösung desselben in unzählige Monaden, die nach dem Gesetze der Kausalität die Welt gestalten, kann aber kaum ein Fortschritt genannt werden. Zudem sind diese weltgestaltenden Monaden als geistige Wesen gedacht. Wie sollen wir uns eine körperliche Metamorphose denken, die durch einen sittlichen Mangel hervorgerufen wird, wie kann das sittliche Verhalten der Einzelwesen die causa materialis des Weltalls sein? Diese Lehre führt in ihren letzten Konsequenzen notwendig zum Akosmismus, zur Weltleugnung. Die Daseinsformen des irdischen Lebens in ihrem Werden und Vergehen sind nur ein Accidenz der Seele, das einen negativen Wert hat, der trübe und beklagenswerte Niederschlag eines noch unvollendeten, immer wieder neu zu beginnenden Reinigungsprozesses.

Das Christentum kennt wohl auch einen Vergeistigungsprozeß, es lehrt gleichfalls, daß die Seele erst in Gott, von den Schranken der Endlichkeit befreit, zu vollkommener Ruhe gelangt, allein es teilt doch auch der Welt und der Materie ihr volles Recht zu. Auch diese sind in die göttliche Weltordnung aufgenommen, wenn sie auch von der Seele als der höheren bestimmenden Potenz beherrscht und durchläutert werden sollen. Mit einem Wort: die Lehre vom Kamma, von der sittlichen Weltordnung, wird wohl kaum als ein Ersatz für den fehlenden Gottesbegriff gelten dürfen, sie kommt nicht über einen idealen Pantheismus hinaus und ist nur insofern eine monistische, als sie die Welt als eine vorübergehende, negative Erscheinungsform des noch unvollkommenen Seelenlebens darstellt.

Diese Lehre vom Kamma leidet aber auch an einer psychologischen Unwahrheit. Es ist nicht richtig, daß der Mensch allein der Schöpfer seines Daseins und seines sittlichen Werdens ist. Sie übersieht die Verkettung des einzelnen mit den allgemeinen Geschicken, die ihre Ursachen nicht in ihm haben, sie isoliert den Menschen von all den Mächten, die auch von außen her bestimmend auf ihn wirken. Wenn wir auch die sittliche Verantwortung des Individuums für sein Wesen und Werden in keiner Weise abschwächen wollen, so bleibt doch immerhin die Thatsache, daß neben dem Willen des Menschen auch noch andere Momente, die nicht in seine Hand gegeben sind, gestaltend an ihm arbeiten. Zudem ist die freie, verantwortungsvolle Selbstbestimmung des menschlichen Willens, wie sie der Buddhismus betont, genau genommen, doch nur scheinbar frei, sie ist beeinflußt durch die präexistente Handlungsweise des Menschen, durch seine früheren Tugenden und Laster, deren Folgen er zu tragen hat, ohne sich derselben zu entsinnen. Die Lehre vom Kamma führt schließlich zu einem unheimlichen Fatalismus, der so recht dazu angethan ist, den Menschen zu verdüstern, ihm die Lebensfreudigkeit, die Lust und Energie zum sittlichen Streben zu rauben. Die Verflechtung und Wechselwirkung von Schuld und Strafe, von Tugend und Lohn ist so verworren, daß nur ein Buddha das verschlungene Gewebe lösen

kann. „Es giebt Menschen", sagt Buddha, „die im gegenwärtigen Leben Gutes gethan haben und doch an einen Ort der Verdammnis kommen, weil das Gute ihres gegenwärtigen Lebens noch nicht gezeitigt ist, wohl aber das Böse, das sie in einem früheren Leben gethan." Einem solchen Fatum gegenüber und bei der fortgesetzten Gefahr, durch eine Übertretung des Gesetzes neuen, endlosen Wandlungen preisgegeben zu sein, wird dieses Gesetz zu einem drückenden Joch. Es fehlt eben der Gottesbegriff und der Glaube an eine thatsächliche Versöhnung.

Wie tröstlich ist dagegen die Lehre des Christentums, die einen Gott der Liebe und Versöhnung kennt. Dieser Gottheit steht nun allerdings der Mensch als Sünder gegenüber, der durch eigene oder fremde Schuld sich von der Quelle seines Lebens mehr oder weniger entfernt hat. Allein er wird nicht deshalb von der Liebe Gottes ausgeschlossen und unbarmherzig an die Folgen seiner Sünden hingegeben, es leuchtet ihm die Umkehr auf dem Weg der Buße und des Glaubens. Der Mensch ist nach christlichen Begriffen eben nicht nur das Produkt seines eigenen Willens, er steht unter dem Einflusse der Lebensgemeinschaft, in der er sich bewegt, und diese ist durch die Sendung Jesu Christi, durch seine frohe Botschaft von einem Gott der Gnade und Vergebung eine heiligende und reinigende, die er im Glauben ergreifen und zu seinem Heile sich aneignen kann. Kein dunkles Verhängnis, kein schwacher und ringender Menschengeist und Menschenwille bestimmt die Weltentwicklung und das Weltdasein, sondern ein absoluter Geist, der die Liebe ist und jede einzelne Menschenseele aus der irdischen Gebundenheit zur Freiheit eines Gotteskindes erziehen möchte. Dem Buddhisten erscheint denn auch die Weltflucht, der von allen Affekten freie Seelenzustand als das höchste und letzte Ziel, dem Christen dagegen die Weltverklärung, die geistige Weltveredelung.

Dieses letzte Ziel, das Buddha den Seinigen verheißt, nennt er das Nirwâna. Es ist das ein vielumstrittener Begriff. Köppen meint, er bedeute das völlige Auslöschen der Existenz, das Eingehen in das Nichts. „Buddha", sagt er, „erlöst nicht bloß von den Schmerzen, Sorgen und Gefahren des Daseins, sondern vom Dasein selbst, seine Erlösung führt zum Nichts, zum Erlöschen der Ichheit." Daß trotzdem der Selbstmord nicht oft vorkomme, erklärt Köppen damit, daß bei dem Glauben an eine Seelenwanderung der natürliche Tod zur Vernichtung des Selbst nicht hinreiche. Max Müller unterscheidet die Anschauung späterer buddhistischer Metaphysiker, die in dem Nichts das letzte Ziel alles Strebens erkennen, von der Meinung der ersten Jüngergemeinden, die auf ein Positives, auf das Eingehen des Geistes zu seiner Ruhe, auf den Begriff einer ewigen Seligkeit hinführe. Oldenberg kommt so ziemlich zu demselben Resultat. Er vermißt zwar jede bestimmte Äußerung Buddhas über solche eschatalogische Fragen, erklärt sich diesen Umstand aber nur aus der Scheu Buddhas, einen Begriff erklären zu sollen, der undefinierbar ist. Er findet, daß die Frage, ob der Vollendete ewig lebe, durch die buddhistische Litteratur bejaht werde. „Das Nirwâna ist kein Sein im gewöhnlichen Sinne, aber doch sicher auch kein Nichtsein: ein höchstes Positives, für welches das Denken keinen Begriff, die Sprache keinen Ausdruck hat, das dem ewigkeitsdürstigen Ahnen entgegenleuchtet in jener hellen Herrlichkeit, von welcher der Apostel sagt: „das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in

keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben."

Gegen die negative, man könnte sagen: nihilistische Erklärung des Nirwâna, wie wir sie bei Köppen und bei den meisten älteren Kennern des Buddhismus antreffen, verwahrt sich denn auch Chattopâdhyâya mit aller Entschiedenheit. „Nirwâna", sagt er, „bedeutet etymologisch allerdings das Auslöschen, aber nicht der Individualität, sondern jener niederen Begierden und tierischen Leidenschaften, welche die Menschen oft verhindern, ihre höheren Anlagen zu pflegen und zu entwickeln. Es kann daher nur ermöglicht werden mit gleichzeitigem Wachstum des entgegengesetzten Zustandes des Geistes und Herzens." Nirwâna sei daher dasselbe, wie ein sündloser, ruhiger Geisteszustand und wenn überhaupt übersetzbar, so müsse es durch Heiligkeit, d. h. Heiligkeit im buddhistischen Sinne, als vollkommene Güte und Weisheit wiedergegeben werden. Und in der That, der Pfad der Erlösung, der Weg des Heiles, auf welchen Buddha die Seinigen führt, ist ein viel zu positiver, als daß er im absoluten Nichts enden könnte. Wird doch das Nirwâna unter Umständen schon auf Erden erreicht. Der Jünger, der Lust und Begierde von sich abgethan hat, der weisheitsreiche, er hat hienieden die Erlösung vom Tode, die Ruhe, das Nirwâna, die ewige Stätte erreicht.

Eine andere Frage ist es allerdings, wie sich dieses Nirwâna zu dem christlichen Begriffe der Seligkeit verhalte. Chattopâdhyâya deutet selbst auf den Unterschied der christlichen und der buddhistischen Heiligkeit hin. Ein System, das, wie das buddhistische, die ganze Weltentstehung und das Weltdasein auf das sittliche Verhalten zurückführt, und dieses Weltdasein nur als eine Krankheitserscheinung der noch ungeläuterten Seele betrachtet, muß notwendig auf eine Isolierung der Seele hinarbeiten. Das ist denn in der That auch das eigentliche Ziel des Buddhismus, die Selbstbeschauung, der Selbstgenuß der von allen Affekten freien Seele. Damit ist nun freilich die Existenz nicht ausgelöscht, wohl aber die Individualität, die Seele ist von ihrer Naturbasis geschieden, sie hat sich von derselben zurückgezogen in eine thatenlose Kontemplation. Es ist gewiß nicht Zufall, daß Buddha selbst meist in stiller Selbstbetrachtung versunken dargestellt wird. Die Idee des Gottesreiches, mit der Chattopâdhyâya das Nirwâna vergleichen möchte, fehlt dem Buddhismus gänzlich. Diese setzt ein Einwohnen des Göttlichen in den menschlichen Verhältnissen, eine Weltverklärung voraus, während das Nirwâna den Geist des Menschen von allen Weltbeziehungen loslöst, ihn völlig isoliert. „Von einem geschichtlichen Forschritte", sagt Pfleiderer, „ist in dieser geschichtlos quietistischen Weltanschauung keine Rede." Wie der Weg der Erlösung trotz seiner sittlichen Momente nach der Lehre Buddhas überwiegend ein negativer ist, ein Aufgeben alles Begehrens und aller Affekte, so ist auch das Ziel bei seinem abstrakten Idealismus kaum noch ein positives zu nennen. Wie schon im älteren Brahmanismus der höchste Zustand der Seligkeit, wo man Thun und Lassen, Gutes und Böses von sich abgestreift hat, dem tiefen Schlafe verglichen wird, so läßt auch das buddhistische Nirwâna keine positive Begriffsbestimmung zu, es ist eben ein Auslöschen und Aufgeben alles eigenen Wollens, wie es auch Schopenhauer von dem vollendeten Weisen verlangt. Wenn eine Parallele auf dem Gebiete des Christentums gefunden werden soll, so ergiebt sich uns dieselbe in der Ekstase des Mysticismus, in dem unmittelbaren Ergreifen des un-

endlichen Geistes durch den endlichen Menschengeist. Allein auch hier bleibt den edelsten Vertretern des Mysticismus, namentlich dem Meister Eckhart, das Unzureichende eines solchen Zustandes nicht verborgen, ihm erscheint die einfache praktische Bethätigung der Frömmigkeit noch immer wertvoller und gottgefälliger, als die Weltvergessenheit des Ekstatischen. Im Christentum ist und bleibt „das positive Gottesreich oder das Vernunftreich der allgemeinen Freiheit und Einheit aller im Wollen des Guten" Ziel und Endzweck alles Wollens und Handelns.

Wenn trotzdem zu den mehr passiven Tugenden der völligen Affektlosigkeit und absoluten Selbstverleugnung auch noch andere, positive hinzukommen, wie z. B. die Wohlthätigkeit, so rührt dies eben daher, daß ein negativer Gemütszustand sehr wohl positive Folgen und Wirkungen haben kann, auch wenn diese ursprünglich nicht beabsichtigt waren. Der vielgepriesene und in der That hochentwickelte Wohlthätigkeitssinn der Hindus, der sich bis auf die Selbsthingabe des Menschen an die Tiere erstreckt, ist aber weit weniger aus der opferwilligen, helfenden und erziehenden Liebe, als vielmehr aus dem Gebot der Selbstentäußerung entsprungen. So ist die Liebe mehr eine verständige Gütigkeit als eine handelnde, auf das Wohl des Nächsten gerichtete Liebe. Der Buddhist sagt: Du sollst den Feind nicht hassen, Christus: Du sollst ihn lieben. Das Wohlthun ist weniger Barmherzigkeit als Askese, Selbstentäußerung. Das sittliche Handeln ist in allen Stücken von der Rücksicht der handelnden Person auf sich selbst bestimmt. Ebenso verhält es sich mit den übrigen socialen Pflichten des Familien- und des bürgerlichen Lebens. Wenn diese in beschränktem Maße zu ihrem Rechte kommen und in die Sphäre der sittlichen Aufgaben des Menschen hereingezogen werden, so geschieht dies, genau genommen, nur infolge einer gewissen Inkonsequenz. Dem buddhistischen Heiligen sind die socialen Lebensverhältnisse, die Ehe und der Staat nur notwendige Übel, sein Ideal ist und bleibt der Bhikkhu, der fromme Bettler, der frei von allen Weltsorgen nur der Selbstbeschauung lebt. Buddha selbst ist von Anfang an ein wandernder Mönch und die von ihm ins Leben gerufene Gemeinschaft trägt ganz den Charakter eines Ordens. So läßt es auch Oldenberg nicht gelten, wenn man im Hinblick auf die Beseitigung des Kastenwesens Buddha einen socialen Reformator nennen will. Diese verhängnisvolle, bis heute noch lange nicht überwundene, sociale Scheidung in Stände und Kasten sei für Buddha nur deshalb zurückgetreten, weil ihm alle irdischen Verhältnisse gleich fern gelegen. Für ihn giebt es nur einen Unterschied der Wissenden und Unwissenden, der mehr oder weniger Erleuchteten.

Wir dürfen eben nicht vergessen, daß Buddha weder eine neue Religion begründen, noch auch ein System neuer Socialpflichten aufstellen wollte. Er kennt nur ein Ziel, auf welches alle seine Lehren und Einrichtungen hinführen, die Befreiung und Erlösung von den Leiden und Schmerzen des Erdenlebens. Was diesem Zwecke dient, das findet damit auch seine Berechtigung, auch wenn es mit den Konsequenzen des Buddhismus, genau genommen, nicht vereinbar ist. Eine andere Frage ist die, ob der Friede und die Seligkeit auf dem angedeuteten Wege gefunden werden kann. Darüber haben wir uns schon ausgesprochen. Die buddhistische Lehre entrückt den Menschen zuerst allen seinen Weltbeziehungen und läßt ihn Ruhe finden in der seligen Betrachtung seines von allen Affekten freien

Geistes. Das Christentum macht das Weltleben selbst, allerdings unter der Voraussetzung, daß man dabei nicht Schaden an der Seele nehme, zu einer Schule der sittlichen und religiösen Erziehung. Der Buddhismus ist nach seinem letzten Ziele Quietismus, das Christentum lebendige und thatkräftige Weltverklärung, der Buddhismus schließt mit dem Glauben an sich selbst, er preist die geistig Reichen, das Christentum läßt sich genügen an der Gnade Gottes und an dem Streben, dieselbe in Demut zu gewinnen.

An diese Kardinalfragen über Gott, Welt und das Ende aller Dinge knüpft Chattopâdhyâya in seinen Vorträgen einige Abhandlungen resp. Bemerkungen über Wunder, Gebet ꝛc., die aus dem bisher Gefundenen ihre natürliche Beleuchtung erhalten. Über das Wunder sagt Chattopâdhyâya folgendes: „Während eines der hauptsächlichsten Zeugnisse für die Wahrheit des Christentums sowohl nach der Anschauung der Evangelisten, als der Kirchenväter auf den Wundern beruht, hat der Buddhismus, wie ihn sein Stifter lehrte, dieselben vollständig verschmäht." Wahr ist es, daß die Evangelien von zahlreichen Wundern zu berichten wissen, die als Beweise für die Messianität Jesu, bei Johannes für die Kraft des göttlichen Logos namhaft gemacht werden. Trotzdem ist es nicht gerechtfertigt, von denselben als den hauptsächlichsten Zeugnissen für die Wahrheit des Christentums zu sprechen. Das Christentum ist von vornherein eine sittliche und religiöse Lebensmacht, die ihre Wahrheit in sich selber trägt, in der göttlichen Erhabenheit ihres Stifters und seiner Lehre und die nicht von außen her künstlich gestützt werden muß. Christus hat die Wunder vielfach mit den sonstigen Erweisungen seiner Herrlichkeit unter den Gesamtbegriff seiner Thaten befaßt (Joh. 14, 10 u. ff). Viele seiner Zeichen tragen denn auch den doppelten Charakter einer physischen und geistigen Krafterweisung, viele sind zweifelsohne symbolischer Natur und finden ihre tiefere Deutung in den Worten Christi selbst, so wenn er beispielsweise nach der Speisung an die Leute, die ihn aufsuchen, die vorwurfsvolle Mahnung richtet: „Wirket Speise, nicht die vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben." Jedenfalls ist aus diesen und ähnlichen Stellen ersichtlich, daß Christus den Hauptnachdruck nicht auf die Schauwunder, sondern auf die ethischen Wirkungen seines Thuns im Menschenherzen legt. Manche der Wunder sind allerdings nur aus dem Glauben einer naiven Zeit und Weltanschauung zu erklären und lassen ihren natürlichen Hintergrund sehr wohl erkennen, ohne daß man sich einer rationalistischen Künstelei schuldig macht. Ferner dürfen wir nicht vergessen, daß Christus wiederholt die Wundersucht auf das entschiedenste bekämpft. So Matth. 12, 39: „Die böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen und wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas." Oder in der bekannten, für die Messianität Jesu so wichtigen Erzählung von der Versuchung, wo der Herr das Schauwunder zu seiner göttlichen Beglaubigung verschmäht. „Eine reine und vorurteilsfreie Betrachtung des Christentums und des Weltlaufes", sagt Karl Hase, „wird anerkennen, daß die ewigen Gesetze des Weltalls viel größere Zeichen göttlicher Macht und Weisheit, die historischen Wirkungen des Christentums viel segensreicher sind als alles, was je an Wundern der Vorzeit erzählt worden ist." Trotzdem liegt auch in dem Wunderglauben der Vorzeit, den wir mit dem künstlichen unzeitgemäßen Aberglauben unserer Tage nicht zu-

sammenwerfen dürfen, das schöne Bekenntnis, daß alles, was geschieht, auch wenn es den erkannten Naturgesetzen entgegen ist, in Gott seinen Ursprung und seine Erklärung hat. Mit einer göttlichen Weltordnung, die sich in dem gesamten Prozeß des Weltlebens zum Ausdruck bringt, ist das Wunder allerdings unvereinbar, aber die religiöse Bedeutung des Christentums wird durch ein Aufgeben des Wunderglaubens nicht beeinträchtigt. Die Abneigung Buddhas gegen das Wunder geht von der dem Christentum entgegengesetzten Voraussetzung aus, daß die Natur, des Göttlichen entleert, nur eine Stätte des Elendes und Jammers sei. Uns ist das Wunder des Glaubens liebstes Kind, das wir in der christlichen Religionslehre der Gegenwart zwar entbehren, in den Blättern der christlichen Geschichte aber nicht vermissen möchten.

Wichtiger noch ist die Stellung, welche der Buddhismus zum Gebet einnimmt. Dieses war in dem alten Brahmanismus, wie wir sahen, ein so wesentliches Moment, daß Brahma (des Wortes, des Hymnus Wahrheit) mit dem Gebete geradezu identisch ist. Allerdings verliert auch schon in jener Religion das Gebet immer mehr seine wirkliche und wesentliche Berechtigung. Es ist nicht mehr die Erhebung des endlichen Menschen zur absoluten Gottheit, sondern eine Selbstvergötterung, eine Herrschaft des menschlichen Geistes über das machtlose Brahma. Der Buddhismus handelt deshalb nur konsequent, wenn er mit der Leugnung Brahmas das Gebet ganz verwirft oder vielmehr an seine Stelle die Selbstbetrachtung und das Selbstvertrauen setzt. Chattopâdhyâya sagt darüber: „Weiter empfiehlt das Christentum Gebete und Vertrauen zu Gott, der Buddhismus schärft nur ein eifriges Streben und Selbsthilfe ein.“ Und an einer andern Stelle: „Während also das Ideal des Buddhismus in Selbstentwicklung durch Selbstübung und Selbstvertrauen besteht, ist das des konsequenten Christentums Erlösung durch die Gnade Gottes und nur erreichbar unter der Bedingung eines vollständigen Mangels an Selbstvertrauen und vollständiger Zuversicht auf die Gnade Gottes ꝛc.“ In diesen Worten ist Wahres und Irriges zusammengeworfen. Wahr ist, daß das Christentum von seinen Anhängern ein volles Vertrauen auf die Gnade Gottes verlangt und ein Gefühl der eigenen Ohnmacht und der persönlichen Unvollkommenheit. Ein Christ, dem es an diesen beiden Eigenschaften fehlt, ist kein rechter Christ mehr. Der Gottesglaube, die Überzeugung von dem Dasein eines absoluten, vollkommenen, heiligen Geistes, in dem das Ziel und die Bestimmung der menschlichen Entwicklung gegeben ist, führt notwendig auf der andern Seite zum Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, zu der Erkenntnis, daß der Menschengeist in seiner irdischen Gebundenheit, in seinen endlichen Schranken von diesem Ziele weit entfernt ist. Das Selbstvertrauen, wenn es soviel bedeutet, als ein Pochen auf die eigene Kraft und ein alleiniges Verlassen auf das eigene Vermögen, erweist sich für den christlich Denkenden als eine große Selbsttäuschung. Wer wahrhaftig gegen sich ist, der weiß, daß sich die sittliche Entwicklung auch der Edelsten und Besten nie in einer geraden Linie vollzieht, daß sie Ablenkungen genug erfährt und ihre Korrektur nur in der Gnade Gottes finden kann, d. h. in dem Verkehr mit dem, der heilig ist, in der Erhebung zu dem lebendigen Gott, von dem Kräfte des ewigen Lebens ausgehen, in dem allein die volle Wahrheit und das ungetrübte Licht zu finden ist.

Die göttliche Gnade ist aber nicht eine solche, die ohne jede Mitwirkung des Menschen, gewissermaßen gegen seinen Willen, ohne jede irdische, natürliche Vermittlung dem Menschen aufgenötigt wird, sie ist vielmehr eine geschichtliche, die uns in der Erziehung des Menschengeschlechtes, in der reichen, mannigfaltigen Offenbarung des göttlichen Wesens und Geistes, insbesondere in Christus und in seinem Evangelium nahe tritt. Durch das Ergreifen dieser göttlichen Gnade wird die Kraft des Menschen nicht gebrochen, sein Selbstvertrauen nicht geschwächt oder gar aufgehoben, wie Chattopâdhyâya meint, es gewinnt vielmehr in dem Verkehr mit Gott, in dem Gefühle seiner Nähe und seines erziehenden und läuternden Beistandes eine berechtigte Grundlage, einen inneren Halt, und es ergiebt sich daraus jene glückliche Verbindung von Demut und Heldenkraft, die auf der einen Seite vor Überhebung und Eitelkeit bewahrt und auf der andern in der Kraft des Höchsten die Welt überwindet. Das ist auch der Charakter unsrer christlichen Heroen, eines Paulus, Augustinus, Luther u. v. a., nicht der eines unfruchtbaren, auf sich selbst verzichtenden Weltschmerzes, aber auch nicht der einer philosophischen Selbstvergötterung, sondern der der Freudigkeit eines in Gott ruhenden und in Gott starken Glaubens.

Hier zeigt sich der wunde Punkt des Buddhismus, das Fehlen des Gottesbegriffes am augenfälligsten. Keine Religion hat die Größe des Weltübels, die Macht des Fleisches, die unheilvolle Wirkung der Affekte so tief erkannt und so schmerzlich empfunden wie die buddhistische. Und doch sind die Wege und Mittel des Heiles und der Erlösung so unzureichend. Woher soll der Mensch die Kraft nehmen, die hohen sittlichen Gesetze, die ihm Buddha auferlegt und vorhält, zu erfüllen? Er ist allein auf sich, auf sein Vermögen angewiesen, auf einen Willen, der ja nach den natürlichen Veranlagungen, nach der Erziehung und Beeinflussung von außen so verschieden ist an Kraft und sittlicher Fähigkeit. Den einen wird das schmerzliche Gefühl des Unvermögens zur sittlichen Erschlaffung, zur Verzweiflung treiben, den anderen der Glaube an das eigene Können, die vermeintliche Vollkommenheit und Tugendhaftigkeit zum geistigen Hochmut. Es fehlt jene göttliche Traurigkeit, die durch Gottes Gnade zur Quelle eines neuen Lebens wird, der demütige Dank und das Bekenntnis des Erlösten: „von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist nicht vergeblich an mir gewesen." Und kann man diese Gnade bei einem konsequenten Denken wirklich entbehren? Man mag die Kette menschlicher Verantwortung und freier Selbstbestimmung so weit zurückführen, als man will, einmal muß dieselbe eine Anregung von dem absoluten Geiste empfangen haben, eine Direktion, die auf den Pfad der Erlösung hinweist. Ist diese Anregung nicht auch schon eine Gnade? Darf man die erziehenden und fördernden Momente, die dem sittlichen Streben zur Hilfe kommen, ausschließlich aus dem eigenen Verdienste herleiten oder gar leugnen? Es bleibt nach christlicher Erkenntnis auf jeder Stufe der menschlichen Entwicklung ein Widerspruch zwischen dem endlichen und dem absoluten Geiste, und dieser findet seine Aufhebung nur durch die Selbstoffenbarung des absoluten Geistes im endlichen Geiste, also durch die Gnade.

Ebenso unzutreffend ist das, was Chattopâdhyâya über die christliche Unterscheidung der Pflichten gegen Gott und gegen die Menschen sagt. Er bemerkt darüber folgendes: „Wo menschliche Pflichten mit den

göttlichen in Widerspruch geraten, müssen die ersteren beiseite gesetzt, oder aufgegeben werden. Ebenso giebt es keine menschliche Pflicht, welche nicht aus Gehorsam gegen eine göttliche vernachlässigt oder selbst verletzt werden könnte." Er denkt dabei offenbar an die Moral des Jesuitenordens oder an sonstige Verirrungen der christlichen Geschichte, wonach allerdings die Pflichten gegen die Kirche und zwar gegen eine entartete Kirche nicht selten über die edleren Regungen der Humanität gestellt wurden. Darf aber eine solche Verirrung dem Christentum selbst zur Last gelegt werden? Chattopâdhyâya thut das in der That, nicht aus Böswilligkeit, wohl aber infolge einer falschen Auffassung der ursprünglichen, christlichen Pflichtenlehre, indem er die Quelle jener geschichtlichen Mißgriffe schon in dem Verhalten des Meisters selbst nachzuweisen sucht. Das Christentum der Evangelien kennt keinen Dualismus der Pflichten in einer äußerlichen, mechanischen Trennung. Es kennt nur eine unbedingte, alle Regungen des menschlichen Herzens bestimmende und beherrschende Lebensaufgabe, die in den Worten liegt: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." In diese eine Forderung sind alle andern eingeschlossen, auch die der sittlichen Lebensgesetze; denn der Weg zu Gott, zur christlichen Heiligkeit führt durch die Welt, durch die irdischen Berufspflichten, nicht an denselben vorbei. Die Summe der Gebote: „Du sollst lieben Gott Deinen Herrn und Deinen Nächsten wie Dich selbst", hat Christus niemals auseinandergerissen und getrennt, sondern zu einer untrennbaren Einheit zusammengefaßt. Wohl aber hat er wiederholt die einseitige, religiöse, oder sagen wir, kirchliche Gerechtigkeit, die auf Kosten oder unter Vernachlässigung der menschlichen geübt wird, mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Chattopâdhyâya giebt das selbst gelegentlich zu. Er erwähnt in seinen späteren Ausführungen, daß Christus die Versöhnung mit dem Bruder über das Opfer gestellt, also die kirchliche Übung ohne die näherliegende Pflichterfüllung gegen den Nächsten nicht habe gelten lassen. Und es ließen sich solche Äußerungen in Menge citieren. So sagt der Herr: „Nicht alle, die zu mir sprechen: Herr, Herr! werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel", d. h. die fromme Pflichterfüllung im ganzen Thun und Verhalten des Menschen ist weit wichtiger für seine Beurteilung, als das einseitige Bekenntnis der Lippen. Und an dem Tage des Gerichtes will der Herr jede Wohlthat, die man einem der Geringsten auf Erden erwiesen hat, so betrachten, als ob sie ihm zu teil geworden. Wo ist da eine dualistische Scheidung, eine Bevorzugung der Religion zum Nachteil der Moral?

Ein entscheidendes letztes Prinzip muß es freilich geben im Christentum so gut, wie im Buddhismus. Und da dem Christen Gott das höchste Gut ist, so sind die Pflichten gegen Gott naturgemäß auch die entscheidenden. Tritt jemals ein Konflikt der Pflichten ein, so muß derselbe jeder Zeit zu Gunsten der göttlichen Pflichten entschieden werden. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", ist ein echt christlicher Ausspruch, der aber in keiner Weise zu Handlungen der Willkür und Eigenmächtigkeit mißbraucht und mißdeutet werden darf. Er hebt nur soweit den Gehorsam gegen die Menschen auf, als durch denselben die Ehrfurcht und Liebe gegen das höchste Wesen Schaden leiden könnte. Auch die natürlichsten und heiligsten Bande, welche den Menschen mit dem Menschen verbinden, tragen den Stempel der

Unvollkommenheit und können unter Umständen zu einer ernstlichen Versuchung werden. Fordern die Eltern von ihren Kindern, oder die Vorgesetzten von ihren Untergebenen etwas Ungebührliches, das menschliche oder göttliche Gesetz Verletzendes, so hört die Pflicht des Gehorsams damit auf. So hat der Herr gehandelt, da seine Mutter und seine Brüder ihm auf dem Wege seines göttlichen Berufes entgegentraten, als sie ihn wohl aus Liebe in die Schranken des Herkömmlichen zurückziehen wollten. Da hat er die bekannte Frage ausgesprochen: Wer sind meine Mutter und meine Brüder? Da hat er seine Hände über die Gemeinde ausgereckt und gesagt: „Diese sind mir Schwestern, Mutter und Brüder". Daraus eine Verletzung der Kindespflichten herleiten zu wollen, heißt das Wesen und die Lehre Christi verkennen. Christus hat ganz dasselbe gethan, was von Buddha berichtet wird. Auch dieser hat sich den Veranstaltungen seines Vaters, die ihn vom Suchen nach dem Pfade der Erlösung zurückhalten und auf die Bahnen weltlicher Interessen lenken sollten, entzogen. Er ist die eigenen Wege gegangen, die ihm sein Gewissen und die Forderung seines höheren Berufes vorschrieb.

Die Erfahrung der christlichen Geschichte lehrt denn auch, daß die Liebe zu Gott mit all ihren Pflichten die Nächstenliebe nicht beeinträchtigt, sondern diese nur veredelt und vertieft. In Gott liebt der Christ seinen Nächsten als einen Miterlösten, als ein Kind desselben Vaters, als einen Erben derselben Lebensbestimmung. Aus der Liebe zu Gott und zu Christus sind jene zahllosen Werke der Barmherzigkeit, die segensreichen Veranstaltungen der inneren Mission hervorgegangen. In nichts zeigt sich der Segen des christlichen Gottesglaubens reiner und wirksamer, als in der Heiligung aller Socialpflichten. Es sind ächt christliche Erwägungen, wenn in unseren Tagen die Deutsche Regierung bestrebt ist, ihre Fürsorge auf die große Zahl der Notleidenden, der durch Unfall oder Arbeitslosigkeit verdienstlos Gewordenen auszudehnen. Das ist, wie der große Kanzler meinte, praktisches Christentum. Es bleibt bei jenem apostolischen Ausspruch: Alles ist Euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes." An alle Lebensgemeinschaften, an alle Seiten des irdischen Daseins hat der Christ ein Recht, gegen alle hat er Pflichten, wann und wo er sie aber auch übt, sie müssen zur Ehre Christi und Gottes ausschlagen, müssen den Menschen zu etwas Höherem erheben.

Der Vorwurf einer Scheidung der Pflichten ließe sich mit weit größerem Rechte gegen den Buddhismus erheben. Er scheidet, wenn auch nicht zwischen Pflichten gegen Gott und gegen die Menschen, so doch zwischen Selbst- und Weltpflichten. Die letzteren sind, wie wir schon früher gesehen, genau genommen im Widerspruch mit dem buddhistischen Systeme, das konsequenter Weise zur Weltflucht, zur Isolierung des Geisteslebens, also zur Aufhebung aller Gemeinpflichten führen müßte. „Der Çramana" (d. h. buddhistische Heilige), sagt Köppen, „verläßt das Haus, er entsagt der Welt, Heimat, den Eltern, Geschwistern und Freunden, denn sie alle sind ein starkes Band, das an das Leben knüpft, er ist ferner ehelos, denn Weib und Kind sind die stärksten Fesseln des Daseins." Die socialen Verhältnisse gelten durchweg als ein Hindernis der Seligkeit, deshalb ist das Mönchsleben, das wir innerhalb des Christentums als eine falschgezogene Konsequenz christlicher Begriffsbestimmungen zu bezeichnen berechtigt sind, bei Buddha das Herkömmliche, das höchste Ideal, das so viel wie möglich durchgeführt

und verallgemeinert werden muß. Daher auch die Abneigung gegen die Frauen, die als die natürliche Ergänzung des Mannes gewissermaßen die Urheberinnen der ersten Socialpflichten werden. „Sie sind von den Fallstricken, die der Versucher dem Menschen gelegt hat, der gefährlichste; in den Frauen verkörpern sich alle Mächte der Bethörung, die den Geist an diese Welt fesseln." Daher kommt es auch, daß diese Religion des absoluten Idealismus, die scheinbar doch am allermeisten einen gewissen Universalismus begünstigen müßte, die Frauen stets den Männern auf das entschiedenste auch in religiöser Beziehung unterordnet. Eine bevorzugte Stellung nehmen auch hier wieder die von der Welt geschiedenen Frauen, die Nonnen ein, aber die älteste und ehrwürdigste unter ihnen hat sich der Autorität des jüngsten Mönchs in Demut und schweigendem Gehorsam zu beugen.

Wir haben nur flüchtig an der Hand der erwähnten Vorträge das Gebiet der beiden Religionen durchwandert, ihre Grundbegriffe von Gott und Weltbeschaffenheit, von Aufgabe und Bestimmung der Menschen kennen gelernt. Wir wollen von dieser Wanderung nicht scheiden, ohne rückhaltlos den hohen und streng durchgeführten Idealismus der Buddhareligion anzuerkennen. Der Geist der Milde und des Wohlwollens, der Selbstentäußerung und Selbstbeschränkung hat die rohen, zum Teil barbarisch wilden Völker des inneren Asiens, die Bewohner von Tibet, die Mongolen Tschinggischans u. a. zu milden und menschenfreundlichen Völkern gemacht. Der Glaube, daß alle andern Religionen nur eine Modifikation der einen, absoluten Wahrheit seien, wie sie gerade dem Bildungsstand des Volkes entspreche, hat eine Toleranz erzeugt, die sich in keiner andern Religion in gleichem Umfang und vor allem in der praktischen Verwirklichung so weitgehend wiederfindet. Die Morallehre ist bei aller Einseitigkeit und Abgezogenheit von der Welt doch eine reine und tief in das menschliche Gemüt eingreifende, die so wenig wie die christliche der Gesetzlichkeit und Scheinheiligkeit Raum giebt, sondern stets auf die innerste Gesinnung zurückführt. Es wäre Thorheit und Ungerechtigkeit, dieser weitverbreitetsten aller Religionen die providentielle Bedeutung absprechen zu wollen. Allein wir können uns auch ihren großen Schattenseiten nicht verschließen. Der Buddhismus ist, genau besehen, kaum mehr eine Religion zu nennen, er bildet nicht eine Brücke zwischen dem endlichen Weltdasein und dem Absoluten, sondern giebt das erstere völlig auf, um sich in eine philosophische Selbstbetrachtung zu verlieren, die zu keinem klaren und bestimmten Resultat gelangt und zu einem solchen auch gar nicht gelangen kann, weil sie sich von der gegebenen Naturbasis völlig loslöst und dadurch notwendig in das Phantastische hineingerät. So hat denn auch der Buddhismus, weil ihm die positiven Tugenden der sittlichen Thatkraft und weltverklärenden Liebe, die Immanenz des Göttlichen in der Welt unbekannt ist, überall durch sein Dulden dem Despotismus, namentlich dem priesterlichen Despotismus vorgearbeitet. Alle großen irdischen Interessen und Fragen, nationale, politische und sociale, ja selbst die kultischen liegen ihm an sich ferne. Dieser Mangel eines positiven Zieles, eines klar ausgesprochenen Gottesbegriffes innerhalb des Buddhismus machte sich bald fühlbar. Ein Volk kann sich unmöglich mit einer, wenn auch noch so hoch entwickelten Moral, oder einem philosophischen System auf die Dauer zufrieden geben. So kam es denn auch, daß in

dem am weiteſt verbreiteten, nördlichen Buddhismus der Glaube an göttliche Weſen Eingang fand, die durch Gebet und Opfer gewonnen werden, daß ähnlich wie im früheren Brahmanismus die Prieſter zur Verrichtung ſehr umſtändlicher Ceremonien wieder beigezogen werden mußten. Buddha ſelbſt iſt längſtens, ſo ſehr auch ſeine menſchliche Natur betont wurde, zu einem Gegenſtande abergläubiſcher Verehrung geworden. Eine ungeheure Menge religiöſer Ceremonien, machen die Gläubigen befangen und ziehen ſie vom Weſentlichen, von der ſittlichen Arbeit an ſich ſelber ab. Bekannt ſind die Gebetsmaſchinen in Tibet, der „Phurbu", Nagel, mit dem die böſen Geiſter der Krankheit und des Unglückes zurückgehalten werden, die prophetiſchen „Pfeile", durch welche der Lama die Richtung, aus der das Übel kommt, zu finden weiß. Schlagintweit ſagt: „Der Buddhismus in Hochaſien zeigt uns eine bedeutende Veränderung der urſprünglichen, einfachen Lehren. Der Stifter würde ſchwerlich ſeine Lehre in dieſer Menge von abergläubiſchen Gebräuchen der niederſten Stufe wiedererkennen, welchen die Prieſter aus eigennützigem Intereſſe ſo große Bedeutung beilegen." Trotzdem anerkennt auch er, daß der Buddhismus ſelbſt in dieſer entarteten Form noch immer einen günſtigen Einfluß übe.

Wir wollen nicht verſchweigen, daß unſere Religion nicht minder reich iſt an traurigen Degenerationen, die ſie in ihrem geſchichtlichen Verlaufe bisher erfahren hat, und daß Chriſtus in der katholiſchen Kirche des heutigen Spaniens wohl kaum die Spuren ſeiner einfachen evangeliſchen Wahrheiten wiederfände. Trotzdem bleiben wir bei der Überzeugung, daß in Chriſto, in ſeiner Predigt von dem Gott, der Geiſt und Liebe iſt, der alle auf dem Weg der Buße, des Glaubens und der ſittlichen Lebens- und Liebesarbeit zu ſich ziehen möchte, das Heil der ganzen Menſchheit erſchienen iſt, daß auch einmal das indiſche Volk und ſeine Religionsverwandten, die in ihrem Buddha einen gottgeſendeten Vorläufer Chriſti empfangen haben, ſich zum Hirten der einen Herde bekennen werden. Mögen ſie es einmal erfahren, daß es kein höheres Ziel und keinen tieferen Frieden geben kann als den, ſich als ein Gotteskind zu wiſſen in dem weiten Reich der Gnade, im Himmelreich auf Erden, arm im Geiſte und doch ſo unendlich reich im Glauben an die erziehende und heiligende Liebe Gottes!

Die geſchichtlichen Vorausſetzungen des Sieges des Chriſtentums im römiſchen Reich.

Von E. Lucius, a. o. Prof. der Theologie zu Straßburg.

Der Sieg des Chriſtentums im römiſchen Reich iſt zu allen Zeiten von den chriſtlichen Schriftſtellern als eine der erhebendſten Thatſachen der Vergangenheit gefeiert worden, als ein Ereignis, das, wie nur wenige, das Walten Gottes in der Geſchichte bekundet. Dieſem Urteil kann auch die nüchternſte hiſtoriſche Forſchung beipflichten. Nur wird dieſelbe das Providentielle, das wirklich Einzigartige in der Bekehrungsgeſchichte der alten Welt nicht in deren äußerem Verlauf ſuchen, ſo ſehr derſelbe auch, in einer allerdings wenig wahrheitsgetreuen Weiſe, bereits von den altchriſtlichen Apologeten als ein Siegeslauf gefeiert worden iſt. Sie wird es vielmehr in jenem ſtillen Prozeſſe erblicken, der ſich vor dem Auftreten des Chriſtentums und gleich-

zeitig mit dessen missionierender Thätigkeit vollzogen hat, in jenem einzigartigen Zusammenwirken einer ganzen Reihe von Kräften, die des Zweckes, dem sie dienten, unbewußt, allmählich alle Hindernisse beseitigten, an welchen die Christianisierung des römischen Reichs, jene Vorbedingung für die Weltherrschaft der neuen Religion, hätte scheitern müssen, und die zugleich in aufbauender Weise wirkend, neue Zustände schufen und neue Ideen ins Leben riefen, die der neuen Religion gleichsam Bahn brachen und in ihren Dienst gezogen werden konnten.

Diese doppelte Strömung im Leben der alten Welt vom missionsgeschichtlichen Standpunkte aus in gesonderter Darstellung und in ihren allgemeinsten Zügen zu schildern, ist die Aufgabe, die sich folgende Zeilen gesetzt haben.

I.

„Das Höchste, was das Altertum aus eigener Kraft zu erreichen vermocht hat, ist der Untergang des Heidentums."

Droysen, Geschichte des Hellenismus. Bd. III, 1, (1877) S. 8.

Ein weit geringeres Verständnis als für die positive Vorbereitung der alten Welt auf das Christentum hat gleich von alters her sowohl die christliche Apologetik als auch die Geschichte gezeigt für die destruktiven Kräfte, die in der alten Welt im Dienst des Christentums thätig gewesen sind. Und doch erweisen sich dieselben bei näherer Betrachtung als ebenso unentbehrlich für das Aufkommen der neuen Religion wie die anderen.

In der That setzt die Bekehrung eines jeden Volkes einen, je nach den Verhältnissen, längeren oder kürzeren Auflösungsprozeß voraus. Und dies nicht bloß auf dem Gebiete der Religion. Denn ebensowenig, wie in dem Leben des einzelnen, bildet im Leben der Volksganzen die Religion eine isolierte Funktion. Sie nimmt vielmehr auch hier eine centrale Stellung ein, von welcher aus sie alle übrigen Gebiete beeinflußt. Das gesamte Volksleben, alle geistigen, sittlichen, staatlichen und kulturellen Formen, innerhalb welcher dasselbe sich bewegt, alle seine geistigen und sittlichen Ideale sind durch Anschauungen bedingt, die sie erzeugt hat. Durch diese Formen wurzelt die Religion im Volksleben wie keine andere Macht. Selbst in Fällen, wo sie sich innerlich ausgelebt hat, wo sie in Verfall geraten ist, kann sie mit sicherem Erfolg dem Anprall selbst einer ihr weit überlegenen Religion trotzen, wo immer nur die Formen, bei deren Erzeugung sie mitgewirkt hat, noch bestehen und den Bedürfnissen der Zeit einigermaßen entsprechen. Erschüttert, untergraben, fähig ersetzt zu werden ist eine Religion nur dann, wenn auf der ganzen Linie unter dem Einflusse äußerer oder innerer Faktoren das alte Herkommen unhaltbar geworden ist, wenn die Formen des geistigen, sittlichen und socialen Lebens morsch geworden sind und sich unfähig erweisen, irgendwie als Stützen zu dienen.

Die Voraussetzung einer jeden Volksbekehrung ist daher die Untergrabung oder Entwertung aller Formen und aller Lebensgüter, die mit der Religion in irgend welcher Beziehung stehen.

Es ist dabei selbstverständlich, daß zu je höherer Entwicklung in seinem geistigen, socialen, kulturellen Leben ein Volk gelangt ist, daß je mannigfaltiger die Lebensformen sind, die es erzeugt hat, daß je größer der Einfluß

gewesen ist, den die Religion auf seinen Charakter und seine Geschicke ausgeübt hat, desto bedeutender auch der Widerstand sein wird, den es den zersetzenden Mächten bereitet.

Hiermit sind schon zur Genüge die Schwierigkeiten gekennzeichnet, auf welche die negative Vorbereitung des Christentums innerhalb des römischen Reichs stoßen mußte.

Auf das innigste in der That war unter den Völkern dieses Reichs das ganze Leben, das gesamte Denken und Handeln durchdrungen und beherrscht durch die Religion. Die der neueren Zeit so geläufige Scheidung zwischen Heiligem und Profanem bestand nirgends. Das politische Leben bewegte sich, selbst in den entlegensten Gegenden, innerhalb der Formen, die die Religion geschaffen und in welche sich selbst der Ungläubige fügen mußte, da von ihrer Beobachtung das fernere gedeihliche Bestehen des Gemeinwesens als abhängig galt. Das öffentliche Leben mit seinen Einrichtungen, seinen zahlreichen Festen zu Ehren der Gottheiten, seinen mit religiösen Ceremonien verbundenen Vergnügungen war nicht minder durch die Religion bedingt. Das Privatleben war von der Wiege bis zum Grabe vollständig mit religiösen Gebräuchen durchdrungen, die, wenn auch vielfach ihres ursprünglichen Inhaltes entleert, nichtsdestoweniger durch die Macht der Gewohnheit fortbestanden, selbst dann noch eine Stütze der Religion. Die Litteratur zehrte fast ausschließlich aus dem Schatze der Mythologie, die Kunst entnahm mit Vorliebe der Göttergeschichte die Gegenstände ihrer Darstellung, sowohl da, wo sie im Dienste des Gemeinwesens arbeitete, als auch da, wo sie den Privaten diente. Die ganze geistige und materielle Kulturwelt, die Wertschätzung der Güter, alle Denkrichtungen und alle Lebensideale — waren bedingt durch die Religion.

Wie ein festgefügter, organischer und einheitlicher Bau bietet sich daher die alte Welt den Blicken dar. Alles in ihr trägt und stützt sich gegenseitig. Religion, Staat, materielle und geistige Kultur sind aufs unzertrennlichste verbunden. Die Religion konnte daher nur erschüttert werden durch die Erschütterung sämtlicher Verhältnisse.

Diese Erschütterung hätte jedoch unmöglich von der neuen Religion ausgehen können. Hierzu wäre nichts Geringeres notwendig gewesen, als daß das Christentum sich eine höher stehende Kultur, als die in der griechisch-römischen Welt vorhandene, geschaffen oder angeeignet hätte, eine Kultur, die der heidnischen in dem Maße überlegen gewesen wäre, wie später im Mittelalter und in der neueren Zeit die Kultur der missionierenden christlichen Welt die der noch heidnischen Völker übertroffen hat. Erst unter solchen Verhältnissen wäre es dem Christentum möglich gewesen, einen jener Prozesse hervorzurufen, die uns die Missionsgeschichte so oft zeigt, hätte es vermocht, die heidnische Kulturwelt durch den ihr aufgedrungenen Vergleich mit der eigenen zu entwerten und zum voraus ein günstiges Vorurteil für seine Überlegenheit, auch auf dem religiösen Gebiet, zu wecken. Allein, statt auf dem Kampfplatz aufzutreten im Besitze einer höheren Kultur, ist das Christentum der alten Welt vielmehr erschienen als eine kulturlose, ja geradezu als eine kulturfeindliche Religion. Eine besondere Kultur war ihm ja von Hause aus nicht zu eigen, und die oppositionelle Stellung, in die es gleich anfangs zu allem geriet, was mit dem Heidentum selbst nur lose zusammenhing, mußte ihm auch das Verständnis

der alten Kulturwelt unmöglich machen. Als ein der Welt abgewandtes, lichtscheues, winkelsüchtiges Völkchen erscheinen daher die Christen ihren heidnischen Gegnern. Ein Celsus sieht sie an als unwissende und bornierte Menschen und stellt sie in gewisser Beziehung auf dieselbe Linie wie die Skythen und die lybischen Nomaden. Porphyrius erblickt in ihrer Religion ein Zurücksinken in alte, längst überwundene Roheit, und noch Kaiser Julian sucht vergebens unter ihnen nach Bildung, Wissenschaft und Kunst.

Es wäre daher dem Christentum rein unmöglich gewesen, aus eigener Kraft die Hemmnisse zu beseitigen, die ihm das noch unangefochtene Bestehen der alten Kulturwelt bereitet hätte. Diese Beseitigung konnte überhaupt nur das Ergebnis eines inneren Prozesses sein, der die Stützen, auf welchen die alte Welt ruhte, zum Wanken brachte, ihre Güter entwertete, ihre Herrschaft über die Geister brach und dadurch Raum schuf für das Aufkommen einer neuen religiösen Großmacht.

Schon frühe beginnt ein derartiger Prozeß in der Geschichte der alten Völker. Mit welcher Intensität er sich vollzogen hat, zeigt am besten sein schließlicher Ausgang: die Auflösung, der Untergang der alten Welt.

Für unsere Zwecke genügt es indessen an diesem Orte diesen Prozeß an und für sich auf denjenigen Gebieten zu verfolgen, die bei den Volksbekehrungen sich als die wichtigsten erweisen, und auf welchen daher auch das Christentum in der alten Welt auf den heftigsten Widerstand stoßen sollte.

Zunächst auf dem Gebiete des Staates.

1) Bereits Origenes [1]) und nach ihm, in Ausführung desselben Gedankens, Eusebius von Caesarea [2]) haben die beinahe unüberwindbaren Schwierigkeiten erkannt, die dem Christentum im Wege gestanden wären, wenn zur Zeit seiner Verkündigung die ursprünglichen staatlichen Verhältnisse noch bestanden hätten: die noch ungebrochene und uneingeschränkte Macht der götzendienerischen Gemeinwesen hätte nach ihrem Dafürhalten die Annahme der neuen Religion erschwert, der Kriegszustand, der beständig zwischen den noch unabhängigen Staaten herrschte, hätte die Geister von der Friedensbotschaft abgezogen. Es sind dies gewiß trotz ihrer einseitigen Motivierung zwei der wichtigsten Gesichtspunkte, die sich bei der Betrachtung der alten staatlichen Verhältnisse ergeben.

Ein geradezu unüberwindliches Hindernis für die Ausbreitung des Christentums wäre wohl in erster Linie die Selbständigkeit der alten heidnischen Staaten gewesen. Mochten diese Staaten gesittet oder barbarisch sein, im Interesse ihrer Selbsterhaltung konnten sie gar nicht anders, als jede religiöse Neuerung unbedingt von sich abzuweisen. Denn die Religion bildete bei ihnen allen von alters her einen wesentlichen Bestandteil des Staats und war von demselben schlechterdings untrennbar. Nicht der einzelne, sondern der Staat wachte über die Beobachtung ihrer Gesetze, das Fortbestehen ihres Kultus. Sein Wohl und Wehe schien von dieser Erhaltung abzuhängen. Denn die Götter, wie sie bereits bei der Gründung des Staates mitgewirkt, waren seine natürlichen Beschützer, gleichsam seine himmlischen Bundesgenossen in allen Angelegenheiten, im Kriege die Verleiher des Sieges, im Frieden die Beförderer seiner Wohlfahrt. Ihr Ansehen anzweifeln, hieß so viel, wie an den Grundfesten des Staats rütteln, ein Ver-

[1]) Cont. Cels. II, 30.
[2]) Theophania III, 1. V, 52.

brechen begehen wider den Staat. Selbst in derjenigen Stadt des Altertums, die schon frühe das größte Maß einer freieren Denkart ertrug, selbst in Athen wachte der Staat über die Anerkennung seiner Gottheiten in eifersüchtiger Weise, und die Behandlung, die er einer ganzen Reihe von Denkern angedeihen ließ[1]), beweist bis zur Evidenz die Aussichtslosigkeit einer jeden religiösen Reform, so lange der alte Staat in ungebrochener Kraft fortbestand, die Religion beherrschend und knechtend, im Glauben, daß seine eigene Fortdauer abhängig sei von dem weiteren Fortbestehen des Kultes der einheimischen Götter.

Doch nicht bloß die Religion beherrschte der alte, besonders der griechische Staat in solcher Weise, alle individuellen Regungen erstickend, sondern über das ganze Leben des Menschen erstreckte er dieselbe tyrannische Herrschaft. Der einzelne gehörte nicht sich selbst an, sondern dem Gemeinwesen. Die oberste Pflicht, die ihm oblag, war, an der Erhaltung und Kräftigung des Staats mitzuarbeiten. Ein höheres Gut als den Staat durfte er nicht kennen. Diesem sollte er daher alle anderen Güter unterordnen. Bloß durch Rücksichten auf ihn sollte er sein Leben bestimmen lassen, die eigene Neigung und die bessere Überzeugung ihm willig aufopfern. Es war nicht bloß eine Absorption des äußeren Menschen durch den Staat, sondern eine beständige Bestimmung selbst seines religiösen und sittlichen Fühlens und Denkens durch Rücksichten auf die so oft kleinlichen, eigennützigen und ungerechten Ziele, die das Gemeinwesen verfolgte.

Geradezu undenkbar wäre unter derartigen Verhältnissen das Aufkommen einer Religion gewesen, die sich an den einzelnen wandte, keine höheren Rücksichten als das Heil seiner Seele anerkannte und die schon in ihrem universalistischen Standpunkt die Kritik enthielt des so engherzigen nationalen Stolzes, sowie der darauf begründeten schroffen Scheidung der Menschen in Volksgenossen und Feinde.[2])

Der Tyrannei des alten Staats hat die von innen ausgehende Reaktion des von ihm unterdrückten Individuums, ganz im besonderen aber die antike Staatenbildung ein Ende bereitet.[3]) Im Osten war es die makedonische Herrschaft, die das Werk der orientalischen Weltmonarchien weiter fortführend, die Grenzen des nationalen Lebens aufhob und die kleinen Staatswesen in Abhängigkeit von sich brachte. Im Westen vollzog das römische Reich dieselbe Aufgabe und bereitete auch hier der Unabhängigkeit der kleineren Gemeinwesen ein Ende.

Die Beschränkung oder gar die Vernichtung ihrer Selbständigkeit konnte aber im Schoße der einzelnen Gemeinwesen nicht anders, als das Band lockern, das die Religion mit dem Staate verband. Die alten Götter hatten sich unfähig erwiesen, die alten Verhältnisse aufrecht zu erhalten, ihre Verehrer zu beschützen. Andere Rücksichten, als die auf das Staatswohl durften sich daher auf dem religiösen Gebiete geltend machen. Aber auch im Leben verliert der Staat, seitdem er nicht mehr für alle ein Gegenstand des Stolzes und eine Quelle der Befriedigung ist, seine die verschiedensten Gebiete beherrschende Stellung.

---

[1]) Renan, les Apôtres (1866) S. 314 f.

[2]) Müller, die Idee der Menschheit im hellenischen Altertum, Jahrbücher für klassische Philologie. IX. Supplementband (1877) bes. S. 93 ff.

[3]) Curtius, Die Reichsbildungen im klassischen Altertum, Altertum und Gegenwart. Band II (1882) S. 235 ff.

Einen Ersatz für das verlorene Gut der staatlichen Selbständigkeit bot einer langen Reihe von Geschlechtern das städtische Leben, das durch die griechische und römische Herrschaft begünstigt, sich auf den Trümmern der alten Ordnung der Dinge überaus kräftig entwickelte. Hier war noch vielen die Gelegenheit geboten, sich hervorzuthun, zu Ehre und Würde zu gelangen. Und groß ist die Zahl derer gewesen, die in diesem Streben volle Befriedigung gefunden haben, für welche die allgemeinen Angelegenheiten im Vordergrund standen und alle anderen Rücksichten zurücktreten ließen. Allein es war im Grunde genommen doch eine recht engbegrenzte Sphäre, innerhalb welcher in den Städten das öffentliche Leben sich noch bewegen durfte. Die pomphaftesten Formeln der öffentlichen Urkunden konnten die Leere dieses Lebens nicht verdecken, noch den Abstand verkleinern, der zwischen Einst und Jetzt bestand. Als daher nach der Regierung der Antonine der allgemeine Wohlstand im Reich abnahm, die Lasten, die der Staat den einzelnen Städten auferlegte, drückender wurden, so daß die finanzielle Lage derselben sich verschlimmerte und eine Einmischung der Reichsregierung zur Folge hatte, erlahmte in überaus schneller Weise das öffentliche Leben.[1]) Bereits gegen Ende des dritten Jahrhunderts bleiben die früher so umstrittenen öffentlichen Ämter ohne Bewerber, und bald kommt es dahin, daß Zwang zu ihrer Besetzung angewandt werden muß. Der Gemeinsinn ist eben verschwunden. Lust und Freude am öffentlichen Leben sind auf lange Zeiten dahin. Durch Rücksichten auf das öffentliche Wohl läßt sich niemand mehr bestimmen. Das Individuum ist frei geworden.

Je länger desto weniger beeinträchtigt das römische Reich dessen Freiheit. Das römische Reich war zwar als eine wahre Wohlthat bei zwei Jahrhunderten selbst von den ihm unterworfenen Völkern gefeiert worden. Es hatte ihnen den so lange vermißten Frieden, die Ruhe und die Sicherheit geschenkt, es hatte die materiellen Interessen gefördert und den Wohlstand verbreitet. Seine Größe und seine Macht imponierten. Man war stolz ihm anzugehören. Doch war es ihm nicht gelungen, eine faktische Einheit zwischen den Völkern herzustellen. Als daher im dritten Jahrhundert der Bürgerkrieg wiederum erwachte, der Feind an der Grenze trotzig wurde, als Unglücksfälle die Länder heimsuchten, als der Wohlstand sank, der Steuerdruck immer schwerer sich fühlen ließ, da sank auch der Kultus des göttlichen Roms im ganzen Reich. An seinem Wohl und Wehe nahmen immer kleinere Kreise einen wirklichen Anteil. Übrigens wenn schon früher das Reich seine Macht vorwiegend auf fremde Söldlinge gegründet hatte, so entnationalisiert es sich vollständig im dritten Jahrhundert, indem es in die Formen des orientalischen Despotismus eingeht, und schon naht die Zeit, wo es seine wichtigsten Stellen Fremden, Barbaren anvertrauen wird. Was ein christlicher Schriftsteller[2]) von seinen Glaubensgenossen ausgesagt, daß um keinerlei Angelegenheiten sie sich weniger kümmerten als um die öffentlichen, paßt im dritten und vierten Jahrhundert auch auf die Mehrzahl der heidnischen Kreise. Das Interesse an der Politik ist überall im Absterben begriffen. Die alten Staatsformen haben sich ausgelebt.[3]) Es ist Raum geschaffen für das

[1]) Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit. Bd. I (1883), bes. S. 888 ff.
[2]) Tertullian, Apol. 38.
[3]) Marquardt, Römische Staatsverwaltung. Bd. I (1881) S. 196 f. Kuhn, die städtische und bürgerliche Verfassung des römischen Reichs. Bd. I (1864) S. 245 f.

Aufkommen neuer Mächte. Religiöse und sociale Fragen stehen nunmehr im Vordergrund. Die ersteren sollten im Christentum, die anderen fast gleichzeitig in den Bauernaufständen und gewissermaßen in der Völkerwanderung ihre Lösung finden.

Bei seinem Auftreten fand also das Christentum den alten Staat beseitigt, die Religion von dessen tyrannischer Herrschaft befreit, die stete Sorge um ihn zurückgedrängt. Das Städtewesen dagegen stand in Flor, für viele eine Quelle innerer Befriedigung. Allein ohne geschichtliche Fundierung, ohne nationale Konsistenz, ein blasses Abbild des alten Staatslebens, war es unfähig standzuhalten vor der Ungunst der Zeiten und den centralisierenden Bestrebungen des Reiches. Dieses Reich selbst war zwar noch in voller Kraft, aber ohne jene innere Einheit der Bevölkerung, die allein es widerstandskräftig gemacht hätte gegen den inneren und äußeren Feind, der es bedrohte.

Parallel mit der Verkündigung des Christentums ging der Verfall des städtischen Lebens, der Übergang der Reichsregierung von der noch immer römisch-nationalen zur orientalisch-despotischen Form, das Erlahmen eines jeden staatlichen Interesses, das Aufkommen der socialen und agrarischen Frage.

Es ist also eine Zeit des Übergangs. Wie die Geschichte beweist, bilden aber solche Zeiten den geeignetsten Augenblick im Leben der Völker zu einer religiösen Umsetzung. Die staatlichen und socialen Formen sind nicht mehr imstande, die alte Religion zu stützen und zu halten. Eine neue Religion kann sich mit leichter Mühe einbürgern.

Ähnlich sollte im Mittelalter bei den germanischen Völkern, ähnlich in der neueren Zeit auf den polynesischen Inseln und auf Madagaskar der Verfall der staatlichen und socialen Ordnungen den Sieg des Christentums vorbereiten.

2) Nicht anders als der Staat hätte das noch ungebrochene Fortbestehen der alten Lebensideale und der alten Sitte den Sieg des Christentums erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Denn in noch viel höherem Maße als der Staat ist die Sitte Trägerin und Stütze der Religion. Sie ist durch ihren Ursprung wenigstens teilweise eine religiöse, und bildet sich aus unter dem Einfluß bestimmter religiöser Anschauungen. Der Widerstand, den sie einer jeden Neuerung zu leisten imstande ist, ist ein um so größerer, als sie das ganze Leben umspannt, nicht bloß wie der Staat die Interessen einer besonderen Klasse, immerhin im Altertum einiger wenigen berührt, sondern ihren Schwerpunkt in jenen geistesträgen Massen hat, denen eine jede Änderung des alten Herkommens zuwider ist. Nicht minder tief wurzeln die Lebensideale in einem Volke. Sie sind ein Produkt seiner natürlichen Anlagen, seiner geschichtlichen Entwicklung, ganz im besonderen aber seiner Religion. Sie umändern, sie aufgeben bedeutet deshalb so viel, wie mit der ganzen bisherigen Entwicklung des Volkes brechen.

Und doch konnte das Christentum nicht anders, als diesen Bruch mit der heidnischen Vergangenheit von denjenigen zu fordern, die sich ihm anschließen wollten. Nur dadurch konnte es seine Anhänger vor der ansteckenden, verführerischen Macht des heidnischen Wesens sicher stellen, daß sie ihnen ein Sichfernhalten von allen Lebensgebieten, allen Beschäftigungen, und

allen Vergnügungen zur Pflicht machte, durch welche sie mit dem heidnischen Geiste in Berührung geraten mußten. Selbst das Verzichtleisten auf die Teilnahme an Kunst und Litteratur konnte es nicht umhin zu fordern, da gerade hier für alle Gebildeten der Zauber des heidnischen Wesens am stärksten wirkte. Doch noch schwieriger mußte die Forderung erscheinen, das Urteil über jene Güter, die der Menge als die obersten galten, wie Reichtum, Wohlleben, Ehre, Ruhm einfach umzukehren, um sie als Dinge zu betrachten, deren Erwerb und Besitz die Erlangung des Heils erschweren, wenn nicht geradezu unmöglich machen mußten.

Es sind dies in der That Forderungen der schwierigsten Art. Auch ist das Christentum mit denselben niemals durchgedrungen bei den Massen, bei dem eigentlichen Volke. Dasselbe blieb vielmehr in seiner alten Sinnesweise und in seinen alten Anschauungen befangen. Weder Kirche noch Staat vermochten es zum Aufgeben derselben zu bewegen. Bis zu seinem Ende blieb es ein heidnisches und selbst auf seine Nachkommen hat es ein gutes Stück seiner heidnischen Weltanschauung vererbt. Aber selbst unter dem besseren Teil der Bevölkerung des römischen Reichs, unter den sittlich und religiös Strebenden, hätte das Christentum seine Forderungen niemals durchzusetzen vermocht, und es wäre ihm daher unmöglich geworden, zur Religion der alten Welt zu werden, wenn die Formen des damaligen Lebens nicht bereits eines Teils ihres geistigen Inhaltes verlustig gegangen wären; wenn nicht ganz im besonderen die gesamte antike Welt- und Lebensanschauung mit ihrem Vertrauen auf die Güte und die Leistungsfähigkeit der menschlichen Natur, mit ihrer Freude an dem Diesseitigen, ihrer Auffassung und Wertschätzung der materiellen und geistigen Kulturgüter, jener Kulturstolz endlich, welcher namentlich den Hellenen erfüllte, untergraben worden wären, gekränkelt und ihren Halt verloren hätten.

Diese Entwertung der Formen und Güter des antiken Lebens ist allerdings durch den gesamten Entwicklungsgang der alten Welt bedingt, durch den Widerstreit, der unter verschiedenartigen religiösen und ethnischen Verhältnissen entstandenen Elemente, aus welchen die alte Kulturwelt zusammengesetzt war, durch den Verfall des politischen und öffentlichen Lebens selbst in den Städten, den eigentlichen Brennpunkten der alten Kultur, durch die Ungunst der Zeiten, die Veränderungen, die sich auf dem socialen und ökonomischen Gebiet zutrugen. Immerhin hätte sich dieser ganze Prozeß niemals so schnell zu entwickeln vermocht und seinen Einfluß ganz im besonderen in denjenigen Kreisen zur Herrschaft zu bringen, die sich im vollen Besitz der materiellen und geistigen Kulturschätze des Altertums befanden, wenn er nicht angeregt und bis zu seinem Ende in energischer Weise gefördert worden wäre durch die griechische Philosophie, jene geistige Großmacht der alten Welt, die in Abwesenheit fester religiöser und sittlicher Satzungen die eigentliche Führerschaft der Geister unter allen Kulturvölkern des römischen Reiches ausgeübt hat.

Schon durch die Stellung, die sie sich selbst angewiesen, mußte übrigens die griechische Philosophie diesem Prozeß Vorschub leisten. In einem Volke aufgekommen, das, wenn es auch nicht aus lauter Denkern bestand, dennoch wohl das wißbegierigste und intellektualistisch gerichtetste ist, das die Geschichte kennt, gilt ihr das wissenschaftliche Denken als die edelste Thätigkeit des Menschen, das Wissen als das höchste Ziel des Lebens, die Vorbedingung alles

Glückes. In der Rangstufe der menschlichen Wesen nimmt der Wissende die oberste Stelle ein. Seine Seligkeit preisen selbst die nüchternsten unter den Philosophen als die eines Gottes. Neben dem Wissen müssen daher alle andern Güter verblassen, und willig wird der nach seinem Besitze Strebende sie aufopfern, wo sie sich als Hemmnisse erweisen. Und daß derartige Forderungen nicht bloße Theorie, haben schon die ältesten griechischen Philosophen durch ihr Leben bewiesen. Gleichgültig verhielten sie sich dem Besitze gegenüber. Anaxagoras, heißt es in einem unter dem Namen Platos überlieferten Dialog[1]), verlor aus Nachlässigkeit sein ganzes Vermögen. Aehnliches wird auch von anderen unter den Alten erzählt. Und etwas weiter oben in demselben Dialog[2]): Alle diese Alten, die durch ihre Weisheit so sehr berühmt sind, Pittakus, Bias, Thales von Milet mit seinen Anhängern und andere bis auf Anaxagoras, alle oder fast alle[3]) haben sich von den Staatsgeschäften fern gehalten. Selbst die Ehe mied die große Mehrzahl der Philosophen vornehmlich aus Rücksichten, die am drastischten wohl Theophrast[4]) entwickelt hat und die in dem Gedanken gipfeln, daß das Weib eine Last für den Weisen bildet, daß selbst die beste Gattin, was indessen ein seltener Vogel, vollständig entbehrlich für ihn ist, daß Freunde und Verwandte, die nach eigenem Urteil ausgewählt werden können, den eigenen Kindern weit vorzuziehen sind. Von Thales bis auf die letzten Ausläufer der neuplatonischen Schule blieb denn auch die Ehelosigkeit mit einigen Ausnahmen die Regel.[5]) Sogar einzelne Beispiele von eigentlicher Weltflucht lassen sich bei den ältesten Philosophen Griechenlands nachweisen.[6])

Derartige Thatsachen zeigen immerhin, wie rücksichtslos gleich zu Anfang die griechische Philosophie sich der Wirklichkeit gegenüber verhalten hat, wie gering in ihren Augen der Wert gewesen ist, der dem Reichtum, dem Staate, der Familie, der Nachkommenschaft, der Geselligkeit und überhaupt allen jenen Gütern zukommt, welche doch die landläufige Meinung an die Spitze der vorzüglichsten und wünschenswertesten Dinge gestellt hatte.

In noch unzweideutigerer Weise bekundet sich jedoch dieser Charakter der griechischen Philosophie in der Natur und der Tendenz der Systeme, die sie in ihrem späteren Verlauf aufgestellt hat.

In der That bilden diese Systeme durch die Reinheit ihrer Ideale, durch die Hoheit ihrer Forderungen eine unausgesetzte Kritik der wirklich vorhandenen Kulturwelt. Keines dieser Systeme hat sich dazu hergegeben, die gangbare Wertschätzung der Kulturgüter zu bestätigen oder gar zu dem Genusse derselben anzuleiten. Ihre Urheber sind vielmehr mit der gegebenen Welt so unzufrieden, daß sie ihr eine andere, eine sittliche oder eine intellektuelle gegenüberstellen und die Abwendung von jener, die Zuwendung zu dieser fordern.

Neue Welten kann man in der That jene Schöpfungen nennen, die die griechische Philosophie seit den Tagen der Sophistik erzeugt hat. Die

---

[1]) Hippias Maior p. 283, A.
[2]) Ibid. p. 281, c.
[3]) Ausnahmen bei Zeller, Die Philosophie der Griechen. Bd. I[4] (1876) S. 63.
[4]) Bei Hieronymus, Adv. Jovin. I, 47.
[5]) Bernays, Phokion (1881) S. 25.
[6]) Bernays a. a. O. S. 27. Vgl. Benseler, Der Optimismus des Sokrates gegenüber den pessimistischen Stimmen der älteren griechischen Litteratur (1882) S. 13 ff.

Elemente, aus welchen sie dieselben geformt, hat sie jedoch nicht der Beobachtung der empirischen Welt und deren Lebensbedingungen entnommen, denn an der Erkennbarkeit der Außenwelt ist die Philosophie gleich in den ersten Zeiten ihres Bestehens irre geworden. Sie entnimmt daher immer ausschließlich das Material, das sie verwendet, dem eigenen Innern. Mit den Begriffen, die sie im menschlichen Geiste vorfindet und die ihr allein als an sich gewiß erscheinen, baut sie ihr System auf in unerschütterlichem Vertrauen auf die Wahrheit des Denkens.

Aus dieser Thatsache erklärt sich die Haltung fast aller dieser Systeme. Nach reinen Idealen, ohne Rücksicht — wenigstens prinzipielle — auf die Wirklichkeit konstruiert, passen sie nicht in diese Wirklichkeit hinein. Sie werden sofort zur Kritik derselben, sie greifen störend in die gegebenen Verhältnisse ein und weisen über dieselben hinaus.

Es gilt dies zunächst für die Neuschöpfungen auf dem ethischen Gebiet. Schon bei Sokrates tritt ihr destruktiver Charakter zu Tage, in höherem Maße jedoch erst bei Plato. Die sittliche Welt, die Plato geschaffen, ist, so hellenisch sie auch immerhin in der Mehrzahl ihrer Teile erscheinen mag, in mancher Beziehung doch wie die Negation der vorhandenen Welt. Dem im Geiste seines Volkes so tief wurzelnden Eudämonismus stellt Plato die Forderung gegenüber, die Tugend zu pflegen um ihrer selbst willen, da sie ihren Lohn in sich trägt; daß es besser sei, Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun, und daß selbst dem Feinde man nicht Böses mit Bösem vergelten dürfe. Der herkömmlichen Wertschätzung der irdischen Güter begegnet er mit der Anschauung, daß weder Freiheit noch Friede, noch Reichtum an sich Güter sind, daß Wissenschaft, Kunst, Staat es erst werden, wo sie zur sittlichen Erziehung der Menschen dienen. Der Tugend als dem höchsten Gut, wird alles, was sonst als Gut gilt, weit untergeordnet, sie selbst aber auf eine Höhe gebracht, die sie geradezu als unerreichbar mußte erscheinen lassen. In dieser Welt findet sie denn auch Plato nicht verwirklicht. Um so lieber schaut er sie in jener andern, jener übersinnlichen Welt, in die der Denker so gern entflieht, da sie ihm alles bietet, was die Wirklichkeit ihm versagt.

In dieser Ideenwelt, die Plato geschaffen, tritt uns ein neuer Faktor in dem Entwertungsprozeß der Güter der alten Welt entgegen. Schon auf Plato hat sie eine Anziehungskraft ausgeübt, die ihn der wirklichen Welt zu entfremden drohte, während sie spätere Geschlechter vollständig vom Diesseitigen abgekehrt hat.

Begünstigt haben diesen negativen Zug in ihrer Weise die meisten Systeme der nacharistotelischen Zeit. Denn ihnen allen gemeinsam ist die Abkehr von der Außenwelt, das Bestreben, die Glückseligkeit von derselben unabhängig zu machen und sie in das Innere des Menschen zu verlegen. In dieser Thatsache ist schon das Urteil angedeutet, das alle diese Schulen über den Wert der äußeren Güter fällen mußten. Selbst die epikuräische Ethik hält dieselben für durchaus entbehrlich für den Weisen, während die stoische Schule sie zwar als gleichgültige Dinge ansieht, thatsächlich sie aber eher für gefährlich als für nützlich hält. Denn, während alle äußeren Güter die Glückseligkeit desjenigen nicht zu erhöhen vermöchten, welcher sich bereits im Besitze der Seelenruhe, der Apathie, befindet, könnten sie leicht zu Hemmnissen werden für die große Zahl derjenigen, die noch unfertig nach der Tugend streben. Der Weise wird sich daher den Gütern gegenüber indifferent ver-

halten. Selbst mit der Wissenschaft wird er sich nur insofern befassen, als sie unentbehrlich ist zum ethischen Wissen, und mit dem Staate nur, wo derselbe die Bedingungen erfüllen würde, welche die Schule in ihrem Bilde des idealen Staats zusammengestellt hat.

Ebensowenig wie auf die vorhandene Welt nimmt die Stoa Rücksicht auf die Bedingtheit der menschlichen Natur. Die Anforderungen, die sie an den einzelnen stellt, übersteigen dessen Kräfte. Das Ideal des Weisen, das sie konstruiert, ist schlechterdings unerreichbar. Dieser Erkenntnis suchte die Schule sich allerdings zu entziehen.[1]) Da ihr dies jedoch nicht gelang, sie aber trotzdem an ihrem Ideal festhielt und dasselbe als Maßstab an die sittlichen Erscheinungen der Gegenwart anlegte, mußte ihr Urteil nicht bloß über die Menschen, sondern über die Leistungsfähigkeit der menschlichen Natur überhaupt immer mehr herabgestimmt werden. Der Optimismus, jene bedeutendste Stütze der alten Weltanschauung, konnte infolge derartiger Beobachtungen und Erfahrungen nicht anders, als je länger desto mehr erschüttert zu werden.

Der Rückzug aus der empirischen Welt, welchen die Philosophie mit Plato angetreten hat, erreicht seinen Abschluß im Neuplatonismus. Alles in diesem System gravitiert der jenseitigen übersinnlichen Welt zu. Diese Welt ist die allein wirkliche. Sie ist die Heimat der Seele, die nach ihr zurückkehren soll. Die Philosophie predigt die Abkehr von der empirischen Wirklichkeit, die Flucht aus der Sinnenwelt. Sie wird zur Wegweiserin in die übersinnliche Welt, zu einer Religion des Jenseits.

Bei der Stellung, welche die Philosophie im Leben der alten Welt einnahm, mußte der Entwertungsprozeß der materiellen und geistigen Güter, den sie vollzog, auch weit hinein in jene Kreise seinen Einfluß erstrecken, die an ihrem Betriebe keinen unmittelbaren Anteil nahmen. Die Übereinstimmung, mit welcher Jahrhunderte hindurch die philosophischen Systeme die höchst denkbare Glückseligkeit in das Innere des Menschen verlegt, mit welcher sie von der empirischen Welt sich abgewandt, und den herkömmlichen Wert aller ihrer Güter, Ruhm, Ehre, Staat, Kunst, Litteratur, Reichtum und dergleichen, bestritten oder verneint hatten, mußte in dem Geistesleben der alten Welt eine Strömung erzeugen, der sich die bessern Geister nicht zu entziehen vermocht hätten. Aber selbst da, wo der einzelne sich ihr verschloß, war doch in seine Lebensanschauung ein Ferment geworfen, das ihm den ruhigen Genuß der Lebensgüter geradezu unmöglich machte. Und wiederum dadurch, daß die, die höchsten geistigen und sittlichen Interessen vertretende Großmacht, daß die Philosophie sich von dem gewöhnlichen Leben, dessen Formen und Gütern abwandte, nicht nur sich zu denselben nicht herabließ, um sie auf eine höhere Stufe zu erheben, zu veredeln und zu ihrem rechten Gebrauch anzuleiten, sondern geradezu jeden Zusammenhang mit ihnen auflöste, um in einer unerreichbaren Welt der Glückseligkeit nachzujagen, — mußten die der Pflege der gemeinen Menge überlassenen Lebensformen und Kulturgüter ihres geistigen Gehalts immer mehr verlustig gehen, gleichsam sich materialisieren. Volle Befriedigung konnte daher die empirische Welt mit ihren Gütern nur noch den sinnlich gerichteten Durchschnittsmenschen gewähren.

---

[1]) Hirzel, Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften (1877) II, 1. S. 272 ff.

Zwischen dem sittlichen und geistigen Leben, welches das Bewußtsein der Besseren ihrer Zeit forderte, und dem in den herkömmlichen Formen und Anschauungen sich bewegenden Leben der großen Menge war ein Zwiespalt geschaffen, der nicht wiederum geheilt werden sollte. Dieser Dualismus sollte zu einer der wirksamsten Ursachen in der Auflösung der alten Welt werden, doch wie nur wenige hat er zuvor das Aufkommen des Christentums und dessen Sieg vorbereitet.

3) In steter Wechselbeziehung und zum Teil unter dem Einfluß derselben Faktoren, die die Auflösung auf dem Gebiete des Staats und der Sitte bewirkt, hat sich die Auflösung innerhalb der alten Religionen vollzogen.

Keime zu dieser Auflösung trugen übrigens die alten Religionen schon von Hause aus in sich. Es waren Naturreligionen. Sie waren unter bestimmten, geographisch und ethnisch bedingten Verhältnissen entstanden, gewissen Bedürfnissen angepaßt, mit gewissen Instituten und Anschauungen verwachsen. Nur solange vermochten sie daher in ungebrochener Kraft zu bestehen, als die alten Verhältnisse keine vollständige Umwandlung erfuhren. Weder auf dem politischen noch auf dem geistigen Gebiete konnten jedoch diese Umwandlungen ausbleiben.

Sie vollzogen sich am vollständigsten zuerst auf dem politischen Gebiet. Die selbständigen Gemeinwesen und Völkerschaften des Orients gingen in den makedonischen Staatenbildungen auf, Rom unterwarf den Osten und vereinigte schließlich, was man die Welt nannte, unter seiner Herrschaft.

Der Verlust der Selbständigkeit eines Volkes zieht aber notwendigerweise eine Minderung des Ansehens seiner Götter nach sich. Auch der Befangenste kann sich da der Überzeugung nicht verschließen, daß seine Götter nicht stark und mächtig genug gewesen sind, um das Volk ihrer Verehrer zu schützen. Ihr Kultus kann zwar noch lange fortbestehen, das alte Vertrauen zu ihnen ist aber auf immer erschüttert. Neben ihnen, oft mehr noch als sie selbst, ziehen andere Gottheiten die Blicke auf sich. Zur Zeit der makedonischen Erbfolgekriege, wo Athen seiner Ohnmacht so oft überführt wurde, lag der Glaube an die alten Götter so sehr darnieder, daß der siegreiche Demetrius als rettender Gott verehrt werden konnte. Der neue Gott war eben siegreich, stark und gegenwärtig, Eigenschaften, die den alten Gottheiten abzugehen schienen.[1]) In späterer Zeit fanden die Gottheiten des doch sonst so geringschätzig behandelten römischen Volkes selbst in dem Tempel des olympischen Zeus Aufnahme,[2]) denn auch sie waren stark und hatten ihre Macht erwiesen durch den Sieg, den sie ihren Verehrern verliehen. Ungleich aufrichtiger jedoch, als in Griechenland, war in den übrigen Teilen des römischen Reiches die Verehrung, die diese römischen Gottheiten, vor allem die Göttin Rom und der Genius des Kaisers, fanden. Nicht knechtische Furcht noch politische Beweggründe haben diesen Kultus zu einem der verbreitetsten der alten Welt gemacht,[3]) sondern vor allem der naive Glaube, daß je größere Proben ihrer Macht eine Gottheit abgelegt, desto mehr sie verdiene

[1]) Havet, le Christianisme et ses origines (1873) Bd. I S. 310.
[2]) Keim, Rom und das Christentum (1881) S. 5.
[3]) Boissier, la Religion romaine (1878) Bd. I S. 149 ff. Marquardt, Römische Staatsverwaltung III (1885) S. 463 ff.

verehrt und angerufen zu werden, da sie ja fähig sei, zu helfen. Der Glaube aber, daß es Götter giebt, die mächtiger sind als die eigenen, schwächt und untergräbt notwendigerweise das Ansehen der Religion des unterworfenen Volkes.

Doch nicht bloß nach der äußeren Macht und Herrschaft, die sie verleihen, schätzt ein Volk die eigenen und die fremden Götter, sondern in nicht geringerem Maße auch nach den materiellen und geistigen Kulturgütern, die sie ihren Verehrern zu teil werden lassen. Mit einer der seinen weit überlegenen Kultur nimmt es daher in zahlreichen Fällen auch die Gottheiten an, die als deren Erzeuger gelten. Aus diesem Grunde hat die durch die hellenistischen Staaten verbreitete griechische Kultur im Orient die einheimischen Religionen, wenn auch nicht überwunden, so doch zurückgedrängt und mit Elementen aus der griechischen Religion zersetzt.[1]) Selbst die Religion des siegreichen Roms vermochte sich dem hellenischen Einfluß nicht zu entziehen, und in dem Maße die griechische Kultur sich in Rom einbürgerte, bürgerte sich auch die griechische Götterwelt ein. Ein ähnlicher Prozeß hat sich im Westen vollzogen, wo die römische Religion nicht bloß als Religion des siegreichen Volkes, sondern auch der überlegenen civilisatorischen Macht in Aufnahme gekommen ist und in einigen den römischen Kultureinflüssen besonders zugänglichen Provinzen den einheimischen Götterglauben beinahe vollständig absorbiert hat.[2])

Infolge der politischen und kulturellen Entwicklung der alten Welt fand also eine, wenn auch nur selten vollständige, Entwertung der einheimischen Religionen statt, zu gleicher Zeit eine Zersetzung derselben mit fremden Elementen.

Zu einer neuen Einheit, die dauernd die religiösen Bedürfnisse zu befriedigen vermocht hätte, konnten aber diese verschiedenartigen Elemente um so weniger sich verschmelzen, als, so weit der griechische Kultureinfluß reichte, auch der Einfluß jenes Prozesses sich geltend machte, den die griechische Philosophie an den Volksreligionen vollzog.

Dieser Prozeß war eben einer der ältesten in der Geschichte des hellenischen Geisteslebens. Er beginnt gleich mit den ersten Forschern,[3]) welche, von der Herrschaft der mythologischen Denkart befreit, die aus der Betrachtung der Natur gewonnene Überzeugung von der Einheit des göttlichen Wesens der Vielheit der Götter des Volksglaubens gegenüber stellten und von diesem Standpunkte aus bereits den mythologischen Reichtum der Volksreligion und die persönliche Gestaltung der Götter bekämpften. Einen größeren Umfang nahm jedoch dieser Auflösungsprozeß erst mit der Sophistik, deren Aufstellungen die Quelle bilden jener seichten Strömung religiöser Aufklärung, die sich von nun an durch das Geistesleben der alten Welt hindurchzieht und die ganz im besonderen durch die Erzeugnisse der Litteratur in die Massen hinüber geleitet worden ist.

Ungleich bedeutender indessen ist der Einfluß gewesen, den in diesem Prozeß die Philosophie durch ihre positiven Aufstellungen, wenigstens auf die oberen Schichten der Gesellschaft ausgeübt hat. Die Erhabenheit und Geistigkeit des Gottesbegriffes eines Plato, eines Aristoteles, der Stoa war die vernichtendste Kritik der Götter des Volksglaubens.

---

1) Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes, Bd. II (1886) S. 10 ff.

2) Mommsen, Römische Geschichte, Bd. V (1885) S. 68.

3) Zeller, Aufsätze und Abhandlungen, Bd. I (1875) S. 11 ff. Vgl. Gilow, Ueber das Verhältnis der griechischen Philosophen im allgemeinen und der Vorsokratiker im besonderen zur griechischen Volksreligion (1876) S. 25 ff.

Einen Ersatz für die durch die Philosophie und die Litteratur erschütterte und entwertete einheimische Götterwelt, sowie eine bessere Befriedigung neu erwachter religiöser Bedürfnisse, schienen zwar eine Zeit hindurch die noch weniger abgenutzten orientalischen Religionen bieten zu wollen. Die Gottheiten Phrygiens, Syriens, Palästinas, Persiens, Ägyptens verbreiteten sich durch das ganze Reich, begünstigt durch die Völkermischung der Kaiserzeit. Allein die Göttermischung, die infolge dessen zustande kam, sollte sich ebenso unhaltbar erweisen, wie die früheren. Wie das römische Reich unter seiner Größe, so litt die neue Götterwelt unter ihrem Reichtum. — Zwar sollte später unter den Einflüssen staatlicher Verhältnisse und der Philosophie gerade in diesem Chaos ein Zug zum Monotheismus aufkommen, und, da die volkstümliche Bedingtheit der Religion nunmehr endgültig überwunden war, eine Einigung auf dem religiösen Gebiet sich anbahnen. Doch nicht der alten Religion ist diese neue Strömung zu gute gekommen, sondern dem Christentum.

Auf je zahlreicheren Gebieten man das Leben der alten Welt verfolgt zur Zeit, als das Christentum in ihrem Schoße missionierend wirkte, desto lebendiger drängt sich die Überzeugung auf, daß die Welt bereits seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts eine senile, altersschwache war,[1]) ihrer Auflösung entgegenging: das politische Leben ist im Ersterben begriffen, ihre geistige Thätigkeit ist erlahmt, nicht einmal die überlieferten Kulturschätze der Vergangenheit weiß sie noch zu würdigen. Es fehlt ihr jede Lebensfreudigkeit. Sie hat den Glauben an sich und an ihre Zukunft eingebüßt. Sie fühlt sich ohnmächtig der Gegenwart und deren Schäden gegenüber. Die besseren Geister ziehen sich immer mehr in sich selbst zurück, wenden sich von der wirklichen Welt ab, verzichten auf dieselbe. „Sie wollen sie weder genießen, noch beherrschen, noch so erkennen, wie sie ist.“[2])

Es sind dies gewiß krankhafte Zustände und Stimmungen. Doch dem Christentum sind sie im hohen Maße zu gute gekommen. Ohne ihr Vorhandensein hätte es nach menschlicher Einsicht schwerlich zur Religion der alten Welt werden und dadurch jene Vorbedingung seiner späteren Weltherrschaft erfüllen können.

II.

> Das Christentum „ist der Punkt, zu dem hin die Entwicklung der alten, der heidnischen Welt strebt, von dem aus ihre Geschichte begriffen werden muß.“
>
> Droysen. a. a. O., S. 7.

In dem für seine Ausbreitung denkbar günstigsten Augenblick ist das Christentum in der alten Welt aufgetreten. Zwar waren die Formen des damaligen Lebens noch nicht in dem Maße erschüttert, daß sie ihm keinen Widerstand hätten bereiten können. Dafür aber fand es einen um so kräftigeren Beistand an der noch ungebrochenen Energie jener Macht, die wir bereits in ihrer destruktiven Thätigkeit haben kennen lernen. Denn wenn schon dieselben nicht unter dem Einflusse bestimmter Ideale standen, ja wenn sie oft geradezu blindlings einem unbekannten Ziele entgegenstrebten,

[1]) Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen (1853) S. 283 ff.
[2]) Harnack, Dogmengeschichte Bd. I. (1866) S. 664.

Library of the 3 YALE DIVINITY SCHOOL

so brachte es doch schon ihre Verneinung des Bestehenden, ihre Abwendung von der Gegenwart, ihr Hinausstreben über die Wirklichkeit mit sich, daß sie sich vielfach in einer Richtung bewegten, die auch das Christentum verfolgte, so daß sie zu dessen Bahnbrechern und Vorbereitern werden konnten.

1) Am deutlichsten und selbst den Blicken des Befangensten offenbar tritt die Vorbereitung der alten Welt auf das Christentum zu Tage auf dem Gebiete des Staats. Bereits einige unter den altchristlichen Schriftstellern haben diese Thatsachen anerkannt und das römische Reich als eine Veranstaltung Gottes gepriesen, dem Christentum den Weg zu bereiten.

Es war in der That ein einzigartiges Missionsfeld, das der römische Staat geschaffen hatte. In allmählicher Ausdehnung hatte er seine Grenzen bis an die Enden der damaligen Welt getragen, ein Gebiet sich unterworfen, das an Größe das der bedeutendsten Weltmonarchien übertraf, die vor ihm bestanden, und zudem eine Einheit besaß, welche jene nie gekannt hatten. Jeder Gedanke an politische Selbständigkeit war in der That den Völkern des römischen Reichs abhanden gekommen, die nationalen Gegensätze waren so gut wie aufgehoben. Die Massen, die es umschloß, Griechen und Barbaren wetteiferten in seiner Verherrlichung.[1]) Lange, bevor das Edikt eines verrufenen Kaisers alle Unterthanen Roms als römische Bürger erklärte, waren die letzten Unterschiede geschwunden, die die Besiegten von den Siegern getrennt hatten.[2])

In noch viel höherem Maße indessen als die römische Politik hat der römische Weltfriede die Völker einander näher gebracht und den Ausgleich der Nationalitäten, Sitten und Sprachen begünstigt. Denn dieser Friede rief einen Aufschwung von Handel und Gewerbe hervor und infolge dessen einen Weltverkehr zu Wasser und zu Lande, wie sie reger erst in der neuesten Zeit sich gestalten sollten.[3]) Die entferntesten Völker kamen mit einander in Berührung. Dauerhaft ließen sich fremde Händler, Kriegsleute, Ackerbauer zu Tausenden in den verschiedensten Provinzen des Reichs nieder. Die Zerstreuung der Juden und ihre weite Verbreitung waren durchaus keine vereinzelte Erscheinung. Es war eine Zeit der Völkermischungen.[4])

Staatliche und materielle Interessen hielten die Völker zusammen. Doch noch mehr vielleicht die griechische Kultur, die griechische Bildung, die durch ihre absolute Überlegenheit sich den Völkern aufgedrängt hatte.[5]) Überall waren es daher dieselben geistigen Mächte, die im ganzen Gebiete des römischen Reichs das Leben beherrschten, überall dieselben geistigen Strömungen, überall dieselbe Art des Denkens und Fühlens. Es war endlich dieselbe griechische Sprache, die zum Austausch der Gedanken diente, da sie selbst im Westen ganzen Klassen zumal der städtischen Bevölkerung und allen Gebildeten verständlich war.

Günstig lagen infolge dieser durch den Staat bewirkten Wandelungen die Verhältnisse zunächst für die äußere Verbreitung des Christentums.

---

[1]) Boissier, l'Opposition sous les Césars (1875) S. 34 ff.

[2]) Laurent, Rome (1862) S. 271 ff.

[3]) Friedländer, Sittengeschichte Roms II[5] S. 3 ff. (1881) Jung, die romanischen Provinzen des römischen Reichs (1881) S. 118 f.

[4]) Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes Bd. II S. 521. Mommsen a. a. O. S. 468.

[5]) Curtius, Der Weltgang der griechischen Kultur, Altertum und Gegenwart Bd. I (1875) bes. S. 68 ff.

Diese Thatsache hat ganz insbesondere die Aufmerksamkeit der altchristlichen Schriftsteller auf sich gezogen. „Gott," schreibt Origenes,[1]) „bereitete die Völker für seine Lehre vor und sorgte dafür, daß alles unter den einen römischen Kaiser zu stehen kam, damit nicht durch den Mangel einer Verbindung der Völker mit einander unter so vielen Beherrschern die Ausführung des Auftrages um so schwieriger würde, welchen Jesus seinen Aposteln mit den Worten gegeben hätte: „Gehet hin und lehret alle Völker." Ein Hindernis für die Verbreitung der Lehre Jesu durch die ganze Welt wäre die Vielheit der Reiche gewesen, . . . weil die Völker zur Verteidigung ihres Vaterlandes beständig hätten Krieg mit einander führen müssen. . . . Wie hätte eine Friedenslehre, die nicht einmal das Unrecht am Feinde rächen lassen will, Raum gewinnen können, wenn nicht die Welt bei der Erscheinung Jesu schon überall ins Mildere umgeändert gewesen wäre."

In ähnlichen Betrachtungen ergeht sich Eusebius von Caesarea, der zu verschiedenen Malen dasselbe Thema behandelt hat. Durch Friede und Ruhe war die Welt auf den Empfang der vollkommenen Lehre vorbereitet. Das römische Reich hatte die Macht der Dämonen gebrochen. Menschenopfer kamen nicht mehr vor. An Stelle des Kriegszustandes, der zwischen den Völkern geherrscht, war der Friede getreten.[2]) Nun war volle Freiheit für Handel und Verkehr geschaffen; der Westen konnte nach Osten, der Osten nach Westen sich begeben ohne jede Gefahr.[3]) Wer möchte leugnen, daß dies alles mit Rücksicht auf die göttliche Lehre des Heilands geschehen sei? Dem Befehl ihres Herrn, zu allen Völkern zu gehen, konnten nunmehr die Jünger leicht nachkommen, da Gott ihren Weg friedlich gemacht hatte.[4])

Ungleich tiefer als Origenes und Eusebius hat der Dichter Prudentius die durch das römische Reich geschaffene Lage aufgefaßt. Er zeigt[5]), wie der römische Staat die früher durch den Krieg zerrissene Welt, die durch Religion und Sprachen geschiedenen Völker zu einem Reiche geeint: „Gott ließ alle Römer werden, an Rhein und Donau, vom Tajo und Ebro bis zum Ganges und Nil. Ein Recht richtete er unter ihnen auf und in Bruderbande schloß er sie aneinander. Nicht anders lebten die Bewohner verschiedener Länder, als die Bürger einer Stadt. Getrennte Länder und Gestade wurden durch Handel und Verkehr eine gewaltige Gemeinschaft, durch Ehebande unter einander eine Familie."[6]) Die verschiedensten Sitten und Denkweisen verschmolzen sich, „damit, so weit die Erde reicht, die Würde des Christennamens alles mit einem Bande umschlösse."[7])

Nur in einem so beschaffenen Medium konnte in der That eine Religion wie das universalistische Christentum sich ausbreiten. Sein Universalismus konnte nur Verständnis finden in einem Weltstaate, „in dessen Lichte die Nationalitäten verblaßt waren, in einem Weltbürgertum, welches über sich selbst hinauswies,

[1]) Cont. Cels. II, 30. Nach Baur, Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte (1863) S. 4.

[2]) Eusebius, Theophania III, 1 (translat. by S. Lee, 1843) S. 155 f. cf. Praepar. evangel. I, 4; V, 1.

[3]) Vgl Zahn, Weltverkehr und Kirche während der drei ersten Jahrhunderte (1877).

[4]) Theophania V, 52 S. 338. ff.

[5]) In Symmach. II, 582—636.

[6]) Brockhaus, Prudentius (1872) S. 70. f.

[7]) Peristephanon, Hymnus II, 425 ff.

weil der sittliche Geist seine Befriedigung niemals in dem finden kann, was verwirklicht ist." [1]) Was unter anders gestalteten Verhältnissen für die neue Religion sich als ein Hemmnis erwiesen hätte, wurde nunmehr für sie eine Empfehlung. Die universalistische Weltreligion und der römische Weltstaat mußten sich früher oder später anziehen, ihre Bahnen konnten nicht anders als zusammen zu treffen.

Mit Recht konnte daher der Dichter im römischen Reich einen Vorkämpfer des Christentums feiern, durch dessen Wirksamkeit dem kommenden Christus der Weg bereitet worden sei:[2])

. . . . Christo iam tunc venienti,
Crede, parata via est . . .[3])

2) In einer geradezu klassischen Stelle seiner Stromata[4]) hat Klemens von Alexandrien die Stellung gekennzeichnet, welche, vom christlichen Standpunkte aus betrachtet, die Philosophie in der Geschichte der alten Welt einnimmt. Gott, schreibt er, ist die Ursache aller guten Dinge, der einen unmittelbar, wie des Alten und des Neuen Testaments, der andern mittelbar, wie der Philosophie. Vielleicht aber ist auch die Philosophie den Griechen in unmittelbarer Weise verliehen worden, bevor der Herr sie berief. Denn wie das Gesetz die Juden, so hat die Philosophie die Hellenen erzogen auf Christus hin.

Ein ähnlicher Gedanke liegt wohl mehreren Aussprüchen des Augustin zu Grunde. Derselbe gesteht der Philosophie zu, bis auf jene Höhen gelangt zu sein, von welchen aus sie die Heimat des Friedens[5]) erschauen konnte, sie habe jedoch den Weg nicht gefunden, der in dieses Vaterland des Christen führt.[6]) Offenbar schwebt hier Augustin ein Vergleich zwischen der Philosophie und Moses vor. Wie Moses das Volk Israel aus der ägyptischen Knechtschaft erlöst und bis an die Grenzen des gelobten Landes geführt, so hat auch die Philosophie die Heiden von der Herrschaft des Götzendienstes befreit und sie dem Christentum entgegengeführt. Es sei dem wie ihm wolle, — Erziehung und Führung sind die zwei ansprechendsten Bilder zur Veranschaulichung der Rolle, welche die griechische Philosophie in der Geschichte der positiven Verbreitung des Christentums gespielt hat.

Bis zu welchem Punkte die Philosophie die alte Welt geführt hat, zeigt am besten das Urteil sowohl der ältesten Gegner der neuen Religion als einiger unter ihren Verteidigern, nach welchem die christliche Verkündigung, abgesehen von den specifisch christlichen Heilslehren, nur wenige Erkenntnisse gebracht hätte, die nicht bereits von der einen oder der anderen philosophischen Schule entdeckt worden wären. Was die christliche Lehre Schönes und Gutes bietet, sagt Celsus[7]), ist bereits von den Philosophen besser und treffender gesagt worden. Und ebenso enthält, nach dem Urteil desselben heidnischen Polemikers, die Sittenlehre der Christen nichts Neues und Besonderes; sie ist nicht von derjenigen der Philosophie verschieden.[8]) Ähnlich läßt

---

[1]) Harnack, Dogmengeschichte S. 84.
[2]) Renan, Marc-Aurèle (1880) S. 615 ff.
[3]) Prudentius. In Symmach II, 418 f.
[4]) Stromat. I, 5.
[5]) Augustin, Confess. VII, 21 cf. 20.
[6]) Civ. Dei, X, 29.
[7]) Orig. Cont. Cels. V, 65; VI, 1.
[8]) Ibid. II, 4.

Porphyrius den Origenes in Bezug auf seine Ansichten von den Dingen und der Gottheit denken wie die Hellenen, deren Vorstellungen er den fremden Mythen untergeschoben habe.[1]).

Wenig verschieden lautet das Urteil einiger christlicher Schriftsteller. Wenn man die in den verschiedenen philosophischen Systemen zerstreuten Wahrheiten zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfassen wollte, so würden sie nach dem Urteil des Lactantius[2]) sicher mit dem Christentum übereinstimmen. Minucius Felix[3]) weiß nicht, ob er die Christen als Philosophen oder die Philosophen als Christen ansehen soll, so verwandt findet er beider Lehre in betreff der Gottheit. Noch ein Hieronymus hat eine vielfache Übereinstimmung zwischen stoischer Philosophie und Christentum konstatiert, und selbst ein Augustin die Überzeugung ausgesprochen, daß, im Falle die alten Platoniker wiederum aufleben könnten und einige Worte und Lehren umändern wollten, sie ohne Mühe dem Christentum beitreten würden, was die große Zahl der neuen Platoniker zu seiner Zeit gethan hätte.[4])

Sowohl auf dem ethischen, als auf dem speciell religiösen Gebiet haben also die Kirchenväter eine Erziehung der alten Welt durch die Philosophie anerkannt.

Am durchgreifendsten, wenn auch nicht am erfolgreichsten, ist die Erziehung auf dem sittlichen Gebiet gewesen. Im ganzen Umfang des römischen Reichs hat die Philosophie hier an Stelle der früher bestehenden volkstümlichen Sitte ethische Anschauungen und Begriffe zur Herrschaft gebracht, die einer Steigerung kaum fähig waren.

Die Ausprägung dieser Begriffe war das Werk des griechischen Idealismus, der, nachdem er einmal mit Sokrates zur Einsicht gelangt war, daß die Glückseligkeit in der Tugend, die Tugend aber im Wissen bestehe, mit voller Energie sich des sittlichen Gebietes bemächtigt und bei nie erschüttertem Glauben an die Verwirklichbarkeit der absoluten Glückseligkeit System an System gereiht hatte, um zu vollem Besitz derselben zu gelangen. Die zwei bedeutendsten dieser Systeme sind: das platonische und das stoische.

Die Bedeutung des Platonismus in der Geschichte der sittlichen Erziehung der alten Welt zum Christentum besteht wohl in erster Linie darin, daß er dem sittlichen Streben ein Ziel gesetzt hat, welches nicht höher gefaßt werden konnte. Dieses Ziel ist die Idee des Guten, die identisch gedacht wird mit der Gottheit. Sie zu verwirklichen, ist die oberste Aufgabe des Menschen. Nach Vermögen der Gottheit nachzustreben, wurde zum Inbegriff aller ethischen Forderungen. Es ist der Weg zur Tugend und Glückseligkeit.

Zwar hat Plato die sittlichen Folgerungen, die sich aus dieser Position hätten ergeben müssen, bei weitem nicht alle gezogen. In seiner Auffassung des weiblichen Geschlechtes, der Sklaverei, des Verhältnisses der Barbaren zu den Hellenen erweist er sich als ganz in den Vorurteilen seines Volkes befangen. Doch zeigt ganz im besonderen sein Verbot, dem Feinde Böses zu zufügen, da der Gute nur Gutes wirken und niemandem Böses zufügen könne, wie stark die treibende Kraft war, welche dem von ihm entdeckten neuen sittlichen Prinzipe innewohnte.

---

[1]) Bei Eusebius Hist. eccles. VI, 19.
[2]) Divin. Instit. VII, 7
[3]) Octav. c. 20.
[4]) De vera religione 4, 7.

Nur in einer anderen Wendung tritt uns derselbe Gedanke, daß die Gottheit Ziel des sittlichen Strebens und Maßstab des Guten sei, entgegen, in der Philosophie der Stoa. Denn jene oberste Weltvernunft, der der Mensch sich unterordnen, jenes vollkommene Weltgesetz, dem er gehorchen soll, sie gelten der Schule als identisch mit der Vorsehung, werden auch als Gottheit und als Zeus gepriesen. Dieses Gesetz steht aber dem einzelnen nicht fremd gegenüber. Denn, da seine Vernunft nicht verschieden ist von der Weltvernunft, so ist das Gesetz begründet in seiner eigenen Natur. Es entspricht seinen natürlichen Trieben. Indem er sich durch dasselbe beherrschen läßt, gelangt er zur Tugend und zur Glückseligkeit, die mit derjenigen, welche die Gottheit genießt, identisch ist.

Deshalb, weil es sowohl in der allgmeinen göttlichen, als in der menschlichen Vernunft begründet ist, tritt das stoische Gesetz mit so großer Zuversicht an den einzelnen heran. Sein sittlicher Maßstab ist ein absoluter. Es kennt kein Mittelding zwischen Gut und Böse, zwischen Tugend und Laster. Es stellt Forderungen, die so hoch, daß sie die sittliche Leistungsfähigkeit des Menschen weit übersteigen, und führt daher zur Einsicht von der menschlichen Schwäche, hie und da sogar von der Notwendigkeit eines höheren Beistandes zum Guten.

Doch noch zu einer anderen, für die Vorbereitung des Christentums auf dem ethischen Gebiet kaum minder wichtigen Entdeckung hat das stoische Prinzip unter dem Einfluß der geschichtlichen Ereignisse geführt: zur Einsicht der geistigen Verwandtschaft aller Menschen. In der That, ist es dieselbe Vernunft, an der alle Menschen teil haben, so sind sie geistig verwandt, Brüder, gleichviel welchem Volke und welchem Staate sie auch angehören mögen. Der Mensch als Mensch wird zum Gegenstand der menschlichen Teilnahme. Diese Teilnahme war allerdings eine vorwiegend theoretische. Je mehr aber die Völkermischung in der alten Welt sich vollzog, und unter dem Einfluß des Bewußtseins der Schwäche der menschlichen Natur die alte stoische Härte schwand, desto eindringlicher predigte die Schule die allgemeine Menschen- und Bruderliebe, die selbst den Feind umfaßt.[1])

Alle diese Lehren bedurften nur einer anderen Begründung, um als christlich gelten zu können.

Weniger vollständig konnte, wie natürlich, die Erziehung der alten Welt auf dem Gebiete der Gottes- und Selbsterkenntnis sein. Das bei weitem Beste verdankt sie hier wiederum Plato und der Stoa; vor allem Plato, dem eigentlichen Bahnbrecher einer geläuterten Gottesverehrung. Denn wenn auch einige Denker vor ihm, namentlich Xenophanes, die Geistigkeit und Einheit des göttlichen Wesens erkannt und gelehrt haben,[2]) so war doch ihr Gottesbegriff viel zu abstrakt und zu leer, um irgend welchen religiösen Einfluß auf weitere Kreise ausüben zu können.

Anders die Gottheit Platos. Dieselbe eignet sich durch und durch zum Gegenstand der religiösen Verehrung. Denn nicht bloß besitzt sie „die Vollkommenheit, der keinerlei Schönheit und Trefflichkeit mangelt, die Macht, welche alles umfaßt und alles, was überhaupt möglich ist, vermag, die Weisheit, welche alles aufs zweckmäßigste einrichtet, die Allwissenheit, der nichts entgeht,

---

[1]) Ziegler, Geschichte der griechischen Ethik (1882) S. 216.
[2]) Zeller, Vorträge und Abhandlungen Bd. I (1875) S. 10 ff.

die Gerechtigkeit, welche kein Vergehen ungestraft und keine Tugend unbelohnt läßt,“ [1]) sondern ihre wesentliche Eigenschaft ist die Güte. Aus Güte hat sie die Welt gebildet, mit Güte regiert sie die menschlichen Schicksale, ihre Fürsorge nicht minder auf das Kleine als auf das Große erstreckend. An der Idee des Guten sind daher alle unsere Ideen über die Gottheit zu messen.

Aber auch unsere Pflichten gegen sie sind nach diesem Maßstab zu beurteilen. Die wahre Gottesverehrung kann daher nicht in äußeren Ceremonien, sondern nur in reiner Gesinnung und tugendhaftem Leben bestehen. Nur der kann der Gottheit gefallen, der ihr ähnlich ist: wer fromm, weise und gerecht.

Der Gottesdienst, den Plato fordert, besteht in einem Worte ausgedrückt im Gottähnlichwerden. Wer aber Gott ähnlich wird, gelangt zu ihm, kommt aus dieser sinnlichen, unvollkommenen, mit dem Bösen behafteten Welt hinauf zur übersinnlichen, geistigen Welt, zur Ideenwelt, deren oberste Spitze die Gottheit einnimmt. Nach dieser höheren Welt verlangt die menschliche Seele um so inbrünstiger, als sie von dort ausgegangen ist, als dort ihre Heimat ist, in der sie allein die vollkommene Glückseligkeit genießen kann. Die Rückkehr in die obere Welt zu bewerkstelligen, wird daher zur obersten religiösen Aufgabe des Menschen, sein Leben wird zur Vorbereitung auf das Jenseits.

In dem Maße aber, als den Menschen die untere Welt verleidet wurde, wuchs der Glaube an die übersinnliche Welt und die Sehnsucht nach ihr. Der Platonismus wurde zur Religion.[3])

In demselben Sinne wie den Platonismus kann man den Stoicismus eine Religion nennen und zwar eine monotheistische Religion. Denn wenn er schon bei seiner pantheistischen Denkrichtung und seiner Schonung jeder Religion die Existenz der Volksgötter so wenig in Abrede stellt als der Platonismus, so ist doch in seinem System noch weniger als in demjenigen Platos Raum für selbständige Götter neben der einen Gottheit. Denn diese Gottheit ist die Quelle alles Lebens und alles Seins. Sie hat alle endlichen Wesen aus sich erzeugt. „Sie umschließt sie in sich, durchdringt sie, beherrscht sie mit ihrem unabänderlichen Gesetze und bringt in ihnen allen immer sich selbst zur Erscheinung“.[4]) Nur diesem Einen Wesen kann der Name der Gottheit beigelegt werden. Was dagegen das Volk als Götter ansieht, sind nur personifizierte Äußerungen und Teile der Einen göttlichen Kraft.

Der Absolutheit des stoischen Gottes entspricht sein Wirkungskreis. Er ist nicht bloß Schöpfer der Welt, sondern ihr Lenker, das Weltgesetz, die der Welt immanente Vernunft, die Vorsehung. Er bestimmt alles, leitet alles, so daß alles, was geschieht, durch seinen Willen geschieht, das Böse ausgenommen.

Je mehr die physische Seite des stoischen Gottesbegriffs zurück trat, desto mehr wurden seine ethischen Eigenschaften betont. Vor allen andern die Güte.

---

[1]) Zeller, Die Philosophie der Griechen II [3] 1 (1875) S. 787 f.
[2]) Zeller, a. a. O. S. 789.
[3]) Bruno Bauer, Christus und die Caesaren (1877) S. 256 f.; 40 f.
[4]) Zeller, a. a. O. III 3, 1, (1880) S. 309 f.
[5]) Zeller, a. a. O. S. 315.

Der Gott, den Seneka verkündigt, liebt die Menschen wie ein Vater und will von den Menschen nicht gefürchtet, sondern geliebt werden.[1])

Ein solcher Gott kann nicht durch äußerliche Dinge geehrt werden, sondern nur durch die Erkenntnis seines Wesens, die unbedingte Ergebung in den Weltlauf, der sein Werk ist, die Pflege der Tugend, die Erfüllung des der menschlichen, — mit Gott verwandten — Seele immanenten göttlichen Gesetzes. Es ist dies der alleinige Weg zur Glückseligkeit, deren Fortdauer nach dem Tode in einer anderen Welt zwar nur selten bestritten, aber doch erst von Seneka begründet und im ethisch-religiösen Interesse verwertet worden ist.[2])

Der religiöse Zug, der sich im platonischen und stoischen Systeme kund giebt, beherrscht in noch viel höherem Maße das geistige Leben der alten Welt im zweiten und dritten Jahrhundert. Das vollendetste Erzeugnis dieser Strömung ist der Neuplatonismus. Der Gedanke von der Unendlichkeit und Überweltlichkeit Gottes ist hier auf die äußerste Spitze getrieben. Nicht durch das Denken kann daher die Gottheit ganz erreicht werden, vielmehr nur durch die Erhebung der Seele in die übersinnliche Welt, durch die Ekstase, durch eine Erleuchtung der Seele seitens der Gottheit, in anderen Worten, durch Offenbarung.

Auf dieser Stufe angelangt, verzichtet die Philosophie auf sich selbst, sie entwertet das Denken, sie wird zur Religion, und zwar wird der Neuplatonismus zu einer Religion des Jenseits. Denn er kennt keine höhere Aufgabe, als die Seele aus den Banden dieser materiellen, endlichen Welt zu erlösen und in die obere Welt, welcher sie entstammt, zurückzuführen. Der Weg aber in diese obere Welt ist Reinigung der Seele, geistige Erhebung zur Gottheit.

Der Neuplatonismus ist das letzte Erzeugnis des philosophischen Geistes der alten Welt, ein Symptom seiner Ermattung. Dieser Geist hatte übrigens schon durch die Verbreitung neuer Erkenntnisse, durch die Weckung neuer Bedürfnisse seine „erzieherische Thätigkeit auf Christus" beendet.

3) Allein nur in den oberen gesellschaftlichen Schichten der damaligen Welt! Denn so groß auch, gerade im ersten und zweiten Jahrhundert, die Zahl der Vertreter und Anhänger der Philosophie gewesen ist, so stand doch das eigentliche Volk außerhalb ihrer Wirksamkeit.

Doch genau, was für die obern Klassen die Philosophie, das that für die Massen die Religion.

Keine andere unter den zahlreichen Religionen, die im Umfang des römischen Reiches sich an der religiösen Erziehung der Völker beteiligt haben, kann sich auch nur von ferne an Bedeutung messen mit der jüdischen Religion. Dieselbe bildet in der That nicht bloß die Voraussetzung des Aufkommens des Christentums überhaupt, sondern noch seiner ersten Einbürgerung in die heidnische Welt. Niemals hätte, gleich in den ersten Decennien ihres Bestehens, die neue Religion es vermocht, sich mit jener auffallenden Schnelligkeit[3]) zu verbreiten, von welcher doch ihre Zukunft bis

[1]) Zeller, a. a. O. S. 703.
[2]) Zeller, a. a. O. 204 vgl. 211.
[3]) Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte. Bd. II (1875) S. 377 ff. Vgl. Weizsäcker, Das apostolische Zeitalter (1886) S. 94 f.

zu einem gewissen Grade abhing, wenn nicht, als sie auftrat, beinahe in allen Gegenden des römischen Reichs, ganz im besondern aber in der unmittelbaren Umgebung Palästinas, seit langen Jahrzehnten jüdische Gemeinden bestanden hätten, die nicht bloß auf die Erhaltung ihrer altüberlieferten Religion bedacht waren, sondern auch durch Wort und Schrift eine sehr eifrige religiöse Propaganda betrieben.[1]) Diese Propaganda bezweckte zwar in der Regel nicht einen förmlichen Uebertritt der Heiden zum Judentum. Allein gerade in diesem Umstande liegt die Ursache enthalten sowohl ihrer Erfolge, als auch der Bedeutung, die sie für die Geschichte der Ausbreitung des Christentums gewonnen hat. In der That dadurch, daß bei seiner missionierenden Thätigkeit das Judentum von dem specifisch jüdischen absah, dafür aber seinen Gottesglauben, die ethischen Forderungen der alttestamentlichen Religion, den Glauben an die Fortdauer der Seele und die zukünftige Vergeltung in den Vordergrund stellte, wurde es ihm möglich, auf die weitesten Kreise zu wirken und nach dem Zeugnis von Freund und Feind beinahe an allen Orten des Reichs das religiöse Denken und Fühlen vieler Tausende zu bestimmen.[2]) Und wiederum mußten diese Kreise der Gottesfürchtigen dadurch, daß sie nur in einem losen Zusammenhang mit dem Judentum standen und dessen Vorurteile nicht kannten, sich viel bereitwilliger zeigen für die Einwirkung einer neuen Religion, die sich als die Erfüllung derjenigen ausgab, welcher sie bis dahin angehangen, und die ihnen versprach, aus der Vorhalle, in der sie bis dahin gestanden, sie einzuführen in das Heiligtum.

Als Bundesgenossin der jüdischen Religion und als Fortsetzerin der Wirksamkeit, welche dieselbe ausgeübt, trat seit dem zweiten Jahrhundert immer energischer die Theokrasie auf: denn auch die Göttermischung, die im ganzen Umfang des römischen Reiches stattfand, hat in den weitesten Kreisen einen monotheistischen Glauben erzeugt und dazu beigetragen, die Religion zur Trägerin und Förderin höherer geistiger und sittlicher Interessen zu machen.

Die Theokrasie in der That, weit davon entfernt den polytheistischen Charakter der alten Religionen zu verstärken, hat vielmehr das Aufkommen eines monotheistischen Glaubens begünstigt. Ähnlich wie die Völkermischung im römischen Reich die nationalen Eigentümlichkeiten der Völker verwischt hat, so hat eben auch die Göttermischung zunächst die Individualität der verschiedenen Götter abgeschwächt. Ihre national bedingte Vergangenheit wurde auf fremden Boden zurückgedrängt, sie selbst immer ausschließlicher unter rein religiösem Gesichtspunkte als Repräsentanten gewisser Lebensgebiete und Lebensbeziehungen, als Spender gewisser Güter angesehen. Ihre Individualität hing je länger desto ausschließlicher von ihren Attributen ab. Wenn nun aber schon früher im ganzen Altertum das polytheistische Gefühl sich mit den fremden Religionen durch die Identifizierung ihrer hauptsächlichsten Gottheiten mit den eigenen abgefunden hatte, so lag es nahe, jetzt da jeder Gegensatz zwischen den Völkern verschwunden war und ihre Götter nur noch um die Herrschaft über die Geister rangen, diejenigen Gottheiten, deren Attribute mit einander übereinstimmten oder die auch nur gewisse Ähnlichkeiten mit einander aufwiesen, für identisch zu erklären und als einzigen Unterschied zwischen ihnen nur die Namen gelten zu lassen, die

[1]) Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes. Bd. II S. 494 ff; 557; 789 ff.
[2]) Schürer, a. a. O. S. 565; 558 ff., vgl. Harnack, Dogmengeschichte, bes. S. 73.

ihnen die Völker beigelegt hatten. In diesem Punkte fühlte und dachte das Volk genau wie die stoischen und neuplatonischen Philosophen. Auf den Namen der Gottheit kommt es nicht an, meint Celsus, und es ist gleichgültig, ob man das höchste Wesen Zeus nennt oder Zen oder Adonai oder Sebaoth oder Ammun, wie die Ägypter, oder Papäus, wie die Skythen.[1]) Und bei Apuleius verkündigt die Göttin Isis selbst, daß sie unter den mannigfaltigsten Namen und auf die verschiedenartigsten Weisen in der ganzen Welt verehrt werde.[2])

Es liegt auf der Hand, daß, je größer die Zahl der Gottheiten war, die mit einander identifiziert und unter dem Namen derjenigen zusammengefaßt wurden, die gerade im höchsten Ansehen stand, desto vollständiger sie ihre geschichtlich gewordene Individualität einbüßen, dafür aber einen um so größeren Wirkungskreis eintauschen mußten. Die nationale Bedingtheit der alten Götter hörte infolge der Theokrasie auf. Sie waren fernerhin nicht mehr an ein Land und an ein Volk gebunden. Der ganze Erdkreis wurde zu ihrem Gebiet. Sie bekamen Teil an der Weltherrschaft.

Doch nicht bloß den räumlichen Wirkungskreis der hervorragendsten Götter hat die Göttermischung erweitert, sondern sie hat in demselben Maße zur Vergrößerung ihrer Machtsphäre beigetragen. Denn, wenn schon einem „jeden, diejenige Gottheit, die er verehrt, als die oberste erscheint“[3]) so ist es unvermeidlich, daß, wo verschiedene Gottheiten sich um die Herrschaft über die Geister streiten, wie dies seit dem ersten Jahrhundert im römischen Reich der Fall war, der einzelne Gläubige mit einer um so größeren Hingabe an derjenigen Gottheit, die er sich erkoren, hangen, und in bewußter und noch öfter in unbewußter Weise an der Steigerung ihrer Macht arbeiten wird. Die Macht einer Gottheit kann jedoch nur gesteigert werden auf Kosten einer andern. Die neuen Funktionen und Attribute, die man ihr beilegt, sind ebenso viele Entwendungen aus fremden Gebieten, deren Besitzer infolge dessen in eine untergeordnete Stellung geraten oder in dem ihnen überlegenen Nebenbuhler aufgehen.

Während in dem Wettstreit der Religionen der alten Welt die kleinen Gottheiten immer mehr ihre Selbständigkeit einbüßen, wachsen daher die Hauptgötter beständig an Macht und Ansehen. Immer zahlreicher sind die Lebensbeziehungen, die sie ihrer Herrschaft unterwerfen. Bereits im dritten Jahrhundert sind sie in dem Maße erstarkt, daß sie geradezu nach der Weltherrschaft streben. Allein, da ihnen immer ausschließlicher die Sonne, — weil sie Quelle des Lebens, nie bezwungene Siegerin im Kampf mit der Finsternis und dem Frost ist — als Symbol dieser Weltherrschaft gilt und sie sich mit dem Sonnengott identifizieren, büßen auch sie den übrigens geringen Rest von Individualität ein, der ihnen verblieben war. Nur dem Namen nach sind sie noch verschieden, thatsächlich sind sie in der Einen Gottheit aufgegangen.[4]) So wenig wie die Gottheit der Philosophie ist zwar diese Gottheit eine absolute. Zahlreiche Götter bestehen um sie herum.

---

[1]) bei Origenes, Cont. Cels. V, 41.

[2]) Metam. XI, 5 und andere Stellen, bei Marquardt, Römische Staatsverwaltung, Band III S. 86.

[3]) Servius, Bucc. III, 62; bei Boissier, la Religion romaine, Bd. II. (1878) S. 370.

[4]) Réville, la Religion à Rome sous les Sévères (1886) bes. S. 284 ff.

Allein diese Götter sind doch nur sehr untergeordnete Wesen, nur Erscheinungsformen der trotz ihrer Vielnamigkeit Einen Gottheit.

So wichtig indessen diese monotheistische Strömung für die christliche Verkündigung geworden ist, so wird sie doch unter den Faktoren, die den Sieg des Christentums vorbereitet haben, an Bedeutung weit übertroffen durch die religiöse Stimmung, die sich im zweiten und dritten Jahrhundert gebildet hatte, die neuen Tendenzen, von welchen das religiöse Leben beherrscht wurde, den neuen Typus der Frömmigkeit, der gäng und gäbe geworden war und die weitesten Volksschichten beeinflußte.

Von der früher vorhandenen Frömmigkeit unterscheidet sich die neu erwachte zunächst durch ihren persönlichen Charakter. In dem Maße, als sich die alten Lebensordnungen und Verbände aufgelöst, hat eben, wie noch nie zuvor, den einzelnen das Gefühl seiner Schwäche überkommen. Er findet sich ohnmächtig und verlangt nach dem Beistand einer höheren Macht. Nirgends findet er jedoch feste, ununterbrochene religiöse Überlieferungen vor, denen er blindlings folgen könnte. Unter den verschiedenen Kulten und Gottheiten, die sich ihm darbieten, ist er genötigt, eine Auswahl zu treffen, seine Religion sich selbst zurecht zu machen. Der religiöse Stoff, den ihm die Theokrasie zu diesem Zwecke darbietet, ist aber zu allen Bildungen fähig. Und so entstehen im zweiten und im dritten Jahrhundert die mannigfaltigsten, weil individuell bedingten Götterauswahlen, Götterassociationen, die verschiedenartigsten Weisen der Götterverehrung.

Bei all ihren sonstigen Verschiedenheiten haben jedoch sämtliche Erscheinungsformen der neu erwachten Frömmigkeit einen gemeinsamen Zug: die Innigkeit. Schon deshalb, weil sie eine persönliche ist, einem persönlich empfundenen Bedürfnis entspricht, kann sie sich nicht an äußeren Ceremonien genügen lassen. Der einzelne verlangt vielmehr nach der Gemeinschaft mit der Gottheit. Er will mit ihr in Verkehr treten, das Gefühl ihrer Nähe empfinden, die Wirkungen ihrer Macht nicht bloß im äußeren Leben verspüren. Er fühlt sich so ohnmächtig, daß er sich erst dann zufrieden geben kann, wenn er die Überzeugung gewonnen hat, daß er einen Rückhalt an der Gottheit besitzt, daß die Gottheit sich seiner in ganz besonderer Weise annimmt, daß er einen Gegenstand ihrer besonderen Fürsorge und Liebe bildet. Er bedarf eben der Gottheit nicht bloß wie früher, um glücklich auf Erden zu leben, sondern — je mehr der Kulturüberdruß um sich frißt und der Verfall der alten Welt sich vollzieht, desto dringender und ausschließlicher begehrt er von ihr, daß sie ihm das jenseitige Leben vermittele, seine Seele vor dem Untergang oder den Schrecken der Unterwelt rette.[1]) Die Aufgabe der Gottheit und überhaupt der Religion beschränkt sich immer mehr darauf, die Existenz der jenseitigen Welt zu verbürgen und den Menschen die Erlangung dieser Welt zu vermitteln, ihn für dieselbe vorzubereiten. In einseitiger Weise hat zwar anfänglich die große Mehrzahl der Religionen diese Vorbereitung betrieben, sie in äußeren Ceremonien und Reinigungen, — Askese, Büßungen, Weihen und dgl. — bestehen lassen. Allein selbst so haben sie das Bewußtsein wachgerufen, daß der Mensch mit Unreinheit und Sünde behaftet ist, die er zuvor abwaschen, abbüßen, ablegen muß, bevor er in bleibende Gemeinschaft mit der Gottheit treten und des ewigen

[1]) Réville, a. a. O. S. 142 ff.

Lebens gewiß werden könnte. Je höher aber der Gottesbegriff der verschiedenen Religionen sich gestaltete, je mehr er unter den Einfluß der philosophischen Strömung geriet, desto mehr mußte auch die Religion ihren Forderungen eine ethische Wendung geben, den Sünden- wie den Tugendbegriff verinnerlichen und dadurch wieder einige weitere Verbindungsbrücken zwischen der alten und neuen Religion herstellen.

Doch nicht alle Brücken, auf welchen der Übergang der Völker des römischen Reichs zur neuen Religion stattfinden sollte, sind das Werk der noch im Heidentum befangenen alten Welt gewesen. Hand in Hand mit dem Prozeß, den obige Zeilen in seinen gröbsten Umrissen zu zeichnen versuchten, hat sich vielmehr eine Annäherung des Christentums an die antike Denkweise vollzogen, eine Thatsache, auf welche an diesem Orte wenigstens verwiesen werden muß, da sie die Kehrseite des Bildes bildet, das wir zu entwerfen unternommen haben.

Diese Annäherung ist keine bloß äußerliche gewesen, keine bewußte, überlegte, im Interesse der Gewinnung der Massen vollzogene. Das Christentum ist vielmehr von jener geistigen Strömung ergriffen worden, deren Vorhandensein in der alten Welt wir kennen gelernt und in einer Richtung mit fortgerissen worden, die ihm ursprünglich fern lag. Viele seiner eigenen Ideen hat es aufgegeben, andere umgesetzt, eine noch größere Zahl aus der philosophischen und religiösen Gedankenwelt der heidnischen Völker sich einfach angeeignet. Überhaupt alle brauchbaren Elemente, die es vorgefunden, hat es in allmählichem Prozeß in seinen elastischen Rahmen aufgenommen[1]): — gerade dadurch aber wurde es befähigt, allen Forderungen Rechnung zu tragen, alle vorhandenen Bedürfnisse zu befriedigen, einen Ersatz zu bieten für viele unter den Opfern, die es forderte.

Trotzdem das Christentum in dieser unbewußten Weise den besonderen Verhältnissen der Zeit sich angepaßt hat, ist es dennoch nicht imstande gewesen, die Völker der alten Welt in ethischer und religiöser Hinsicht zu erneuern, ja selbst nicht die abendländische Welt vor ihrem vollständigen Untergang zu bewahren. Diese Thatsache drückt jedoch keineswegs die Bedeutung der Christianisierung des römischen Reiches herab, noch läßt sie sich als ein Argument gegen die Auffassung derselben als einer erzieherischen That Gottes in der Geschichte des Menschengeschlechtes verwerten. Denn nur eine kurzsichtige Geschichtsbetrachtung könnte verkennen, daß die Auflösung der alten Welt sich mit Notwendigkeit vollziehen mußte, daß das Christentum daher nicht für sie bestimmt gewesen sein konnte[2]), daß es aber zu jenen andern noch rohen Völkern, die später seine wirklichen Träger werden sollten, nur zu gelangen imstande war, nachdem es zuvor durch jenes höchste Kulturmedium hindurchgegangen, welches bis dahin die Welt geschaffen, nachdem es wenigstens einen Teil der Erbschaft angetreten hatte, welche die alte Welt hinterlassen sollte.

---

[1]) Harnack, Dogmengeschichte S. 40 ff; 246 ff.; 343 ff; 396 u. ö.
[2]) Uhlhorn, Die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche (1882), bes. S 224 ff.

Das Christentum in Japan.

In einem Artikel der „Japan Weekly Mail" vom 8. Mai 1886 hat ein eingeborener Christ sich ausführlich über die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Christentums in Japan vernehmen lassen [1]).

„Vor sieben Jahren," erzählt der Ungenannte, „wohnte ich einer Universitäts-Feier in Tokio bei. Die Studenten führten sich recht ungezogen auf. Während der Reden, die gehalten wurden, behielten viele ihre Hüte auf, und des Lachens, Hustens und Lärmens war kein Ende. Kaum hatte jedoch ein als Christenfeind bekannter Redner sein Thema: ‚Die Religion der Ausländer' angekündigt, als es mäuschenstill im Saal wurde; und wie er nun das Christentum als hassenswürdigsten Feind der Vernunft, der Wissenschaft, der Sittlichkeit und des Rechtes in den Schmutz zog, da wurde ihm mit stürmischem Beifall gelohnt. Unter meinen Studiengenossen war damals ein eifriger Bekenner des griechischen Glaubens. Dem pflegten wir mit allerlei Fragen über das Dasein Gottes, über die Person Christi und dergl. oft hart zuzusetzen, bloß um immer wieder neuen Stoff zum Gelächter zu finden. Ihn selbst aber schmähten wir rücksichtslos als einen Vaterlandsfeind und Verräter. Unser Lieblingslehrer war Prof. Morse, aus dessen Vorträgen über den Darwinismus wir gar manches entnehmen konnten, was den christlichen Glauben zu widerlegen schien. Dieser Haß gegen das Christentum war geradezu ein Stück unseres Patriotismus, denn die fremde Religion galt eben damals als eine Art Inbegriff alles dessen, was der Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlandes entgegen war.

„Seither ist ein völliger Umschwung eingetreten. Einige meiner damaligen Kameraden sind selbst Christen geworden, und auch den anderen fällt es nicht mehr ein, das Christentum zu hassen oder zu fürchten. Zeitungsschreiber und öffentliche Redner, Juristen, Kaufleute und Beamte, — alle sind der Ansicht, daß die Einführung des Christentums eine Wohlthat für Japan wäre. Vor sieben Jahren konnte man kaum eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne einem heftigen Ausfall gegen das Christentum zu begegnen; heute sucht man in den öffentlichen Blättern vergeblich nach solchen Artikeln. Vielmehr wird mit Zuversicht behauptet, ganz Japan werde bald ein christliches Land sein. Und dieser Umschwung hat sich nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch auf dem Lande vollzogen, wie ich neulich beobachten konnte, als ich nach zehnjähriger Abwesenheit in meine Heimat-Provinz zurückkehrte, die für sehr konservativ gilt und von der Mission noch unberührt ist. . . . In einem buddhistischen Seminar in Tokio wollte neulich einer der hervorragendsten Zöglinge Christ werden; der Vorsteher suchte ihn zurückzuhalten und stellte ihm eine reichliche Versorgung für Lebenszeit in Aussicht, wenn er nur bleiben wolle. Aber es half nichts; und als der junge Mann nun die Anstalt verließ, da bekannte ihm eine Anzahl seiner bisherigen Genossen, daß sie im Herzen eigentlich gerade so dächten wie er! Auch die Regierung behandelt jetzt alle Religionen als gleich, die Beamten leisten den Missionaren Vorschub, und das Volk nimmt sie freundlich auf. Kurz, der Umschwung hat sich ebenso gründlich als plötzlich vollzogen.

„Was sind die Ursachen? Die Bemühungen der Missionare und ihrer eingeborenen Bekehrten hätten offenbar einen so umfassenden Erfolg nicht haben können, wenn nicht äußere Umstände dazu mitgewirkt hätten. Diese Umstände sind teils politische, teils sociale. Seit Jahren wird die bevorstehende

[1]) Von diesem höchst interessanten Artikel, der aus dem Munde eines Japaners bestätigt, was von unserer Seite so oft über die geeignetste Missionsmethode bei den heidnischen Kulturvölkern gesagt worden ist, und der sich als eine schlagende Rechtfertigung für unsere Missionsunternehmungen in Japan darstellt, geben wir nach dem Baseler E. M.-M. Oktober 1886, S. 420 u. ff. einen kurzen Auszug.

Revision der Verträge im Volk verhandelt und alle Patrioten sind darin einig, daß bei derselben die Unabhängigkeit und Ebenbürtigkeit Japans den Westmächten gegenüber zum vollen Ausdruck kommen müsse. Anfangs dachte man dabei nur an die Regierung, nach und nach aber hat man eingesehen, daß, wenn diese mit ihren Forderungen durchdringen soll, sie ein Volk hinter sich haben muß, das von den civilisierten Nationen des Abendlandes nicht durch eine tiefe Kluft getrennt ist, sondern in Bildung, Sitte und Religion sich ihnen möglichst genähert hat. Der eifrigste und einflußreichste Vertreter dieser Ansicht ist Herr Fukusava, der bekannte Gelehrte, Zeitungsredakteur und Politiker. Und eine Sache, die von ihm betrieben wird, kann in Japan auf Erfolg rechnen. Auch daß in der Agitation wegen Revision der Verträge die Missionare sich entschieden auf die japanische Seite gestellt haben, hat mächtig dazu beigetragen, das Christentum vom Verdacht der Staatsgefährlichkeit zu reinigen und die öffentliche Meinung umzustimmen. Es kommt dazu, daß die für Freiheit und Gleichheit begeisterte Fortschrittspartei entdeckt hat, daß das Christentum ihren Grundsätzen günstig ist; und so erscheint denn auch ihr die fremde Religion nicht mehr als Gegnerin, sondern als Bundesgenossin.

„Soviel über das Politische. Es kommt aber auch ein socialer Faktor in Betracht. In den letzten 7—8 Jahren sind ganze Scharen junger Japaner, die in Amerika und Europa studiert haben, nach Hause zurückgekehrt, und eine noch größere Zahl von Beamten hat Reisen im Ausland gemacht. Einige sind dort Christen geworden, und die meisten haben wenigstens die Überzeugung mit heimgebracht, daß das Christentum nicht nur die Vaterlandsliebe nicht untergräbt, sondern eine Hauptmacht zur Hebung und Civilisierung der Völker ist. In Privatbriefen und in Zeitungsartikeln haben sie diese Überzeugung ausgesprochen und ihr so die weiteste Verbreitung verschafft. Gleichzeitig haben unsere höheren wissenschaftlichen Bildungsanstalten angefangen, ihre Frucht zu tragen; die Lektüre ausländischer, namentlich englischer Bücher, hat zugenommen; auch der persönliche Verkehr zwischen Eingeborenen und Europäern ist lebhafter und herzlicher geworden; die Ausländer werden jetzt nicht bloß vom Standpunkt der Politik, des Handels und der Industrie aus beurteilt, sondern auch als Mitmenschen und Freunde geschätzt. So sind die Vorurteile geschwunden, und eine wirklich bessere Einsicht ist an ihre Stelle getreten. Und nicht nur das. Mit dem Fall des alten Régimes in Japan ist auch das konfucische Moralsystem gefallen, so daß von der jüngeren Generation viele jeden sittlichen Halt verloren haben — zum Schrecken der ernster Gesinnten, die nun schon seit Jahren darauf dringen, daß irgend ein neues Moralsystem in Japan müsse eingeführt werden. Die Regierung hat einen Versuch gemacht, durch ihre Schulen den Konfucianismus wieder zu Ehren zu bringen; aber ohne Erfolg; das Volk ist schon zu weit vorgeschritten in der Aufklärung, als daß mit Konfucianismus oder Buddhismus noch etwas zu machen wäre. Daher die bei allen Einsichtigen herrschende Ansicht, daß das Christentum, wenn auch nicht eine göttliche Offenbarung, doch jedenfalls als Sittenlehre von höchster Bedeutung sei; daher auch die Bereitwilligkeit so vieler, ihre Kinder christlich erziehen zu lassen. Also nicht nur die äußeren Festungswerke sind gefallen, auch die Thore der Festung selbst haben sich geöffnet und die, welche bisher für Feinde galten, werden hereingerufen! Noch ein entschlossener Anlauf und der Sieg ist gewonnen!

„Aber wie unschlüssig und unthätig stehen doch die Belagerer da! Zwanzig Jahre wird schon missioniert, und die Zahl der evangelischen Christen zählt erst 10,000, die der Protestanten und Katholiken zusammengenommen vielleicht 50,000. Was ist das im Vergleich mit den 37 Millionen, welche noch Heiden sind! was im Vergleich zu der doch so weit aufgethanen Thür! Woher kommt das? Warum geht es nicht schneller voran?

„Ich glaube, die drei Hauptgründe dafür sind: 1) die kirchliche Zerrissenheit, 2) der Mangel an Geld und 3) der Umstand, daß die Missionare das Christentum den Japanern in einer Gestalt anbieten, die dem Volksgeist zuwider ist. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es ein Missionar (G. W. Knox auf der 13. Jahresversammlung der Evangelischen Allianz in Japan), der bezeugt: „In Tokio allein arbeiten 14 verschiedene Missionsgesellschaften, in ganz Japan 20. Wir sind bemüht, 15 verschiedene Sonderkirchen zu gründen. Weder arbeitet man mit vereinigten Kräften, noch auch nach einem einheitlichen Plan. Wäre nur die Rettung einzelner Seelen unser Ziel, so könnte man diese Methode begreiflich finden; ist aber die Gründung der christlichen Kirche in Japan unser Zweck, so ist unser Verfahren geradezu absurd. Bloß zwei Gesellschaften in Tokio sind in genügender Stärke vertreten, die anderen alle nur ganz ungenügend. Was soll bei dieser Menge kleiner, schwacher Missiönchen eigentlich herauskommen? ... Diese Zerrissenheit des Protestantismus führt nicht nur zur Zersplitterung und Vergeudung wertvoller Kräfte, sondern den Heiden wird dadurch eine ganz falsche und sehr abschreckende Vorstellung vom Wesen des Christentums beigebracht. Mit Worten sagt man ihnen, daß dies Wesen die Liebe sei, mit der That aber beweist man, daß Parteigeist, Konfessionshader und kleinlicher Sektenstolz die Christen erfüllen. Wie sollen die Heiden an den göttlichen Ursprung einer Religion glauben, die solche Früchte trägt?"

„Das zweite ist der Mangel an Geldmitteln. Die Missionsgesellschaften thun zwar viel für Japan, aber angesichts der einzigartigen Sachlage doch lange nicht genug, und die eingebornen Christen, welche großenteils den ärmeren Klassen angehören, können kaum das Nötige für ihre eigenen kirchlichen Bedürfnisse aufbringen.

„Das dritte ist die dem japanischen Nationalcharakter so garnicht entsprechende Form des von den Missionaren gepredigten Christentums. Die Japaner sind in religiösen Dingen entschiedene Rationalisten. Weder der Buddhismus, noch der Schintoismus ist hier jemals so zuversichtlich geglaubt worden, wie das Christentum in Europa und Amerika. Schon die Philosophie eines Konfucius und Mencius hatte bei den Gebildeteren gründlich mit dem Aberglauben aufgeräumt, und die gegenwärtige Generation saugt mit Begierde dee Lehren der modernsten Wissenschaft ein. Nur was wissenschaftlich ist, findet noch Anerkennung. Das haben die Missionare leider nicht beachtet. Sie befolgen vielmehr auch in Japan noch die gleichen Grundsätze und Methoden, wie in der Seasüll oder sonst unter ungebildeten Nationen. Die Folge ist, daß von 100 Bekehrten mindestens 90 den niederen Klassen angehören. Die allerdings zahlreichen Christen, welche sich durch wissenschaftliche Bildung auszeichnen, haben sich diese erst nach ihrer Bekehrung erworben. So ist es denn ganz natürlich, daß gerade die unduldsame und abergläubische Seite jener von den meisten Missionaren vertretenen engherzigen Orthodoxie sich unter den eingeborenen Bekehrten fortpflanzt, ja, bei ihnen eine noch widerwärtigere Gestalt annimmt. Würde das Christentum den rationolistischen Japanern in rationalistischer Gestalt angeboten, es würde ohne Zweifel großen Beifall finden, vor allem bei der jungen Generation.

„Nach dem Gesagten ist es nicht schwer zu zeigen, was in Zukunft geschehen sollte. Haben die Missionsgesellschaften bisher — einige glänzende Ausnahmen abgerechnet — meist nur solche Leute nach Japan geschickt, die in Afrika oder in der Südsee besser am Platz gewesen wären, so müssen sie uns in Zukunft nur noch wissenschaftlich gebildete, weitherzige und weitblickende Männer mit liberaler Gesinnung heraussenden, die nicht für diese oder jene Sekte, sondern für die Religion Christi arbeiten. Außer den eigentlichen Missionaren wären auch ein paar hervorragende Männer der Wissenschaft erwünscht, welche in öffentlichen Vorträgen und durch Schriften das richtige Verhältnis zwischen Religion und den neuesten Ergebnissen der

Naturforschung darlegen und ein rationalistisches Christentum lehren, das von dem überflüssigen Dogmenkram und — fast möchte man sagen auch von dem Aberglauben frei ist, der sich in die Alltagstheologie des Abendlandes eingeschlichen und darin festgesetzt hat. Diese Männer brauchen nicht ordiniert zu sein; wenn sie nur eifrige Christen sind. Natürlich werden sie schwer zu finden sein. Was aber nach dieser Richtung hin möglich ist, das hat ja bereits der amerikanische Board gezeigt ist, dem wir für so manche aufgeklärte, weitblickende und energische Missionare zu danken haben. Wenn ein paar solche Männer auch nur wenige Jahre wirken, so kommt mehr dabei heraus, als bei der Arbeit von ein paar Dutzend Missionaren gewöhnlichen Schlags.

„Aber wir dürfen nicht alles von Europa und Amerika erwarten. Das meiste müssen schließlich doch wir selber thun. Und da meine ich, sollten wir japanische Christen uns ohne weiteres von dem religiösen und kirchlichen Leben, wie es unter beständigen Konfessionskämpfen im Abendland sich entwickelt hat, emancipieren. Dabei leitet mich nicht etwa der bloße Patriotismus, sondern etwas viel Tieferes und Edleres, nämlich der sehnliche Wunsch, hier in Japan eine Kirche Christi gegründet zu sehen, welche auf nichts als der einfachen Bibelwahrheit ruht und getragen ist vom kindlichen Glauben des apostolischen Zeitalters, frei von den Dogmen und nicht angesteckt von der konfessionellen Streit- und Eifersucht des abendländischen Kirchentums. Hier in Japan ist der günstigste Boden für eine solche: hier haben wir 37 Millionen Menschen, deren geschichtliche Entwicklung mit der des Abendlandes nichts gemein hat, denen alles Interesse und Verständnis für die kirchlichen Streitigkeiten Europas fehlt und die — wenigstens die Gebildeten unter ihnen — in religiöser Beziehung ganz rationalistisch denken. Wenn wir japanischen Christen nur in der rechten Richtung vorangehen, so wird auf dem Boden unseres Vaterlandes das verwirklicht werden, was in der modernen Welt sonst noch nirgends zustande gekommen ist: ein über alles Sektenwesen und Dogmengezänke erhabener Gottesbau. Aber darauf kommt alles an, daß wir, die erste Generation japanischer Christen, den rechten Grund legen. Und eben zu diesem Zweck müssen wir uns losmachen von allen kirchlichen Traditionen der alten Christenheit. Ich bin nicht der einzige, der das wünscht. Vor kurzem ist ein von den bedeutendsten eingeborenen Predigern Tokios unterzeichneter Aufruf zur Gründung einer Vereinigten Kirche Christi in Japan an alle evangelischen Gemeinden des Landes gesandt worden, und in wenig Wochen wird man hören, wie derselbe aufgenommen worden. Etwas wird jedenfalls dabei herauskommen. Schon daß ein solcher Vorschlag überhaupt gemacht worden, ist mit Freuden zu begrüßen. Aber eine bloße äußere Union hat keinen Wert, wenn in den Herzen die alten von Europa und Amerika eingeschleppten Gegensätze und Eifersüchteleien doch noch fortwirken. Mit diesem ganzen unchristlichen Sektengeist muß von vornherein gebrochen werden, und darum sage ich: wir müssen uns emancipieren von der unglücklichen Entwicklung, die nun einmal Kirche und Theologie im Abendland seit Jahrhunderten genommen haben, um etwas ganz Neues anzufangen auf einer von allem Vorurteil und Aberglauben gesäuberten, zugleich biblischen und wissenschaftlichen Basis.

„Ich habe mit meinen Bemerkungen niemand verletzen wollen und nehme gern jedes unnötig wehthuende Wort zurück. Die Behauptung aber muß ich aufrecht halten, daß diejenigen, welche bis jetzt an der Evangelisierung Japans gearbeitet haben, mit etlichen anerkennenswerten Ausnahmen nicht so eifrig und überhaupt nicht die Leute gewesen sind, die sie hätten sein sollen. Um so nötiger ist es, daß wir eingeborne Christen rasch und entschlossen vorangehen. Die Zeit dazu ist gekommen, und es winkt uns ein herrliches Ziel. Auf uns kommt es an, ob dasselbe erreicht wird oder nicht."

Litteratur.

A. Bastian, der Buddhismus in seiner Psychologie. Mit einer Karte des Buddhistischen Weltsystems. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Harrwitz und Goßmann. 1883. (S. XXII, 366, gr. 8°.)

Dem Buddhismus ist in der neueren Zeit von verschiedenen Seiten eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden; so hat der jugendliche Gelehrte Hermann Oldenberg in Berlin ein vorzügliches Buch über Buddha, sein Leben, seine Lehre und seine Gemeinde geschrieben, durch Professor Hermann Jacobi haben wir eine autorisierte deutsche Uebersetzung von Heinrich Kern's Werk: „Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. Eine Darstellung der Lehren und Geschichte der buddhistischen Kirche" erhalten. Professor Rudolph Seydel in Leipzig hat das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre mit fortlaufender Rücksicht auf andere Religionskreise untersucht, und nun hat auch Professor Bastian in Berlin, der hochverdiente Ethnolog und Völkerpsycholog, sich über den Buddhismus in seiner Psychologie vernehmen lassen. In seiner ebenso geistreichen, wie scharfsinnigen und in die Tiefe blickenden Weise sagt er: „Unter den von der Natur menschlichem Verständnis vorgeführten Schauspielen blicken wir in die wundersamste ihrer Schöpfungen bei der Religionsauffassung eines Volkes hinein, hinein in das Weben und Treiben des geistigen Organismus, in seine Fädchen und Rädchen, in sein ganzes Geäder auseinandergelegt, mit den aus allen Teilen der Umgebungswelt herbeigezogenen Strömungen, — wie sie summen, wie sie anschwellend emporsteigen, in phantastisch grandiosen Umrissen dann entfaltet, bis mit verschwindenden Umrissen wieder in Ewigkeit und Unendlichkeit zerfließend. Als Reflex der tiefsten, mächtigst drängenden Sehnsuchtsqualen in der Menschenseele werden aus deren Dunkel her im leuchtenden Glanze jene gigantischen Gestalten gespiegelt, wie sie an dem religiösen Horizont des jedesmaligen Volkes einherschreiten. Der Gesamteffekt des ethnischen Makrokosmos koncentriert sich in dem, was als die Weltanschauung des Ethnos aus ihm hinausgeworfen wird in die einziehende Peripherie, von dort in den lieblichen Gebilden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zurückstrahlend, selbst unter den bei dem Jammer so manches, wenn nicht jedes Völkerlebens, oft genug fratzenhaft verzerrten Ungetümen mythologischer Entstellungen. Vor dem Bruch zwischen Glauben und Wissen und erst bei theologischer Verknöcherung der Dogmen wird durch philosophisches Fortschreiten dann der Riß jener Kluft herbeigeführt, die es auf manchen der Zwischenstadien schwierig bleibt zu überbrücken, ehe nicht in den Naturwissenschaften der Gang organischer Entwicklung verfolgt werden konnte, im psychologischen Verständnis." Dieses uns in Bezug auf den Buddhismus näher zu bringen, ist die Aufgabe, welche sich Bastian in dem oben angeführten Werke gestellt hat. Bereits in seinem Werke: „Die heilige Sage der Polynesier", hat uns Bastian ganz neue völkerpsychologische Perspektiven, die für unsere Anschauung vom Mikrokosmos von der größten Tragweite sind, eröffnet. Noch größer und verbreiteter als der polynesische ist der buddhistische Glaube, wohl der ausgedehnteste, den wir auf der Erde besitzen. Diesen hat nun Bastian zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht, fern von deduktiven Spekulationen, auf der Bahn der Induktion, die den genetischen Weg einschlägt, wandelnd. Es ist auf dem Gebiete des geistigen Lebens nicht anders als auf dem des physischen. Wir begreifen die Erscheinungen erst dann vollkommen, erkennen sie in ihrem Wesen, wenn wir auf die Urzustände zurückgehen, den Elementen nachforschen und von diesen aus die Entwicklung durch die verschiedenen Stadien verfolgen. So muß der Anatom von der Zelle, dem Ei ausgehen, um die einzelnen Teile des tierischen und pflanzlichen Körpers richtig

zu deuten, der Sprachforscher mit den Lauten und den Wurzeln der einzelnen Wörter beginnen, der Kulturhistoriker von der Steinzeit anfangen, und so muß auch der Völkerpsychologe auf die ersten primitivsten Erscheinungen des Geisteslebens der Völker zurückgehen und Schritt für Schritt die Entwicklung von den ersten Keimen verfolgen und sehen, wie konsequent ein Glied der Kette sich an das vorhergegangene anschließt. Die Beobachtung der historisch-genetischen Momente in der Methode der vergleichenden Forschung sind die beiden jetzt herrschenden Prinzipien, welche die Wissenschaft der Gegenwart großgezogen haben. — Mit Begeisterung, die jeden Opfers fähig ist, wirkt Bastian, den die deutsche Ethnologie mit Stolz den Ihren nennt, seit mehr als einem Menschenalter in dieser Weise. Ein glänzendes Zeugnis dafür giebt uns wohl die Königliche Ethnographische Sammlung in Berlin, die durch Bastian's unermüdliche Thätigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit zu der ersten der Welt geworden ist, die zahlreichen an Ausbeute so fruchtbaren Reisen desselben, die Anregungen, welche er durch Wort, Schrift und Beispiel gegeben, sowie auch, um ein ganz specielles Beispiel anzuführen, die vorliegende Arbeit über den Buddhismus, die nach jeder Seite hin eine klassische genannt werden muß, wenn ihr auch hier und da, wie dies bei dem Eifer und der Begeisterung des Verfassers für die Sache begreiflich, jene Ruhe und Gemessenheit abgeht, welche zu der nötigen Abklärung und Ordnung, zu einer künstlerischen Vollendung unentbehrlich ist. Ueberall tritt uns aber auch hier wieder der Reichtum des Wissens und der Gedanken, eine Fülle von Ideen entgegen, in welcher Beziehung es keiner der jetzt lebenden Ethnologen Bastian gleich thut, der eine ebenso geistreich und tief angelegte Natur ist, wie auch sein Auftreten, das nur Rücksichten gegen die Sache kennt und dem alle persönlichen Motive fern stehen, von dem ächten Adel der Gesinnung durchdrungen ist. — In unserer Kulturgeschichte des Westens treten besonders die sogenannten Offenbarungsreligionen hervor, bei denen in den Epochen kritischer Wendepunkte die den Gesellschaftsorganismus bewegenden Ideen aus einer bevorzugten Resonanz so durchschlagend zurücksummen, um solchen Namen als den des Propheten für die kommende Geschichtsperiode zu proklamieren. Gegenüber dem deus ex machina, der hier jedesmal ins Dasein gerufen zu werden pflegt, dämmert aus schleierhaft verhüllter Vorzeit das Seitenstück von Osten herauf, auf unabsehbare Reihen zurückzählend jener Lehrer, die seine Worte kündeten, das Wort Buddhas als heiliges und rettendes. Und für die naturgemäße Begründung in menschlicher Wesenheit handelt es sich nicht um Einpflanzung eines fremden Keimes, sondern nur um gesetzliche Pflege des, als bereits vorgebildet, nach Verwirklichung Strebenden, — von Walten und Schalten der psychologischen Prozesse zum Verständnis des Alls da draußen, zum Verständnis auch des Selbst im Innersten an sich. Im Kontakt des Außen und Innen nimmt der Buddhismus seinen Ansatzpunkt, als Religionsphilosophie auf die Psychologie gestützt; und dies ist die bewegende Spirale, um welche sich alles dreht. Es würde uns hier zu weit führen, den Verfasser in die Einzelheiten seiner Darlegungen und Auseinandersetzungen zu verfolgen, nur soviel sei noch erwähnt, daß der ganze Inhalt in vier Teile zerfällt, welche sich mit dem Mikrokosmos, dem Makrokosmos, der Lehre des Buddha und dem Jenseits beschäftigen. H. O.

E. Lucius, die Kräftigung des Missionssinnes in der Gemeinde. Referat, vorgetragen auf der elsässischen Pastoral-Konferenz am 2. Juni 1885. Straßburg, F. Schmidt. 38 S.

Indem wir dieses Schriftchen unseres treuen Mitarbeiters zur Anzeige bringen, tragen wir eine alte Schuld ab, die uns schon lange drückt. Nur der Mangel an Raum verhinderte bisher die Besprechung, in welcher uns die „Allgemeine Missionszeitschrift" und das „Evangelische Missions-Magazin" zuvorgekommen sind. Diese beiden Organe stimmen in der ungeteilten Anerkennung desselben überein. „Ein vortreffliches Schriftchen," sagt Hesse im Evangelischen Missions-

Magazin, „das zwar wesentlich auf Warneckschen Arbeiten fußt, wie es selbst dankbar anerkennt, aber doch auch manches Eigene und Neue zu der wichtigen Frage beiträgt, wie in der Christenheit der Missionssinn geweckt und vertieft werden kann. Mögen viele Geistliche sich diese guten Worte recht zu Herzen gehen lassen!" Und D. Warneck urteilt: „Eine ganz vortreffliche, sehr solide Arbeit, in welcher mit großem Fleiß und selbständigem Urteil alles einschlägige Material unter gewissenhafter Quellenangabe zusammengestellt und verwertet worden ist, so daß man sie als eine erschöpfende Behandlung ihres Gegenstandes bezeichnen muß. Wir wünschen, daß sie zu Tausenden verbreitet und in die Hände jedes Pfarrers gelegt werden möchte." In der That wüßten wir besonders den Geistlichen, die bisher zur Entwicklung des Missionssinnes in ihren Gemeinden wenig oder nichts gethan haben, aber über diese ihre Lauheit unruhig zu werden beginnen, keine einfachere, praktischere und zugleich alles Wesentliche besser zusammenfassende Anleitung, wie sie vorzugehen haben, um die Gemeinden zur Mitarbeit an der Mission zu erziehen, in die Hand zu geben als diese so nüchtern und doch zugleich so warm gehaltene Schrift des Straßburger Professors, der, wie er die Studierenden in die Missionsgeschichte einführt, so auch die praktischen Theologen für die Missionsarbeit gewinnen möchte. Ganz besonders willkommen wird vielen die S. 24 und 25 gegebene sehr glückliche Zusammenstellung und Beurteilung der hauptsächlichsten Werke sein, welche ein Geistlicher zu lesen hat, um sich auf dem gegenwärtigen Arbeitsfelde der Mission wenigstens einigermaßen zu orientieren und mit den religiösen und kulturellen Zuständen der nichtchristlichen Völker wie mit dem Gang und Charakter der Missionsthätigkeit vertraut zu machen. Die Quintessenz des überaus anregenden Inhaltes faßt Lucius selbst in folgende Schlußsätze zusammen, die es wert sind, unverkürzt mitgeteilt zu werden:

1. Die Teilnahme unserer Heimat an der Missionsarbeit steht zur Zeit in einem augenfälligen Mißverhältnis zu den klaren Forderungen des Evangeliums und den gewaltigen Aufgaben, welche durch die Gegenwart der Mission gestellt sind; auf den zwar meist vorhandenen, aber noch schwachen Missionssinn kräftigend einzuwirken, liegt vornehmlich den Pfarrern ob, zu deren dringendsten Pflichten auch die gehört, Gemeinden heranzubilden, die gebend und betend an der Ausbreitung des Evangeliums sich beteiligen.

2. Als die vornehmlichsten Ursachen der Lauheit, an welcher das Missionsleben der Heimat krankt, sind anzusehen und darum hauptsächlich zu bekämpfen: einmal die aus der Geschichte der protestantischen Kirchen zwar erklärbare, in unserem Jahrhundert aber durchaus nicht mehr zu entschuldigende Unterschätzung der Missionspflicht seitens der Gemeinde, sodann die ungenügende Bekanntschaft resp. vollständige Unkenntnis des Arbeitsfeldes und der geschichtlichen Thatsachen der neueren Mission.

3. Der Unterschätzung der Missionspflicht seitens der Gemeinde kann am erfolgreichsten entgegengewirkt werden durch die sonntägliche Predigt. Dieselbe sollte daher weit öfter, als dies bis jetzt üblich ist, die in der heiligen Schrift so häufig vorkommenden Missionsgedanken berücksichtigen, den engen Zusammenhang derselben mit den Grundanschauungen des Evangeliums nachweisen und die Beteiligung an der Mission als Ausübung einer elementaren Christenpflicht darthun.

4. Wesentlich erleichtert und beschleunigt würde die Anerkennung der Missionspflicht seitens der Gemeinde durch die Einführung eines — gegenwärtig von fast allen Missionsfreunden befürworteten, in der französischen und schweizerischen Kirche bereits beschlossenen — allgemeinen Missionsfestes, das, unbeschadet der bereits vorhandenen, aber noch volkstümlicher zu gestaltenden Bibel- und Missionsfeste, an Einem Tage (etwa am Epiphanien- oder am Himmelfahrtsfeste) in allen Kirchen zu feiern wäre und das jedenfalls bereits durch sein bloßes Bestehen Zeugnis davon ablegen würde, daß die Mission nicht beliebige Privat-

sache, vielmehr ein von der Kirche unbedingt als heilige Pflicht anerkanntes Unternehmen ist.

5. Zur Erzeugung und besonders zur Unterhaltung eines thätigen Missionslebens in der Gemeinde ist ferner und nicht minder von nöten als die Geltendmachung der abstrakten Missionspflicht die Verbreitung der geschichtlichen Kunde der Mission, insbesondere der Mission der Gegenwart, ihrer Aufgaben, ihrer Thaten, ihrer Erfolge, ihrer Aussichten. Hiervon der Gemeinde eine eingehende Kenntnis zu vermitteln, ist umsomehr geboten, als die Missionsgeschichte nicht bloß die beste und überzeugendste Missionsapologetik ist, sondern bei richtiger Behandlung auch selten verfehlt, eine mit dem Verständnis zunehmende Liebe zur Mission selbst zu erzeugen.

6. Die geschichtliche Kenntnis der Mission ist der Gemeinde hauptsächlich zu vermitteln durch die Missionsstunde, die etwa allmonatlich an Stelle eines Sonntagnachmittag-Gottesdienstes treten sollte. Sie wird in dem Maße zur Hebung des Missionssinnes beitragen, als sie aus dem Vollen schöpfen und mit historischer Treue die wichtigsten und interessantesten Vorgänge der Missionsgeschichte anschaulich und frisch schildern, den Schauplatz und das Objekt der Missionsarbeit der Gemeinde näher rücken und den reichen Segen, der aus der entsagungsvollen Arbeit der Missionare fließt, nicht nur aus dem Lebensgang einzelner Persönlichkeiten, sondern mehr noch aus der Darlegung der neuen, durch die Mission geschaffenen religiösen und sittlichen, aber auch socialen und kulturellen Zustände illustrieren wird.

7. Außer der Missionsstunde sind als Mittel zur Verbreitung der geschichtlichen Kenntnis der Mission in der Gemeinde haupsächlich zu benutzen: der Religionsunterricht und der Jugendgottesdienst, welche weit mehr, als üblich ist, zur Erziehung eines missionierenden Kirchenvolkes gebraucht werden müssen, ferner die Pfarrbibliotheken, in welchen die Erzeugnisse der volkstümlichen Missionslitteratur nie fehlen sollten, die Missionszeitschriften, deren Anschaffung anzuraten und zu erleichtern, Flugblätter, die besonders bei Anlaß von Kollekten zu verbreiten sind. Wünschenswert wäre auch, daß durch die Presse und außerkirchliche Vorträge die Vorurteile der öffentlichen Meinung an der Hand der Geschichte beleuchtet und in den weitesten Kreisen eine richtigere Würdigung der Mission (wäre es vorläufig auch nur ihrer philanthropischen und kulturellen Bedeutung) angebahnt würde.

8. Die aus einem eifrigen Eintreten für die Mission dem Pfarrer erwachsende wissenschaftliche Arbeit ist zwar keine unerhebliche, darf aber von demselben um so williger und freudiger übernommen werden, als sie nicht minder, als der Mission, der Gemeinde selbst zu gute kommt. Denn wie die Erfahrung lehrt, erwächst aus unausgesetzter, treuer und liebevoller Betreibung der Mission, wie überhaupt aller Werke der christlichen Liebe, der Gemeinde ein reicher Segen, der in erweitertem Gesichtskreis, vertieftem Verständnis und thatkräftigerem Interesse an der Sache des Reiches Gottes zu Tage tritt. Dr. E. B.

C. A. L. van Troostenburg de Bruyn, de hervormde Kerk in Nederlandsch Oost-Indië onder de Oost-Indische Compagnie (1602—1795). Arnhem, H. A. Tjeenk Willink, 1884. IX und 705 S.

In Holland ist die Missionsgeschichte schon seit einer Reihe von Jahren unter die obligatorischen Disciplinen des theologischen Unterrichts aufgenommen, und dabei wird den Bestrebungen zur Christianisierung der niederländischen Kolonien als einem Stück vaterländischer Geschichte besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Während nun über die von den zehn freiwilligen Missions-Gesellschaften dieses kleinen Landes ausgehende Tätigkeit, die ganz ins gegenwärtige Jahrhundert fällt, die Quellen reichlich fließen. zumal fast jede dieser Gesellschaften ein oder zwei eigene Organe herausgiebt, mannigfache Bearbeitungen vorliegen (z. B. J. Crandijk, het Nederlandsch Zendelinggenootschap, van Rhijn,

Reis door den Indischen Archipel ꝛc.), fehlte es bisher an einer auf gründlicher Erforschung der schwer zugänglichen Quellen beruhenden, zusammenfassenden Darstellung der frühern holländischen Mission, was, wie schon Warneck in seinem Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen (S. 22) hervorhebt, umsomehr zu bedauern war, als gerade diese Mission insofern ein ganz besonderes Interesse darbietet, als sie das erste und bisher einzig gebliebene Beispiel einer von Staats- und Regierungswegen betriebenen protestantischen Mission bildet. Diese Lücke füllt nun das oben genannte Werk eines in Batavia stationiert gewesenen Predigers aus und leistet damit nicht nur den Hochschullehrern und Theologie-Studierenden Hollands, sondern jedem Forscher auf dem Gebiet der Missionsgeschichte einen höchst belangreichen Dienst[1]). In wieweit der Gegenstand wirklich erschöpfend und richtig behandelt ist, vermögen wir nicht zu beurteilen. Den Eindruck aber gewinnt auch ein mit den Quellen nicht vertrauter Leser, daß der geehrte Verfasser das riesige Material, das er augenscheinlich mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragen, auch mit Liebe und echtem Forschersinn gründlich durchgearbeitet hat und vollständig beherrscht. Die auf dem Schauplatz des behandelten Missionsgebietes gesammelten eigenen Erfahrungen mußten notwendigerweise seinen Blick für die Beurteilung der geschilderten Zustände schärfen und seiner Darstellung Leben und Wärme geben. Eine übersichtliche Gliederung des Stoffes erleichtert in angenehmer Weise das Durchlesen des dickleibigen Werkes. Es bespricht nach kurzer historischer Einleitung die kirchliche Statistik, den Kultus, das Kirchenregiment, das Kirchenrecht, die Prediger, die Krankenpflege, die Ausbreitung des Christentums, den Unterricht, die Wohlthätigkeit, die kirchliche Lehre, das theologische Studium, die Erbauungslitteratur und das christliche Leben in niederländisch Indien. Dabei ist nicht zu übersehen, daß unter niederländisch Indien nicht nur der noch heute unter holländischer Botmäßigkeit stehende indische Archipel (Sumatra, Java, Borneo und Celebes mit ihren kleineren Nachbarinnen), sondern auch die andern frühern holländischen Besitzungen Formosa, Malakka, Ceylon, die indischen Küsten Malabar und Koromandel, Surate, Mauritius u. s. f. zu verstehen sind, ein Ländergebiet von ungeheurer Ausdehnung, da Java allein so groß ist wie Italien und Sumatra wie Deutschland.

Es ist freilich nicht eben ein Ruhmesblatt aus der Geschichte der christlichen Mission, das hier an die Öffentlichkeit gezogen wird. Denn so bedeutungsvoll die Thatsache an sich erscheint, daß schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein Staat, der überseeische Kolonien erwirbt, die unbedingte Pflicht, in den ihm unterworfenen Gebieten für Verbreitung des Christentums zu sorgen, anerkennt — eine Thatsache, von der heute noch andere Staaten lernen können —, so ist doch die Art und Weise, wie nun die Bekehrung der Eingebornen vorgenommen wurde, wenig geeignet, sich zur Nachahmung zu empfehlen. Es ist bekannt genug, wie die Gouverneure der ostindischen Kompagnie den Schutz der Gesetze oder Anstellung einem jeden verweigerten, der sich nicht taufen ließ, dagegen jedem sich günstig erwiesen, der nur das Vaterunser und die zehn Gebote auswendig wußte oder die helvetische Konfession unterschrieb, so daß ein einziger Prediger auf Amboina in wenigen Jahren 30,000 Heiden taufte, auf Java im Jahre 1722 100,000, auf Ceylon sogar 424,000 Christen gezählt wurden, ja der Prediger Rhynsdyk sogar in Timor das ganze Volk taufte, ohne es irgendwie unterrichtet zu haben. (S. 485.) Der Verfasser verschleiert diese oberflächliche und mechanische Bekehrungsart in keiner Weise. Er macht eine Menge von Predigern namhaft, die sich als willfährige Werkzeuge der Regierung dazu hergaben, solche Massenbekehrungen, bei denen Versprechungen, Drohungen, Zwang, ja der holländische

---

[1]) Ein fast gleichzeitig erschienenes Werk über denselben Gegenstand: Grothe, Archief voor de geschiedenis der oude Hollandsche Zending, ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

Gulden nachhalfen, in Scene zu setzen. Der treffliche Missionar Riedel († 1860) in der Minahasa auf Celebes fand noch Taufregister aus jener alten Zeit, aus welchen hervorging, daß oft auf einen Tag am selben Orte Hunderte getauft wurden ohne Prüfung, ohne Unterricht und ohne Aussicht auf irgendwelchen künftigen Unterricht (S. 485). Ebenso summarisch ging es mit den Trauungen zu. Zum Abendmahl dagegen wurde nur ein sehr geringer Teil der Erwachsenen zugelassen. Was uns jedoch wieder mit Respekt vor jenen Predigern erfüllt, sind ihre Bemühungen zur Schaffung von Litteraturen für jene des Schreibens meist noch gänzlich unkundigen malayischen Volksstämme. Ihre Bibelübersetzungen, Katechismen und Lehrbücher aller Art waren ohne Zweifel bedeutende Leistungen. Auch fehlte es nicht an Stimmen, die verlangten, es müssen die Religionsanschauungen der Eingebornen zuerst genau studiert werden, bevor man ihnen mit Erfolg das Evangelium nahe bringen könne, und nicht an Versuchen, eine eingeborene Geistlichkeit heranzuziehen (Seminar des Waläus in Leiden). Allein jeder vernünftige Plan scheiterte jeweilen am Widerstand der Regierung und der Kirchenbehörden im Mutterland. So kam es, daß später die ausgestreute Saat fast gänzlich verloren ging und die Hunderttausende von äußerlich Bekehrten teils ins Heidentum zurücksanken, teils dem Islam zur Beute wurden. Gerade das Buch von van Troostenburg ist indessen geeignet, manche Mißgriffe jener Zeit in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Insbesondere tritt uns bei einer Menge von Männern das aufrichtige Bemühen entgegen, rationellere Wege zur wirklichen Einpflanzung des Evangeliums in die Herzen der Heiden zu finden, wie dies die missionsmethodischen Schriften von Justus Heurnius 1618, J. Hoornbeck 1669, Hendrik Velse 1732, van der Vorm und Werndly (einem Züricher) und besonders von Van Vollenhoven 1775 beweisen. Mehrere hierauf bezügliche Preisfragen wurden ausgeschrieben, und indem das Interesse der Kirche sich diesen Fragen lebhafter zuwendete, wurde doch allmählich der Boden vorbereitet, auf welchem dann van der Kemp und seine Freunde zur Bildung der ersten jener Gesellschaften schreiten konnten, welche mit vereinten Kräften das untergehende Werk in niederländisch Indien zu neuem Leben zu erwecken suchen.

Dr. E. B.

Dr. J. C. Schlagen van Soelen, Oost-Indiën en de Zending, twee voordrachten, Amsterdam, van Holkema, 1886, 64 S.

Der Verfasser hat mehr als zwanzig Jahre als Missionar in niederländisch Indien und mehr als die Hälfte dieser Zeit in Java zugebracht. Heimgekehrt, hielt er im Dezember vorigen Jahres in einer Versammlung des Protestantenbundes zu Almolo einen Vortrag über „Java und das Christentum" und einige Monate später in einer Zusammenkunft moderner Theologen zu Amsterdam einen solchen über „den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein und die Mission" und hat nun, der an ihn ergangenen Aufforderung Folge leistend, diese Vorträge unter obigem Titel veröffentlicht. Sie sind äußerst anziehend geschrieben und atmen einen Geist der Liebe und Milde, der sofort gewinnt. Der zweite, der sich zwar im allgemeinen sehr sympathisch zu den Bestrebungen unsers Vereines stellt, gleichzeitig aber daran eine auf kaum ganz genügender Sachkenntnis ruhende Kritik übt, nötigt uns zu eingehender Auseinandersetzung, die im nächsten Hefte erfolgen wird. Der erstere charakterisiert die eingeborene Bevölkerung dieser großen Insel als in tiefe Stumpfheit versunken, die indessen nicht unüberwindlich ist. Schulunterricht und Industrie erweisen sich als Kräfte, die ihren Verstand zu wecken vermögen; Herz und Gemüt aber können nur durch das Christentum zu wirklichem Leben gebracht werden. Unter der Decke des äußerlich herrschenden Muhammedanismus wuchert noch das alte Heidentum fort, während von den zahlreichen Christengemeinden, die einst unter der Herrschaft der ostindischen Kompagnie entstanden waren, „weder Schimmer noch Schatten übrig geblieben ist" und teils das fremde Verältnis zwischen Beherrschern und Beherrschten,

teils das sittliche Beispiel der Christen die Verbreitung des Evangeliums erschwert. So ist Christus auf Java noch ein Fremdling, obwohl das Land schon seit Jahrhunderten im Besitz der Holländer ist, — eine Schmach für diese protestantische Nation. Doch keimt im Osten der Insel die Saat Jollesmas in einigen Gemeinden hoffnungerweckend auf, zumal das Opium und der entsittlichende Einfluß der muhammedanischen Wallfahrer dort keinen Zutritt findet. Was aber die Herzen gewinnt, sind nicht Dogmen und Lehrbegriffe, sondern die Macht der werkthätigen christlichen Persönlichkeit. Dies der Hauptinhalt des ersten Vortrags, eine willkommene Ergänzung zu Troostenburg. Dr. E. B.

Dr. Wilhelm Schneider, Die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. 2 Teile. Paderborn 1885/86, Ferdinand Schöningh.

Unter den neueren ethnographischen Werken wüßten wir keines zu nennen, das allseitiger und gründlicher über Charakter, Sitten und Gebräuche, Fähigkeiten und religiöse Vorstellungen der Naturvölker unterrichtet, als das vorliegende Buch Dr. Wilhelm Schneiders, das wir unseren Lesern auch an dieser Stelle durch ein kurzes Wort anzeigen, obwohl der unterzeichnete Referent bereits Gelegenheit genommen hat, in der „Deutschen Kolonialzeitung" 1886, 24. Heft, die Grundgedanken und den Inhalt der Schneider'schen Arbeit ausführlicher zu besprechen. Als Sammlung aller Materialien, die aus einer weitverzweigten Litteratur der Reisewerke, Ethnographien, Anthropologien und Missionsberichte der letzten Jahre geschöpft sind, will Schneiders Buch allen denjenigen dienen, die eine wissenschaftlich begründete Antwort auf die zeitgemäße Frage nach der Kulturfähigkeit der Naturvölker suchen. Schneider widerlegt in dem 1. Bande seines Werkes die Rousseau'sche Illusion von der physischen und sittlichen Vollkommenheit des Naturmenschen, er schildert, wie derselbe unter einem selbstauferlegten Naturzwange leidet, wie die sittlichen Ausschreitungen, die Greuel finsteren Aberglaubens die falschen Bilder von der Freiheit und dem Paradiesesleben der Wilden zerstören. Er stellt die anthropologische Theorie auf, daß die ersten Menschen halbciviliſiert gewesen seien und daß von der Urstufe der Menschheit aus eine dreifache Richtung von den einzelnen Rassen eingeschlagen werden konnte: 1) die Rückwärtsbewegung oder Depravation der Wilden, 2) das stationäre Verhalten der Naturvölker, 3) der Fortschritt der Kulturvölker. Die Verrirrungen der Wilden in Sitte und Religion sind daher Depravationen, nicht die ersten Stufen einer gehemmten Entwicklung. Diese letztere Behauptung wird namentlich im 2. Band näher begründet, welcher das Thema behandelt: Der Naturmensch nicht Affenmensch, nicht der Urmensch der Entwicklungslehre. Kulturfähigkeit desselben. Das Darwin'sche Dogma von der Inferiorität gewisser Rassen wird gründlich widerlegt. Die Erzählungen von monströsen oder affenartigen Horden unter den Wilden beruhen auf Fabeln. Auch die Schreckbilder der Menschheit, die Australneger, Botokuden, Pescherähs, Eskimos, Buschmänner ꝛc. sind nur als kulturlos und tierisch verleumdet, in Wahrheit entbehren sie nicht einer gewissen materiellen Kultur, geistiger Fähigkeiten, künstlerischer Fertigkeiten, sittlicher Anschauungen und religiöser Vorstellungen. Der Frage, ob es religionslose Völker gebe, widmet Schneider eine ausführliche Antwort, die mit einem entschiedenen Nein schließt. „Der Naturmensch ist kein Zeuge urzeitlicher Religionslosigkeit oder urzeitlicher Gemeinschaftsehe." Gewisse religiöse und sittliche Grundbegriffe finden sich auch bei den verkommensten Volksstämmen. Es leuchtet ein, daß Schneider durch solche Vordersätze den kräftigsten Nachweis für die Kulturfähigkeit der Naturvölker liefert und zugleich die härtesten Anklagen gegen alle diejenigen begründet, welche die Ausrottung der Eingeborenen in den von Europäern besiedelten überseeischen Gebieten verschuldet haben. Der Mission weist Schneider einen hervorragenden Anteil an der Kultivierung der Naturvölker zu; wenn er aber unter den bereits vorhandenen rühmlichen Lei-

stungen der Mission die der katholischen Mission auszeichnet, so hindert uns diese anscheinend konfessionelle Befangenheit nicht, die guten Dienste, welche der Verfasser durch seine Aufmunterung auch der evangelischen Mission leistet, voll und ganz anzuerkennen. Wir empfehlen sein Buch und namentlich den vortrefflichen Abschnitt über die Bildungsfähigkeit des Negers (II., S. 164—346) unter Hinweis auf die in diesem Hefte enthaltene Missionsrundschau über Afrika allen unseren Freunden, die eine weitere Belehrung über die Naturvölker wünschen. Th. Arndt.

A. Merensky, Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit? Berlin, 1886, Walther & Apolant.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hatte durch ein öffentliches Preisausschreiben zur Beantwortung der im Titel der vorliegenden Schrift genannten Frage aufgefordert. Es freut uns aufrichtig, daß A. Merensky, der frühere Superintendent der Berliner Mission in Transvaal und selbst ein bewährter Missionar, durch seine Schrift den ersten Preis davongetragen und schon durch diesen Umstand zur Vermehrung des Ansehens der Mission beigesteuert hat. Daß aber auch der Schlußsatz seiner Antwort, in welchem er nachweist, daß wahre Civilisation nur auf dem Grunde des Christentums möglich sei, daß daher der Kolonist und der Missionar Hand in Hand gehen müssen, die uneingeschränkte Zustimmung der Preisrichter gefunden hat, ist uns ein erneuter Beweis dafür, daß die (weitherziger und vielseitiger aufgefaßte!) Mission auch in den Kreisen Freunde erworben hat, welche ihr sonst mit kühler Abneigung gegenüberstanden. Zur Sache selbst bemerken wir noch, daß Merensky die Erziehung des Negers zur Arbeit weder durch Zwang noch durch Angewöhnung neuer Bedürfnisse herbeiführen will; er erwartet den besten Erfolg von einer starken, aber gerechten Kolonialregierung, schlägt die Errichtung sogenannter Lokationen vor und nennt Mittel und Wege, auf denen es möglich sein wird, „Hörige" für die privaten Pflanzungen der Kolonisten zu gewinnen. Th. Arndt.

W. Liebenow, Chef des Kartogr. Bureaus im K. Preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Karte von Afrika mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Berlin 1886. Berl. lithographisches Institut (Julius Moser). Preis 6 Mark.

Unsere Atlanten können dem täglichen Fortschritte geographischer Forschungen im „dunklen Erdteil" kaum folgen. Eine Spezialkarte Afrikas ist daher zum Bedürfnis für einen jeden geworden, der in seinem Atlas gerade über diejenigen Gebiete, die jetzt im Mittelpunkt des Interesses stehen, nähere Auskunft vergebens sucht. Unter den vielen Karten, die in den letzten Monaten über Afrika ausgegeben sind, ist uns keine zu Gesicht gekommen, welche genauer, zuverlässiger und preiswerter wäre, als die von Liebenow, einem bewährten Kartographen, die wir daher unsern Lesern auch zur Illustrierung unserer Missionsrundschau über Afrika bestens empfehlen. Der Maßstab der Hauptkarte ist 1 : 10,000,000; die deutschen Schutzgebiete sind auch in übersichtlichen Nebenkarten verdeutlicht.

Th. Arndt.

Zeitschriften.

1. Allgemeine Missionszeitschrift, herausgegeben von D. Gustav Warneck, 13. Band. Oktober, November und Dezember 1886.

Heft 9 (Oktober): Zur Litteratur des Unglaubens in Indien, von Th. Christlieb. Der civilisierende Einfluß des Branntweins unter den Naturvölkern. Das russische Centralasien II., von Rathmann. Lesefrüchte aus Livingstones Last Journals I., von Grundemann. Missionsrundschau über Amerika und Ozeanien von G. Kurze. Heft 10 (November): Handel und Mission, von F. M. Zahn. Lesefrüchte aus Livingstones Last Journals II., von Grundemann. Missionsanfänge unter den Chuhras im Punjab I., von Th. Christlieb. Die Missionsbeiträge der hochadeligen und reichen Kreise in England, von P. v. Zychlinsky.

Ein Missionsschiff für die deutschen Südseekolonien??, von G. Warneck. Im Beiblatt: Rückblicke am Jubelfeste der evangelisch-lutherischen Missions-Gesellschaft zu Leipzig, von Senior Cordes. Einige Mitteilungen über chinesische Sprache und Schrift und über ein chinesisches ABC-Buch, von Hartmann. Ein Missionsbettag. Heft 11 (Dezember): Das Findelhaus Bethesda auf Hongkong in China, von Wedepohl. Die französisch-evangelische Mission am Sambesi, von E. Kikebusch. Missionsanfänge unter den Chuhras im Punjab II., von Th. Christlieb. Nachruf (Eugen Reichel, Missionsdirektor †). —

2. **Evangelisches Missionsmagazin,** Oktober, November und Dezember 1886. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung.

Heft 10 (Oktober): K. E. G. Mörike, ein Lebensbild aus der Basler Mission I. Das Christentum in Japan. Missionszeitung (über Afrika, Madagaskar, Japan u. s. w.). Heft 11 (November): K. E. G. Mörike, ein Lebensbild aus der Basler Mission II. Eine Rundreise auf der Insel Kiuschiu (in Japan). Missionszeitung (über Afrika, China, Indien, Ozeanien u. s. w.). Heft 12 (Dezember): K. E. G. Mörike, ein Lebensbild aus der Basler Mission III. Missionszeitung (über Afrika, China, Japan, Amerika). —

3. **Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.** 1886. Nr. 10 bis 12.

Nr. 10 (Oktober): Jahresfest der rheinischen Missionsgesellschaft (Ansprachen und Berichte über die einzelnen Arbeitsgebiete). Nr. 11 (November): Nachruf (Missionar Hellweg †). Aus unserer Arbeit unter den Chinesen (Briefe von Missionaren). Nr. 12 (Dezember): Predigtreisen in der Padang Bolak (Sumatra).

4. **Deutsche geographische Blätter.** Herausgegeben von der geographischen Gesellschaft in Bremen durch Dr. M. Lindeman. 1886. 3. Heft.

Ethnologische Beiträge über die Atnatánas oder Anwohner des Kupferflusses von Henry T. Allen, über die Ostgrönländer von H. Rink, über den Indianerstamm der Odjibways in Nordwest-Kanada von Charles N. Bell. Kleinere Mitteilungen über Neu-Guinea, Robert Flegel †, das englische Nigergebiet. —

5. **Deutsche Kolonialzeitung.** Organ des Deutschen Kolonialvereins in Berlin. Redakteur: Richard Lesser. 1886. 20.—24. Heft.

20. Heft: Allgemeiner deutscher Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen zu Berlin am 13.—16. September. Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika, Vortrag des Professor Dr. Schweinfurth in der 59. Naturforscher- und Aerzte-Versammlung. 21. Heft: Rekognoszierungsreisen in der Kamerunkolonie. Tagebuchaufzeichnungen in Westafrika. Korea, von Adolf Glocker. 22. Heft: Mitteilungen und Gedanken eines alten Seefahrers über Ostafrika von Otto Ulrich. 23. Heft: Die Verhältnisse auf den Marschall-Inseln. Redaktionelle Korrespondenz: Von den Fidschi-Inseln. 24. Heft: Kolonialpolitische Vorgänge: Deutsch-Ostafrika, vom Kaiser Wilhelmsland und Bismarck-Archipel. Verein zur Förderung deutscher Interessen in Südafrika. —

6. **Kolonial-Politische Korrespondenz.** Organ der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. 1886. Nr. 38—50.

Nr. 38, 39: Der Allgemeine Deutsche Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen. Von der deutsch-ostafrikanischen evangelischen Missionsgesellschaft. Nr. 40: Von der katholischen Mission in Sansibar-Bagamoyo. Die deutschen Naturforscher und die Kolonialpolitik. Nr. 41: — Nr. 42: Der gegenwärtige Stand des deutsch-ostafrikanischen Unternehmens. Das Christentum im Somali-Lande. Nr. 43: — Nr. 44: Das Kingani-Thal. Nr. 45: Expedition Dr. Jühlke. Nr. 46: Die Benadir-Küste. Nr. 47: Ein Brief von Dr. W. Junker (aus der englischen Missionsstation Msalala). Ueber Hospitäler und ihre zweckmäßigste Einrichtung in den Kolonien I., Vortrag von Karl Schütze. Nr. 48: Die

Lage Emin Beys (Dr. Schnitzler). Von den deutsch-ostafrikanischen Stationen. Über Hospitäler u. s. w. II., Vortrag von Karl Schütze. Nr. 49: Der Verein zur Förderung deutscher Interessen in Südafrika. Über Hospitäler u. s. w. III., Vortrag von Karl Schütze. Nr. 50: Dr. Karl Jühlkes (in Kismayu anfangs Dezember ermordet) Verdienste um die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft. Mitteilungen des deutschen Schulvereins. — Th. Arndt.

Missionsrundschau.

Afrika[1]).

Von Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin.

Mehr als je sind in unseren Tagen die Augen aller Missionsfreunde auf den „dunklen Erdteil" gerichtet. Forschungsreisen, Handelsunternehmungen und koloniale Erwerbungen steigern unser Interesse an den Bewohnern Afrikas, die keineswegs zu den aussterbenden Rassen, wie die Eingeborenen Polynesiens und Australiens gehören, sondern in fortwährender Zunahme begriffen und bestimmt sind, einst europäische christliche Kultur in ihrem Lande, dessen Klima die civilisatorische Arbeit der Weißen hemmt, anbahnen und verbreiten zu helfen. Wenn irgendwo, so müssen in Afrika alle Faktoren der Civilisation Hand in Hand gehen. Der Kaufmann, der Kolonist, der Geograph und der Missionar müssen sich vereinigen zu dem schönen Werke, einen ganzen Erdteil unserer Kultur und unserer Religion zu erschließen, dessen Erforschung die unserem Jahrhunderte vorbehaltene Aufgabe ist. Nur die Küstenländer Afrikas und geringe Teile des Inneren waren bis vor wenigen Jahrzehnten bekannt. Mit bewundernswertem Eifer haben sich unermüdliche Forscher der gefahrvollen Aufgabe gewidmet, unsere Kenntnis von den weiten, bisher als weiße Stellen auf unseren Karten erscheinenden Länderstrecken Innerafrikas zu bereichern. Was die Barth, Vogel, Beurmann, Nachtigal, Rohlfs, Schweinfurth, Flegel und allen voran die Livingstone und Stanley unter vielen Opfern an Kraft und Gesundheit, oft auch unter Darangabe des Lebens zur Erforschung Afrikas geleistet haben, bleibt in der Geschichte der Wissenschaft unvergessen. Und wie sich in der Person Livingstones der Forscher und der Missionar vereinigte, so wird auch der Anteil der Mission an der Erschließung und Kenntnis des dunklen Erdteils stets gewürdigt werden.

Das Werk der Mission hat mit noch größeren Schwierigkeiten als das Unternehmen des geographischen Forschers zu kämpfen. Die größten Opfer an Gut und Blut haben unsere Missionsgesellschaften in Afrika bringen müssen. Rohe Barbarei, finsterer Aberglaube, greuliche Laster, der entsetzliche Sklavenhandel erschweren das Eindringen der christlichen Sendboten. Das unendliche Völkergewirr, die Unmasse der Volksstämme, die große Zahl der Sprachen — ein Engländer hat berechnet, daß 438 Sprachen und 153 Dialekte in Afrika zur Kenntnis der Europäer gebracht seien, — die Zerklüftung des noch in rohen Anfängen begriffenen Staatswesens sind beinahe unübersteigliche Hindernisse der christlichen Mission. Dazu kommt, daß der Missionar in Afrika mit einem Feinde zu kämpfen hat, der gerade diesen Erdteil als seine Domäne betrachtet, mit dem Islam; welcher unaufhaltsam vordringt und den Negern, die seit ihrer

---

[1]) Außer den bereits im 1. Jahrgange dieser Zeitschrift, bei deren Anführung wir von nun an die Initialen Z. M. R. gebrauchen werden, Heft 3. S. 174 genannten Schriften sind für diesen Teil der Missionsrundschau noch Warneck, Missionsstunden 2. B. 1. Abt.: Afrika und die Südsee. 2. Aufl. Gütersloh 1886, und Hugo Zöller, die deutschen Besitzungen an der westafrikan. Küste. 4 Bände. Berlin 1885, benutzt worden. Die reichhaltigste Litteraturangabe über die Mission in Afrika findet sich in dem angeführten Werke von Warneck S. 324 u. ff. —

Berührung mit den Weißen den Geschmack an ihrer Naturreligion verlieren, sich als willkommenen Ersatz anbietet. Würden aber die Neger insgesamt den Islam annehmen, so wären sie für wirklichen Fortschritt und echte Civilisation verloren. Daher der eifrige Kampf des Missionars gegen zwei Feinde zugleich, gegen den Fetischismus und den Islam. Wir stimmen in das Lob ein, welches fast von allen Seiten der christlichen Mission in Afrika gespendet wird. Auch Gegner oder laue Freunde der Mission haben mit diesem Lobe nicht zurückgehalten, sobald sie die erstaunlichen Kulturerfolge der Missionare bei den Ureinwohnern Afrikas wahrnahmen. Es freut uns, die Thatsache verzeichnen zu können, daß gerade deutsche evangelische Missionare einen hervorragenden Anteil an der Civilisation der von Europäern betretenen Gegenden Afrikas haben. Aber noch bleibt viel zu thun, noch können wir die Zeit nicht absehen, in welcher es möglich sein wird, auch die zahlreichen Volksstämme Innerafrikas dem Evangelium zuzuführen, können wir doch kaum die Mittel und Wege angeben, welche eine erfolgreiche Betreibung der Mission bei so verschieden gearteten Nationen und unter so schwierigen Verhältnissen des Klimas sichern. Ein Kranz von Missionsstationen umsäumt unter Ausschluß des islamischen Nordens mit geringen Unterbrechungen den ganzen Erdteil. Nur im südlichen Dreieck sind die Glaubensboten weiter in das Innere vorgedrungen. Wir geben eine gedrängte Uebersicht über die bisherigen Erfolge und über den gegenwärtigen Stand der evangelischen Heidenmission und ordnen unsere Darstellung nach der herkömmlichen Einteilung von West-, Süd- und Ostafrika. Wir nehmen besonderen Bezug auf die deutsche Missionsarbeit und wiederholen es auch bei dieser Rundschau, daß niemand vollständige Angaben aller Namen und statistischen Verhältnisse von uns erwarten wolle.

1. Westafrika.

Unsere Rundschau beginnen wir mit der westlichen Küste Afrikas an dem Südrande der Sahara-Wüste und fassen die weiten, von Negern bewohnten Küstenstrecken bis Benguela, südlich vom Kongo, zu einem scharf vom Süden des Erdteiles abgegrenzten Missionsgebiete zusammen. Portugiesen, Engländer, Franzosen und in neuerer Zeit auch Deutsche haben an dem buchtenarmen, fieberischen Strande Handelsniederlassungen angelegt und Schutzgebiete erworben. Etwa 16 Missionsgesellschaften, französische, englische, deutsche und amerikanische, unterhalten in Westafrika auf mehr als 100 Hauptstationen über 200 Missionare und haben über 100000 Heidenchristen in ihrer Pflege. Die Ungunst des mörderischen Klimas und das tief gesunkene Heidentum der Neger machen besonders in diesen Teilen Afrikas die Mission zu einem Werke unsäglicher Geduld und unermeßlicher Opfer.

Am Senegal in der französischen Kolonie St. Louis hat die Pariser Missionsgesellschaft eine kleine Gemeinde Getaufter gesammelt, kann aber neben einer starken katholischen Mission kaum aufkommen. Das britische Bathurst am Gambia ist der Schauplatz einer Wesleyanischen Mission und seit 1880 auch das Arbeitsgebiet eines von den ansässigen Anglikanern gegründeten Missionsvereines. Die Engländer haben nur um des ansehnlichen Erfolges der Wesleyaner willen, welche 3000 Anhänger und Schulkinder aufweisen konnten, diese ungesunde und ziemlich wertlose Kolonie an die Franzosen nicht abtreten wollen.

Sierra Leone, ein von befreiten Negersklaven seit 1787 bewohntes englisches Kronland, ist von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, den Wesleyanern und anderen methodistischen, sowie baptistischen Denominationen christianisiert worden. Wenn zur Zeit auch noch viel Scheinkultur und Scheinchristentum unter den civilisierten Negern sich findet, so können diese doch im ganzen als Christen gelten. Nach neuesten Angaben giebt es in Sierra Leone ca. 40600 evangelische Christen (A. M. Z. 1886 S. 342). Die kirchliche Mission hat 17 Gemeinden mit ca. 18000 Seelen selbständig gemacht und sich durch Grün-

dung von Schulen und des Furah Bay College, in dem der erste schwarze Bischof Samuel Crowther seinen Unterricht empfing, um Ausbildung einheimischer Missionsgehilfen und Geistlichen große Verdienste erworben. Dagegen ist die Hoffnung, in Sierra Leone brauchbare Missionare für südlich gelegene Küstenstrecken heranzuziehen, bis jetzt nur zum Teil erfüllt, vielmehr wird über den üblen Einfluß, der „Sierra Leone-Leute", die durch den Handel schnell reich werden wollen und zügellos leben, auf die angrenzenden Küstenbewohner geklagt (vgl. Gundert, Die evangelische Mission S. 64; Hugo Zöller, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste I., S. 209). — Die eingeborenen Negerstämme des Susu-, Bullom-, Limba-, Temne- und Mende-Volkes in der Nachbarschaft Sierra Leones sind der evangelischen Mission schwer zugänglich; englische und besonders amerikanischen Missionare haben unter teilweiser Mitwirkung der christlichen Gemeinde Sierra Leones in diesen auch vom Islam aufgesuchten Gebieten nur erst wenige Christen gesammelt.

Die Negerrepublik Liberia, eine Gründung von Amerikanern, welche die seit 1822 an der Pfefferküste sich niederlassenden befreiten Negersklaven mit der zweifelhaften Wohlthat einer streng demokratischen Verfassung (ausgearbeitet von dem amerikanischen Professor Greenleaf vom Howard College) bedacht haben, bietet in Bezug auf Lage des Christentums und der evangelischen Mission ungefähr dasselbe Bild wie Sierra Leone. Das Halbchristentum der importierten Neger gleicht einem dünnen Firnis, der die mangelhafte Civilisation der Sklaven kaum verbirgt, und die Mission bei den eingeborenen Stämmen der Gola, Dei Basra, Kru und Gedebo hat, obwohl mit amerikanischem Eifer betrieben, nur geringen Erfolg gehabt. Der Islam ist auch hier der gefährlichste Gegner des Christentums. Die lässige Verwaltung, das schwache Staatsregiment der Liberianer, ihre Eifersucht gegen die Weißen, denen das Bürgerrecht nicht gewährt wird, ihr dünkelhafter Stolz gegen die eingeborenen Rassen, ihre Halbbildung und endlich ihre Unfähigkeit, sich selbständig weiter zu entwickeln, zeigen, wie verfehlt das Experiment der amerikanischen Sklavenfreunde war. Methodistische, presbyterianische, baptistische und bischöfliche Missionare aus Amerika haben zwar etwa 18000 Christen zu geordneten Gemeinden gesammelt, aber Hugo Zöller bemerkt (a. a. O. I, S. 41), daß Kirchenbesuch und kirchliches Leben in der Hauptstadt Monrovia nur dürftig entwickelt sei. Zu Mühlenberg, nördlich von Monrovia am oberen Laufe des St. Paulflusses, hat die lutherische General-Synode Nordamerikas eine Mission (1860) begründet, welche unter Leitung des Missionars Day gedeihliche Fortschritte macht (E. M. M. 1886, S. 165, S. 294).

Die Zahn- und Elfenbeinküste, welche auf Liberia folgt, entbehrt bisher der Missionare. Erst die Goldküste, vom Assini-Flusse bis zur Mündung des Volta sich erstreckend, ist wieder der Schauplatz einer von den Wesleyanern und der Baseler Gesellschaft unter schweren Opfern betriebenen Mission. Zur Zeit des Sklavenhandels, welcher seit 1863 thatsächlich in Westafrika aufgehört hat, waren an der Goldküste 30 Forts von fast allen seefahrenden Nationen Europas für die Sklavenhändler errichtet, gegenwärtig sind die Franzosen am Assiniflusse und weiter südöstlich die Engländer die Herren der Küste, während das Asantereich im Norden auch nach dem Kriege gegen die Engländer (1874) unter Verzichtleistung auf einige Vasallenstaaten seine Unabhängigkeit behauptet hat. Die Baseler Mission arbeitet bereits 58 Jahre lang unter den Bewohnern dieser Küstenländer, zuerst in dem früher dänischen Christiansburg, dann nach vielen Verlusten an wackeren Vorkämpfern des Evangeliums, — 61 deutsche Missionare außer vielen Frauen und Kindern sind seit 1828 an der Goldküste dem Fieber zum Opfer gefallen, — sich immer weiter ausbreitend und jetzt auch im Asantereich vordringend. Mit den Baselern wetteifern seit 1834 die Wesleyaner, welche jedoch trotz vieler Erweckungen und Taufen längst nicht die Verdienste jener um die sittliche und kulturelle Hebung der Eingeborenen haben (vgl. Hugo Zöller a. a. O., II., S. 10, und E. M. M. 1886, S. 505 über den Rückzug der Wesleyaner aus Asante). Alle Afrikareisenden sind einig in der Anerkennung der be-

wundernswerten Leistungen der Baseler Missionare, welche den Negern nicht nur das Evangelium in der Landessprache verkündigt, (Missionar Zimmermann übersetzte die Bibel in die Gã- und Missionar Christaller in die Tschi-Sprache) sondern auch durch Pflege des Land- und Gartenbaues, Errichtung von Handelsfaktoreien (ohne Branntweinhandel), Schulen und Industriewerkstätten europäische Kultur eingeführt und gefördert haben (vgl. Hugo Zöller a. a. O., I., S. 184 u. 239, II., S. 9: „Die Baseler Gesellschaft darf mit Fug und Recht als Muster und Vorbild für die in Togo und Kamerun zu entwickelnde Missionsthätigkeit hingestellt werden"). Auf 10 Stationen, unter denen die bedeutendsten Christiansburg, Akkra, Abokobi, Odumase, Aburi, Akropong, Kjebi sind, zählen die Baseler jetzt 5560 Christen, welche von 22 europäischen und 104 einheimischen Gehilfen geleitet werden.

Ähnlich den Baselern hat die kleine Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen trotz ihrer beschränkten Mittel Anerkennenswertes in der Christianisierung des Ewe-Volkes an der Sklavenküste geleistet. Die zahlreichen Todesfälle der Missionare (in den Jahren 1847—1880 starben 27) hinderten nicht das Nachrücken neuer Kräfte. Das Neue Testament wurde 1877 in der Ewe-Sprache gedruckt, seitdem auch die meisten Schriften des A. T. und viele Schulbücher; in drei Gemeinden sind 430 Kirchenglieder vereinigt (Hauptstation Keta an der Küste). Unmittelbar an das Missionsgebiet der Bremer Gesellschaft grenzt das Togoland mit den Handelsplätzen Lome, Bagida, Porto Seguro und Klein-Povo, seit 1884 deutsches Schutzgebiet und deswegen hoffentlich binnen kurzem, so erwarten es die Missionsfreunde der Heimat, ein neuer Wirkungskreis jener Gesellschaft zur Erfüllung der nationalen Missionsaufgabe (vergl. Z. M.-R. 1. Jahrgang, Heft 4, S. 216—219, Hugo Zöller, a. a. O. I., S. 184, und II., S. 16). Auch die Wesleyaner arbeiten an der Sklavenküste, ihre Hauptstationen sind das deutsche Klein-Povo und im Osten das französische Porto Novo, dagegen ist es ihnen trotz mehrfacher Versuche noch nicht gelungen, in das angrenzende Despotenreich Dahome einzudringen, obwohl es gerade dort gilt, eine Hochburg afrikanischen Heidentums zu erobern. Der Hauptort der ganzen Gold- und Sklavenküste ist das britische Lagos, „das afrikanische Liverpool", Station der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (3700 Kirchenglieder) und der Wesleyaner (910 Kirchenglieder).

Lagos bildet zugleich den Eingang zum Jorubalande, hinter der Mündungslagune des Ogun gelegen, und ist daher der Stützpuukt der von der englisch-kirchlichen und den Wesleyanern bei den Oku- oder Joruba-Völkern betriebenen Mission, deren Hauptstationen in Abeokuta (etwa 3000 Christen unter 150000 Einwohnern) errichtet sind. Fortgesetzte kriegerische Unruhen halten aber die Mission im östlichen Jorubalande auf (A. M. Z. 1886, S. 341).

Die Mission am Niger, der mit seinem Nebenflusse Binue eine schiffbare Wasserstraße von 1100 Kilometer Länge bietet und den Zugang in das Innere Nord- und Centralafrikas erschließt, ist 1857 von der englisch-kirchlichen Gesellschaft begonnen und nimmt „unter der ebenso energischen wie weisen Leitung" des schwarzen Bischofs Samuel Crowther, welcher in Lagos residiert, langsamen, aber sicheren Fortgang. Rob. Flegel, der für die Erforschung Afrikas viel zu früh am 11. September 1886 zu Braß am Nigerdelta gestorben ist, hat bei seinen ersten Reisen, den „Henry Venn", das Missionsschiff der englisch-kirchlichen Gesellschaft benutzen dürfen, deren schwarze Sendboten 11 Stationen am Ufer des Niger angelegt und etwa 2200 Heiden getauft haben. Das Nigerdelta steht seit 1885 unter britischem Schutze. Die weitaussehenden Pläne Rob. Flegels zur Gründung einer deutschen Niger-Binuegesellschaft sind leider nicht in Erfüllung gegangen.

Unterhalb der Nigermündung an der Bucht von Alt-Kalabar betreiben die unierten Presbyterianer Schottlands seit 1846 auf fünf Stationen eine opferreiche, aber „solide" Mission, deren Schulen und Arbeiten die allgemeine Achtung der Häuptlinge wie der weißen Händler genießen" (Gundert, a. a. O., S. 90). In der Nähe von Alt-Kalabar liegt die Sprachgrenze zwischen den Bantu-Negern im Süden

Afrikas und den nördlichen sogen. echten Negern, daher die Abgeschlossenheit der verschiedenen dort zusammenstoßenden Stämme gegeneinander und die vielen Fehden, welche bisher eine Mission im Innern verhindert haben (vgl. A. M. Z. 1885, S. 565. Hugo Zöller, a. a. O., II., S. 80).

Die Insel Fernando Po, die größte der vier Guinea-Inseln, dem Kamerungebiet gegenüber gelegen, steht unter spanischer Herrschaft. Englische Baptisten begannen eine protestantische Mission im Jahre 1841, wurden aber von den spanischen Jesuiten 1858 vertrieben und wandten sich nach dem Kamerunlande, wo sie unter dem Missionar Alfred Saker, „dem Apostel der Kameruner", ihre erste Station im britischen Viktoria anlegten (später noch Bethel, Mortonville, Belltown). Es ist bekannt, daß die Baptisten, seitdem Kamerun deutsches Schutzgebiet (1884) geworden ist, zur Fortsetzung ihrer Mission, die nie den rechten Erfolg hatte und fast allgemein ungünstig beurteilt wird (vgl. Hugo Zöller, a. a. O., II., S. 94, 110 u. ff. Gundert, a. a. O., S. 91), die Neigung verloren und nunmehr ihre Stationen an die Baseler Gesellschaft abgetreten haben, welche bereits ihre von unseren besten Wünschen begleitete Missionsarbeit an den Schutzbefohlenen des Deutschen Reiches eröffnet hat (vgl. Z. M. R. 1886, Heft 4, S. 215; A. M. Z. 1886, S. 340). Auf Fernando Po setzten die Spanier ihre Unduldsamkeit gegen die Nachfolger der Baptisten, die sogen. primitiven Methodisten, fort, die Missionsberichte der letzten Monate erzählen von neuen Ungerechtigkeiten der spanischen Behörden, die beinahe an den katholischen Fanatismus des Mittelalters erinnern (vgl. E. M. M. 1886, S. 30, 207).

Die kleineren Missionen der amerikanischen Presbyterianer auf der spanischen Insel Korisko, sowie im französischen Schutzgebiet am Benito und am Gabun, der fast unter dem Äquator mündet, erwähnen wir nur kurz (vgl. Hugo Zöller, a. a. O., IV., S. 10, 81, 89, 105), um noch ausführlicher der Missionsunternehmungen im Kongo-Gebiet und im neugegründeten (Berliner Kongreß 1885) Kongo-Freistaate zu gedenken. Es konnte nicht fehlen, daß die überschwenglichen Berichte des unermüdlichen Afrikaforschers Stanley, die erst kürzlich durch Pechuël-Lösche in seiner Schrift „Herr Stanley und das Kongounternehmen" eine scharfe Korrektur erfahren haben (vgl. auch Hugo Zöller, a. a. O., IV., S. 172), nicht nur Kolonisten, Kaufleute und Entdecker anzogen, sondern auch die Vertreter der Mission zu neuem Eifer anstachelten. Katholiken wollten den Protestanten den Vorsprung abgewinnen, daher die übertriebene Eile in der Anlegung von Stationen und in dem immer weiter fortgesetzten Vordringen an den oberen Lauf des Kongo und seiner Nebenflüsse. Englische Baptisten haben bereits 1877 den Missionar Comber mit Lehrern vom Kamerun dahin abgesandt. Man fand kümmerliche Reste einer alten katholischen Mission am unteren Kongo vor und beeilte sich, an den wichtigsten Punkten des Kongoufers Stationen (jetzt sieben: Underhill, Arthington, Lukolela u. s. w.) zu errichten, ohne dieselben sogleich zu besetzen. Der Missionsdampfer „Peace" befährt den oberen Kongo weit über Stanley Pool hinaus, scheint aber unter Führung des Rev. Grenfell vorläufig mehr im Dienste geographischer Forschung als der Mission zu stehen (E. M. M. 1886, S. 376; A. M. Z. 1886, S. 339; vgl. Hugo Zöller, a. a. O., IV., S. 170). Die im Jahre 1878 gegründete englische Gesellschaft für die Missionierung des Kongo (Congo Inland Mission) hat ihr Werk 1884 an die amerikanischen Baptisten abgetreten, welche auf ihren 8 Stationen (Palaballa, Äquatorstadt u. s. w.) verschiedene Bekehrungen erzielt, sich der Kenntnis der Landessprache rühmen und demnach schon die ersten Stadien der Vorbereitung des Missionswerkes, früher als ihre Genossen, die englischen Baptisten, überschritten haben (A. M. Z. 1886, S. 340; E. M. M. 1886, S. 85, 376, 466).

In der portugiesischen Kolonie Angola, deren südlicher Teil auch Benguela genannt wird, südlich vom Kongo gelegen, hat die herrschende römische Kirche um die wirkliche Einführung christlichen Glaubens und christlicher Sitte sich kaum bemüht. In neuester Zeit haben amerikanische Missionare Eingang gefunden,

unter denen der methodistische Bischof Taylor viel von sich reden gemacht hat. Sein Unternehmen, über das bereits eine ganze Litteratur existiert, ist unabhängig von einer heimischen Missionsgesellschaft, soll als eine „Glaubensmission" sich selbst erhalten und nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen und Kinder betrieben werden. In der Hafenstadt Loanda ließ sich Taylor im Jahre 1885 nieder und versuchte von da aus ins Innere zu gelangen. Warneck übt an der Taylorschen Mission gründliche, aber maßvolle Kritik (A. M. Z. 1886, S. 243), auf die wir um so lieber verweisen, als wir im ganzen mit ihr einverstanden sind und in unserem knappen Berichte, der nur Missionsleistungen aufzählen will, uns nicht länger bei einer sonderbaren „Missionsschwärmerei" aufhalten können. Wir bemerken noch, daß der amerikanische Board seit einigen Jahren in Bailunda, östlich von Benguela im Lande Bihé, eine Missionsstation angelegt hat; vielleicht gelingt es den dortigen Missionaren, besonnener und nüchterner und darum auch mit besserem Erfolge als Taylor an den unverantwortlich von den Katholiken vernachlässigten Eingeborenen zu arbeiten.

Wir schließen unsere Rundschau über die westafrikanische Mission nicht ohne die in allen Missionsberichten widerhallende Klage auszusprechen, daß die evangelische Heidenmission in Westafrika wohl viele Feinde, aber als den schlimmsten unter allen den Branntwein zu bekämpfen hat. Hoffentlich veranlassen die in den letzten Monaten lebhaft geführten Verhandlungen eine energische Eindämmung der furchtbaren Branntweinpest, die Leib und Seele des Negers vergiftet und ihn zur Annahme christlicher Religion und Kultur unfähig macht. (Forts. folgt.)

Vereinsnachrichten.

Der Centralvorstand hat als weiteren Sendboten für Japan berufen: Otto Schmiedel aus Zauckerode bei Dresden, ordinierten Kandidaten der Theologie und Religionslehrer am Gymnasium in Eisenach, geb. 1858. Derselbe hat sich bereit erklärt, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten und wird im April zunächst nach England und sodann im Sommer von da samt Gemahlin nach seinem Bestimmungsorte Tokio abreisen, wo seiner eine vorzugsweise pädagogische Thätigkeit wartet.

Vom Großh. Sächsischen Landesministerium sind dem Verein auf eingereichtes Begehren die Rechte einer juristischen Person verliehen worden. Er hat seinen rechtlichen Sitz in der Stadt Weimar.

In Tokio ist eine deutsche Lesebibliothek errichtet worden, welche unter der Leitung des Pfarrer Spinner und Gymnasiallehrer Dr. Hering steht und bestimmt ist, speciell die studierende Jugend Japans mit christlichen Büchern zu versehen. Bereits sind über 1000 Bände dafür eingegangen. Pastor Burggraf in Bremen, der die Central-Sammelstelle gütigst übernommen hat und die Spedition nach Japan besorgt, nimmt bereitwillig weitere Büchersendungen entgegen.

Neue Zweigvereine (Fortsetzung zu Jahrgang I., S. 59, 128 und 189):

40. Oggersheim (Pfalz), Ortsverein (308 Mitglieder). Vorsitzender: Pfarrer Bickes.
41. Oppau-Edigheim (Pfalz), Ortsverein (215 Mitgl.). Vorsitzender: Pfarrer Oster
42. Hinterweidenthal (Pfalz), Ortsverein (198 Mitgl.). Vorsitzender: Pfarrer Bayer.
43. Heuchelheim (Pfalz), Ortsverein (62 Mitglieder).
44. Sächsisch-Weimarischer Landesverein. Vorort: Weimar. Der Vorstand ist derjenige des Weimarer Lokalvereins.
45. Luckenwalde. Filialverein zu Potsdam (38 Mitglieder). Vorsitzender, Albert Bönicke.
46. Schleswig-holsteinischer Zweigverein. Vorsitzender: Pastor Diekmann in Wesselburen, Stellvertreter: Pastor Kühl in Oldenswort.
47. Hemmingstedt (Schleswig-Holstein), Lokalverein. Vorsitzender: Pastor Harder.
48. Wesselburen, Lokalverein. Vorsitzender: Pastor Diekmann.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Jena, studentischer Missionsverein. Nunmehrige Adresse: Johannes Bartels, stud. theol., Bergvilla Zerbst in Jena, Schriftführer.

Dornburg, Diözesanverein. Vorsitzender: Pfarrer Stölten, nicht mehr in Tantenburg, sondern in Frauenprießnitz bei Kamburg a. S., Weimar.

Pfalz, Landesverein. Vorsitzender: Pfarrer Bickes in Oggersheim; Schriftführer: Pfarrer Oster in Oppau; Rechner: Pfarrer Straub in Neustadt a. d. H.

Berlin, studentischer Missionsverein. Nunmehrige Adresse: A. Eckert, stud. theol., Linienstraße 224a, Schriftwart.

Oldenburg, Landesausschuß. Vorsitzender: Pastor Drost, nicht mehr in Ovelgönne, sondern in Schönemoor bei Delmenhorst.

Glarus, Kantonalverein (117 Mitglieder). Vorsitzender: Pfarrer Trüb in Ennenda; Schriftführer: Pfarrer Accola in Netstal; Kassierer: Postbeamter Strebin in Glarus.

Bonn, Lokalverein. Nunmehrige Adresse: Ludwig Rohlfing, stud. theol., Weberstr. 46.

Aus den Zweigvereinen:

Der neue **Schleswig-holsteinische** Zweigverein wurde am 17. November 1886 auf einer Versammlung zu Neumünster, an welcher Vertrauensmänner aus fast allen Gegenden Schleswig-Holsteins teilnahmen, durch Annahme von Statuten und Wahl eines Vorstandes konstituiert. Den einleitenden Vortrag über die Missionsaufgabe der evangelischen Gemeinde, Berechtigung, Zweck und Ziele des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins" hielt Prediger Dr. Arndt aus Berlin. Zum Vorsitzenden des neuen Zweig-Vereins wurde Pastor Diekmann aus Wesselburen gewählt, außerdem gehören dem Vorstande an: Pastor Harder-Hemmingstedt, Pastor Kühl-Oldenswort, Hauptlehrer Tanck-Neumünster und Pastor Johnsen-Herzhorn. Orientierende Aufsätze in größeren Tageszeitungen und kleinere Mitteilungen über unsere Missionssache in den Lokalblättern sollen zunächst die bereits vorhandene günstige Stimmung für unsern Verein in Schleswig-Holstein erhöhen, und es steht zu erwarten, daß die Beteiligung an demselben, insbesondere die Zahl der Ortsvereine, von denen bereits zwei in Wesselburen und Hemmingstedt bestehen, stetig wachsen wird.

In **Hamburg** ist ein provisorisches Komitee mit den Vorbereitungen zur Stiftung eines Zweigvereins thätig; unsere Freunde hoffen, noch im Monat Januar die definitive Konstituierung desselben vornehmen zu können.

Der **Dresdener** Lokalverein sucht das Interesse an unserem Verein durch Anknüpfungen an den daselbst bestehenden Kolonial-Verein zu wecken, in welchem unlängst Dr. A. Groth, der die Wirksamkeit unseres Missionars Spinner noch an Ort und Stelle erleben und bei der Gründung der deutschen Gemeinde in Tokio persönlich mitwirken konnte, einen Vortrag über Japan hielt und dabei auch unseres Missionsvereins rühmend gedachte.

In den **schlesischen** Zweigvereinen zu Breslau, Liegnitz, Brieg und Görlitz hielt Prediger Dr. Arndt-Berlin während der dritten Oktoberwoche Missionsvorträge, welche besonders in Breslau und Brieg seitens der Gemeinde eine äußerst erfreuliche Teilnahme fanden, die von dem wachsenden Eifer der schlesischen Freunde für unser Missionswerk Zeugnis ablegte. In Hirschberg wird die Stiftung eines Lokalvereins vorbereitet.

Der **Berliner** Zweigverein hat durch Mitglieder seines Vorstandes die Verhandlungen mit den Leitern der Neuguinea-Kompagnie behufs Errichtung einer Mission in Kaiser Wilhelmsland fortgesetzt und dabei sympathisches Entgegenkommen gefunden, es würden darnach unseren künftigen Sendboten dieselben Vergünstigungen wie anderen Missionsgesellschaften (Anweisung einer Station, Überlassung eines Hauses und der Lebensmittel zu mäßigen Preisen u. s. w.) gewährt werden. Der Vorstand des Berliner Zweigvereins giebt sich der Hoffnung hin, daß sich bald ein praktisch befähigter Theologe zur Übernahme des geistlichen Amtes in der sich bildenden Kolonistengemeinde und der Mission in Kaiser Wilhelmsland melden werde, damit bestimmte Anträge beim Centralvorstande des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins gestellt werden können.

Der Segen der Missionsthätigkeit für die einheimische Gemeinde.[1])

Von Dr. E. Grimm, Archidiakonus zu Weimar.

Alles Gute muß um seiner selbst willen gethan werden; es trägt seinen Lohn in sich selbst. Wenn also die Mission etwas Gutes ist, etwas, was durch das Wesen des Christentums unmittelbar geboten ist, so ist es auch unsere Pflicht, Mission zu treiben, ohne daß der Gedanke an den Nutzen, welchen wir selbst aus der Mission empfangen, uns erst zu dieser Thätigkeit zu ermuntern braucht. Damit soll aber nicht ausgeschlossen sein, daß wir doch auch dieses Segens gedenken, welchen die Beschäftigung mit der Mission für uns und für unsere einheimischen Gemeinden bringt. Es ist, ich möchte sagen, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Mission, daß wir uns auch des Segens, den sie uns bringt, im einzelnen bewußt werden. Von diesem Segen zu reden, wird uns aber geradezu zur Pflicht, wenn von mancher Seite aus, um die eigene Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen die äußere Mission zu rechtfertigen, auf gewisse Nachteile, die mit ihr verbunden seien, hingewiesen wird; ich meine, wenn uns z. B. entgegengehalten wird, unser eigenes Volk bedürfe unserer Fürsorge so sehr, daß es hieße, seine nächsten Pflichten verletzen, wenn man soviel Zeit und Geld für fremde, weit entlegene Völker verwende; wir sollten doch lieber unser eigenes Volk erst zu einem wahrhaft christlichen Volke erziehen, ehe wir daran dächten, das Christentum anderen Völkerschaften zu bringen, die oft nicht einmal Verlangen danach haben, und dergleichen. Solchen Einwänden gegenüber, denen wir noch gar oft begegnen, ja die auch schon in unserm eigenen Innern wohl gelegentlich einmal aufgestiegen sind, ist es angezeigt, sich den reichen Segen beständig vorzuhalten, den die Missionsthätigkeit für uns und selbst für unser christliches Volk im Gefolge hat.

Diesen Segen in der Kürze zu beschreiben, ist meine Aufgabe. Ich rede nicht von dem Segen im allgemeinen, den die Mission gebracht hat, nicht von dem Einflusse, den sie auf die mannigfachsten Gebiete, z. B. die Erdkunde, die Völkerkunde, die vergleichende Religionswissenschaft, die Sprachwissenschaft, auf Handel und Verkehr ausgeübt hat; ich beschränke mich auf die Wirkungen, welche die Mission auf das religiöse und kirchliche Leben in unserer Mitte übt. Ich habe allein unsere kirchlichen Gemeinden im Auge, wie sie in Wirklichkeit bestehen, oder im weiteren Sinne unsere deutsche, unsere evangelische Kirche und von dem Segen, den die Mission für diese bringt, will ich reden.

Nehmen wir an, daß in einer Gemeinde das herrscht, was man im allgemeinen als ein reges kirchliches Leben zu bezeichnen pflegt, so folgt daraus doch noch nicht, daß auch der kirchliche Gesichtskreis der Gemeinde ein besonders weiter sei. Es mag das mit der großen Zersplitterung zusammenhängen, die unsrer evangelischen Kirche von Anfang an eigen gewesen ist; aber jedenfalls ruht dies noch auf manchen anderen Gründen.

[1]) Nach einem im studentischen Missionsverein zu Jena gehaltenen Vortrage.

Namentlich auf dem Lande, wo die kirchliche Sitte sich am stärksten erhalten hat, wird man oft die Erfahrung machen, daß das kirchliche Interesse kaum über den nächsten Kreis hinaus geht. Der enge Gesichtskreis, den man sonst im Leben einnimmt, überträgt sich auch auf das kirchliche Leben, mag auch die Kirche mit ihren herkömmlichen Formen des größten Ansehens sich erfreuen. Auch unsre Gottesdienste sind nicht immer imstande, diesen Gesichtskreis zu erweitern. Wir Geistlichen haben, indem wir predigen, doch immer zunächst unsere eigene Gemeinde im Auge. Für diese predigen wir; für das religiöse und sittliche Leben in ihrem Innern das Wort Gottes lebendig und nutzbar zu machen, ist unsre erste Aufgabe. Daher gehen naturgemäß unsre Predigten vielfach nicht über den engen Rahmen der einzelnen Gemeinde hinaus. Was dagegen die Blicke weit über die einzelne Gemeinde hinaus erhebt, ist namentlich die christliche Vereinsthätigkeit. Wie vieles haben wir deutschen Protestanten in dieser Hinsicht dem Gustav-Adolf-Verein zu danken, der in unseren Gemeinden das allgemeine evangelische Bewußtsein mächtig anregt und denselben immer wieder zuruft: es sind noch viele evangelische Brüder draußen, die wir nicht vergessen dürfen. Von einer ähnlichen, ja einer noch viel weiteren Bedeutung ist die äußere Mission. Sie erzählt von fremden Ländern und Völkern, aus der engen Umgebung zieht sie unseren Blick hinaus über das Meer zu fremden Küsten und Zonen, aus dem eintönigen Norden versetzt sie uns in die bunte Farbenpracht des Südens; sie schildert Land und Leute, berichtet von eigenartigen Erlebnissen, Gefahren und Opfern; wer wollte leugnen, daß damit ein neues, lebensfrisches Element in unser kirchliches Leben hineingezogen wird? Wir hören alle gern von unseren Reisenden aus fernen, so wunderbar gearteten Erdteilen erzählen; unsere Phantasie erhält dadurch einen mächtigen Schwung; wer möchte es nicht begrüßen, wenn dieser tief in der Menschenseele begründete Trieb auch für das Reich Gottes, für die Kirche Christi ausgenützt wird? Alles ist euer, sagt der Apostel. Warum sollte dieser Trieb des natürlichen Menschen nach dem Fremdartigen und Ungewohnten, dieser Wissenstrieb, mit dem sich ein gewisser phantastischer Reiz verbindet, nicht auch zur Belebung des religiösen Interesses verwendet werden? Aber die Hauptsache ist doch, daß überhaupt der kirchliche Gesichtskreis dadurch eine mächtige Erweiterung erfährt. Durch die Mission wird es einem jeden handgreiflich vor die Augen gestellt, daß die Kirche Christi noch etwas mehr ist, als die steinernen, altertümlichen Gebäude, in denen wir uns sonntäglich zum Gottesdienst versammeln; wir haben noch unendlich viele Brüder draußen, mit denen wir nach dem gleichen Ziele ringen; wir haben noch unendlich große Aufgaben, die weit über die einzelne Gemeinde, die einzelne Landeskirche hinausragen. Dieser erweiterte Gesichtskreis, dieses große unseren Gedanken und Zielen sich öffnende Feld hat an sich schon etwas Erhebendes; man fühlt sich selber innerlich größer, angeregter, lebensfreudiger, indem solche große Gesichtskreise vor unserem geistigen Auge geöffnet werden. Und unsere Gemeinde lernt nicht bloß in die Ferne blicken, sie tritt auch in eine gewisse persönliche Verbindung mit dieser Ferne; indem sie mithilft zur Verbreitung des Evangeliums in der Ferne, indem sie der Fortschritte des Evangeliums sich erfreuen lernt in diesem einzelnen Volke, in jenem einzelnen Lande, wacht auch ein lebendiges persönliches Interesse auf, das unwillkürlich auch der Kirche als solcher zu gute kommen muß.

Aber unser Gesichtskreis wird nicht nur insofern größer, als wir durch die Mission von unserem eigenen Volke hinaus auf andere ferne Völker gewiesen werden, an denen die Kirche Christi ihre Aufgabe erst noch zu beginnen hat, er wird auch größer in Bezug auf unser eigenes Volk und die eigene einheimische Gemeinde. Daß die Kirche da ist, daß wir ihre Segnungen genießen, erscheint uns als etwas Selbstverständliches. Daß es auch anders sein könnte, daß es einstmals wirklich ganz anders war, haben viele vergessen. Man frage in den einzelnen Gemeinden, sei es auf dem Lande oder in der Stadt, wie viele der einzelnen Gemeindeglieder etwas wissen über die Entstehung ihrer eigenen Kirche, wie viele sich überhaupt einmal mit dieser Frage beschäftigt haben. Und nicht blos die Geschichte der einzelnen Kirche, auch die Geschichte der Kirche überhaupt ist ja für viele ein fast unbekanntes Gebiet. Es ist ja leider der Fall, daß auch unsere Gebildeten, die doch so vieles lernen und so vieles wissen, in diesen Dingen meist von einer auffallenden Unwissenheit sind. Auch nach dieser Richtung hin wird die Mission erweiternd und vertiefend wirken. Es ist ein Gedanke, den jeder, der für die Mission die Gemüter erwärmen will, sofort und immer wieder betonen wird, daß auch unser Volk das Christentum erst von außen her empfangen hat, und daß es daher für uns schon eine Pflicht der Dankbarkeit ist, dieses Christentum, auf dem unsere ganze Kultur und Gesittung ruht, auch an andere Völker weiter zu geben. Wir haben das Christentum selbst erst empfangen, — wollen wir diesen Gedanken den Gemütern lebendig einprägen, so müssen wir auch aus der Geschichte erzählen, wie wir es empfangen haben. Unser Blick wendet sich hin zu den Zeiten, wo auch unser eigenes Volk nicht viel andere Zustände in seinem Innern kannte, als jene kulturlosen Völker, von denen uns die Missionare erzählen. Wir werden von den Hindernissen, den Gefahren reden, welchen damals das Christentum in unserem eigenen Vaterlande ausgesetzt war. Wir werden auch nicht umhin können, von der Art zu reden oder der besonderen Form, in welcher das Christentum damals unserem Volke mitgeteilt wurde; und dieser Gedanke führt unwillkürlich dazu, auch von den Wandlungen zu sprechen, welche das Christentum weiter in unserm Volke erfahren hat. Kurzum: ein Stück Kirchengeschichte und zwar eins der wichtigsten entwickelt sich vor unseren Augen. Wir werden, soweit es möglich ist, auch von der einzelnen Gemeinde erzählen, von der kirchlichen Entwicklung in unserer besonderen Landschaft, unserem besonderen Stamme. Auf diese Weise lernt die Gemeinde, durch die Mission angeregt, sich selber kennen, ihre eigene Vergangenheit und Geschichte. Und die eigene Kirche steigt unwillkürlich an Wert, indem man wahrnimmt, wie viele Jahrhunderte bereits über dieselbe hinweggezogen sind, und welche Kämpfe es gekostet hat, sie überhaupt in unserm Volke heimisch zu machen.

Indem wir von der Eigenart des Heidentums erzählen, des Heidentums, das einst auch in unserem eigenen Volke herrschte, werden wir Gelegenheit finden, auch auf manche heidnische Überreste in unserer eigenen Mitte hinzuweisen, auf manche Sitte, die sich zu einer christlichen Sitte umgebildet hat, auf manche Unsitte, manchen Aberglauben, der trotz unseres Christentums sich noch erhalten hat.

Es ist gar keine Frage, daß das religiöse und kirchliche Leben dadurch einen starken Antrieb empfangen wird. Mission und kirchliches Bewußtsein

stehen in Wechselwirkung zu einander. Das kirchliche Bewußtsein, wo es stark und lebendig ist, wird unwillkürlich auch zur Mission treiben; aber auch die Beschäftigung mit der Mission wird mächtig auf die Hebung des kirchlichen Bewußtseins zurückwirken.

Dieser erweiterte und vertiefte Gesichtskreis aber, den die Mission darbietet, muß uns auch innerlich über manche engherzige Schranke hinüberheben. Ich meine, gerade die Mission, wenn sie richtig angefaßt wird, ist am besten imstande, Weitherzigkeit zu erzeugen. Unser deutsches Volk hat das Christentum nicht sofort in der reineren Form empfangen, deren wir uns heute erfreuen; aber auch in der niederen Form, in der ihm das Christentum zuerst eingeimpft ward, lag der Geist Christi miteingeschlossen; es war doch immer besser: eine unvollkommene Art des Christentums, als gar keins. Ist die Volksseele erst einmal innerlich vom Geiste Christi erfaßt, so wird sie sich auch allmählich aus der niederen Form zu einer höheren hindurcharbeiten, wie es durch die Reformation in der That geschehen ist. Das wollen wir bedenken auch solchen Missionsgesellschaften und Missionaren gegenüber, deren Glaubensstandpunkt nicht der unsrige ist. Das Christentum ist tief genug, um auch mannigfaltige Ausprägungen zu gestatten; und wir dürfen nicht glauben, als ob unsere Auffassung allein imstande sei, Christi Wort zu verbreiten und sein Reich auf Erden zu pflanzen. Es fehlt in der Missionsgeschichte nicht an Momenten, wo dieser ökumenische Charakter der Mission deutlich hervortritt.

Bei der Stiftung der Londoner Missionsgesellschaft im Jahre 1795 „geschah das bis dahin Unerhörte, daß Geistliche und Laien aus der englischen Staatskirche und den verschiedenartigsten Dissentergemeinschaften sich in brüderlicher Liebe die Hände reichten, — ein überwältigender Eindruck, welcher bewirkte, daß ehrwürdige, graue Männer sich weinend in die Arme fielen und der Schotte de Bogue begeistert ausrief: „Sehet uns hier versammelt zur Leichenfeier der kirchlichen Bigotterie: möge sie tief begraben werden, daß nicht ein Stäublein von ihrem Staube je wieder über ihrem Grabhügel erscheine.“ “ [1])

Allerdings, je mehr in den folgenden Zeiten das Missionsinteresse sich verbreitete, um so schroffer trat auch die Verschiedenheit der kirchlichen und dogmatischen Standpunkte wieder hervor. Man hat die Mission wohl gar dazu benutzt, dem eigenen schroffen Glaubensstandpunkte einen Ausdruck zu geben. Trotzdem darf man behaupten, daß gerade die Mission ganz besonders geeignet ist, einigend und versöhnend zu wirken, vorausgesetzt nämlich, daß sie um ihrer selbst willen, aus reiner Liebe zur Sache und nicht aus Nebenrücksichten getrieben wird.

In den kleineren und engeren Verhältnissen der Heimat mag man sich den Luxus gestatten, auch auf die kleineren und in Wirklichkeit oft so kleinlichen Unterschiede ein gewisses Gewicht zu legen; aber dem unendlich großen, heiligen Ziele der Mission gegenüber werden diese Unterschiede mehr und mehr in den Hintergrund treten. Und wenn der einzelne auch nicht will, so kann man doch immer wieder erleben, wie die Mission selbst eine gewisse Weitherzigkeit sich erzwingt.

---

[1]) A. M. Z. B. 8 S. 162.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Missionare eben durch ihren Beruf, indem sie ihn in heidnischen Ländern auszuüben suchten, allmählich zu einer größeren Freiheit in ihrem Urteil, zu einer größeren Weitherzigkeit auch in ihrem Glaubensstandpunkt erzogen worden sind. Einer heidnischen Bevölkerung gegenüber, der sie gewissermaßen erst das ABC des Christentums beizubringen hatten, waren sie gezwungen, auf manches zu verzichten, was nach den Anschauungen ihrer heimatlichen Kirche als unumgänglich nötig zum Glauben galt, manche Lehre ihrer spitzfindigen dogmatischen Form zu entkleiden, um sie dadurch dem einfachen natürlichen Sinne verständlich zu machen. Die gemeinsame Arbeit, die gemeinsamen Ziele, die gemeinsamen Gefahren trieben die einzelnen Gesellschaften an, untereinander Fühlung zu suchen, ihre Erfahrungen auszutauschen, die gegenseitigen Arbeitsgebiete abzugrenzen oder sich zu unterstützen. Es wird oft erzählt, wie unter Europäern, die in fernen überseeischen Ländern unter fremder Bevölkerung leben, der Unterschied der Nationalitäten vielfach verblaßt; einer ganz anders gearteten Bevölkerung gegenüber lernen sie sich gemeinsam als Europäer fühlen und sie empfinden, wie sie trotz alles Unterschieds doch durch ein gemeinsames Band der Kultur und Gesittung verbunden sind. Sollte etwas Ähnliches nicht auch von den Missionaren gelten, die, wenn auch aus verschiedenen Nationen, aus verschiedenen Zweigen der evangelischen Kirche stammend, doch zu einer und derselben Arbeit in fremdem Lande zusammentreffen? Und endlich muß man bedenken, wenn es wirklich das innere Geheimnis alles Christentums, die Liebe ist, welche den Missionar treibt, des Heiden sich zu erbarmen, wie sollte diese Liebe ihn nicht erst recht dazu führen, den christlichen Bruder, mit dem er durch so vieles Gemeinschaftliche verbunden ist, auch wirklich als seinen Bruder in Christo anzuerkennen und zu schätzen?

Trotz vieler Engherzigkeit, die ihr angehaftet hat und zum Teil noch anhaftet, betrachten wir daher doch die Mission als ein Mittel, die Gemeinsamkeit unter den Christen zu stärken und sie empfinden zu lassen, daß bei allen Unterschieden, die sie trennen, doch das Gemeinsame stärker ist als das Trennende. Und das muß seinen Einfluß auch üben auf die Kirche der Heimat, nicht bloß in der Weise, daß auch hier die einzelnen Missionsgesellschaften sich immer näher treten, sondern auch insofern, als die verschiedenen Parteien, welche in unserer Kirche miteinander streiten, sich untereinander achten und vertragen lernen.

Und wenn auch mancher sich dagegen sträubt, es giebt doch etwas, das ihn unwillkürlich dazu nötigt, das ist der Erfolg. Gesetzt auch, daß ich den Glaubensstandpunkt eines anderen durchaus nicht teile, daß ich mich kaum in denselben hinein zu versetzen vermag, daß ich es für meine heilige Pflicht halte, ihn von meinem Standpunkte aus zu bekämpfen, so kann ich doch nicht umhin, ihm meine Achtung zu zollen, ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß doch ein tieferes christliches Leben, eine heilige christliche Kraft in ihm wohne, wenn ich ihn christliche Thaten vollbringen und mit Erfolg für Christi Reich unter den Menschen wirken sehe. Das Wort Jesu hat eine tiefe Bedeutung: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es ist sehr schwer, einen Andersdenkenden von der Richtigkeit unseres Glaubens zu überzeugen. Und wenn die Gründe noch so klar sind, wir werden doch oft gar nicht verstanden. Und wenn wir auch verstanden

werden, vom Verstehen ist noch ein weiter Weg zum Überzeugtwerden, weil der Kern der Religion überhaupt nicht im Verstande, sondern im Gemüte liegt; weil, wenn der Verstand auch noch so klare Rechenschaft giebt von seinen Ansichten, es doch immer noch die Frage bleibt, ob das Gemüt fromm ist, ob in dem Gemüte der Glaube wirkt als eine lebendige Kraft. Das letztere — und das letztere ist die Hauptsache — kann ich nie durch Verstandesgründe beweisen. Ich kann es nur beweisen, indem ich dieser heiligen Kraft meines Herzens einen unmittelbaren Ausdruck gebe in einem christlichen Leben und in christlichen Thaten. Eine Kraft Gottes nennt Paulus das Evangelium Jesu Christi; eine Kraft muß wirken; hört der Glaube auf zu wirken, so büßt er dies sein wichtigstes Merkmal ein, eine Kraft zu sein. Deshalb giebt es keinen überzeugenderen Beweis, daß auch in uns die Kraft des Glaubens lebe, als den, lebendigen Anteil zu nehmen an allen christlichen Werken. Es wäre dem Paulus wohl schwerlich gelungen, seine judenchristlichen Gegner von der Berechtigung seines Standpunkts, überhaupt seines Berufs als Apostel Jesu zu überzeugen, wenn er sich lediglich auf eine Auseinandersetzung und Rechtfertigung durch Gründe der Schrift oder der Vernunft beschränkt hätte. Aber seine gewaltigen Erfolge, seine Wirksamkeit, welche die der anderen Apostel weit in den Schatten stellte, erzwangen ihm auch die Anerkennung derjenigen, die seinen Standpunkt nicht teilten. Dieses Beispiel ist sehr beherzigenswert. Es wäre ein verkehrter Weg, wenn wir sagen wollten: erst verlange ich, daß ihr alle meinen Standpunkt als berechtigt anerkennt, nachher will ich mich auch an allen christlichen Werken beteiligen; sondern wir sollen von vornherein darauf bedacht sein, eine möglichst reiche christliche Thätigkeit zu entfalten, um auf diese Weise uns zunächst die Achtung unserer Gegner und allmählich auch ihre Anerkennung zu erzwingen. Es ist ja wahr, von jemandem, der beständig um seine Existenz zu kämpfen hat, kann billigerweise nicht verlangt werden, daß er sich in weittragende Unternehmungen für die Ferne einlasse. Daraus erklärt es sich, daß in freisinnig-kirchlichen Kreisen gegen eine selbständige Unternehmung auf dem Gebiete der äußeren Mission eine gewisse Abneigung vorhanden war. Andererseits ist aber auch gewiß, daß wir diesen Kampf um die Existenz nicht überall zu kämpfen haben; insofern mußte die geringere Beteiligung der Freisinnigen am Werke der Heidenmission als ein Mangel empfunden werden. Es haben sich ja einzelne genug beteiligt und haben für die bestehenden Missionsgesellschaften beigesteuert; aber es schien doch, als ob die freiere Richtung unfähig sei, aus ihrem eigenen Schoße heraus ein selbständiges Werk hervorzubringen. Deshalb ist die Begründung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins von vielen als eine Art Erlösung empfunden und begrüßt worden. Unser Verein ist ja allerdings noch viel zu jung, als daß wir bereits von eigentlichen Erfolgen reden könnten. Aber seine Gründung selbst war auch schon ein gewisser Erfolg. Und durch das, was bereits geschehen ist, so wenig es auch sein mag, haben wir doch das Eine erreicht, daß wenigstens der Spott und Hohn, mit dem man uns anfangs von mancher Seite entgegentrat, verstummt ist. Giebt Gott uns auch weiter seinen Segen, und wirken wir wie bisher mit derselben Weitherzigkeit, derselben Milde und vor allem mit dem festen Willen, auch unsrerseits nicht müßig zu stehen, sondern die alte Schuld nachzuholen, so dürfen wir gewiß sein, daß auch dieser

neue Verein mit dazu beitragen wird, unserer Richtung die so vielfach versagte Anerkennung zu erringen und dadurch zugleich dem Frieden und der Einigkeit im Geiste innerhalb unserer evangelischen Kirche die Wege zu bahnen.

Allerdings — dies wollen wir recht scharf betonen — unser Verein soll durchaus nicht etwa nur ein Mittel sein zu diesem Zwecke, sondern er ist sich Selbstzweck, d. h. was uns zusammengeführt hat, ist und darf nichts anderes sein als die Absicht, auch unsererseits mitzuwirken, daß das Evangelium Jesu Christi allen Völkern gepredigt werde. Und in dieser Thätigkeit selbst, in der Erfüllung des Gebots, das uns der Meister gegeben, finden wir den Lohn unserer Arbeit. Der Geist Christi, der in uns lebt, soll uns für die Mission begeistern; ist aber der Geist Christi die treibende Ursache, dann wird auch unser ganzes christliches Leben aus dieser Thätigkeit reichen Segen ernten.

Es heißt in den Sprüchen (11, 24): „Einer teilt aus und hat immer mehr; ein anderer karget, da er nicht soll, und wird doch ärmer". Und Christus spricht: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben" (Matth. 25, 29). Das läßt sich auch auf die Mission anwenden. Wer Gutes thut und übt, der wird dadurch auch immer geschickter zu allem Guten. Wir dürfen nicht meinen, als ob dadurch, daß wir der Mission Herz und Hand zuwenden, anderen Dingen unsere Teilnahme und Unterstützung entzogen werde. Das könnte doch nur in vereinzelten Fällen geschehen; aber als allgemeine Regel aufgestellt, wäre der Satz unrichtig. Die Mission ist ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit; indem wir zur Mission anregen, pflegen wir den Sinn für Barmherzigkeit und thätige Liebe. Und je mehr dieser Sinn gepflegt wird, um so mehr wird er auch geneigt sein, auf anderen Gebieten mitzuwirken und zu helfen. Das wird durch die Erfahrung bestätigt. Diejenigen Kreise in unseren Gemeinden, welche sich mit warmem Herzen der Mission annehmen, sind fast ausnahmslos dieselben, welche auch sonst für alle christlichen Werke ein offenes Herz und eine mildthätige Hand zu bewähren pflegen.

Die Mission ist zugleich ein Werk unseres Glaubens. Wie alles Gute auf den, der es übt, segensvoll zurückwirkt, so wirkt auch die Mission, indem sie aus dem Glauben hervorgeht, belebend und stärkend auf den Glauben zurück. Der Mensch hat von Natur das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Gerade, was ihn innerlich am tiefsten beschäftigt, erregt oder entzückt, das treibt es ihn auch anderen mitzuteilen. Empfinden wir nun den Glauben oder das Leben im Glauben als unser höchstes Gut, als dasjenige, was in Wahrheit unsere Seelen selig macht, so wird sich unwillkürlich der Trieb geltend machen, auch andere daran teilnehmen zu lassen, ihnen die Seligkeit unseres eigenen Herzens mitzuteilen. Wenn wir nun aber bemerken, wie das, was uns selig macht, auch anderen diese Seligkeit bereitet, wie das, was der Quell unseres sittlichen Lebens ist, auch für andere der Quell eines neuen, sittlichen Lebens wird, wie sollte dadurch nicht auch unser eigener Glaube in seiner inneren Kraft mächtig angeregt und gestärkt werden? Das ist gerade für unser kleingläubiges, in religiösen Dingen oft so mutloses und verzagendes Geschlecht von besonderer Bedeutung.

Wir besitzen das Christentum seit einem Jahrtausend. So wenig wir auch sagen können, daß unser Volk ganz von ihm durchdrungen sei, so läßt

sich doch zugleich behaupten, es sei unserem Volke etwas Altgewohntes. Was man aber so lange Zeit genießt, das hält man schließlich für etwas Selbstverständliches, das pflegt man kaum mehr als etwas Besonderes zu schätzen; man ist sich kaum mehr bewußt, wie viel man eigentlich ihm verdankt und was man ohne dasselbe gewesen sein würde. So tändeln und spielen gleichsam viele in unserer Zeit mit dem Christentum und meinen, dasselbe wohl auch entbehren zu können, weil sein Segen ihnen etwas so Gewohntes ist, daß er ihnen im einzelnen gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Wir können in der That gar nicht mehr nachrechnen, wie viel wir der Religion Jesu Christi verdanken; dieselbe hat sich längst wie ein Sauerteig durch alle Verhältnisse hindurchgezogen. Deshalb ist es aber von ungemeiner Wichtigkeit, das, was wir an unserem Volke nicht mehr wahrnehmen können, an einem anderen Volke zu beobachten, das als ein völliger Neuling zum ersten Male mit dem Christentum bekannt wird. Wenn wir bemerken, wie ein solches Volk durch die Religion Christi aus rauhen, unmenschlichen Sitten heraus zur Kultur und Gesittung erzogen wird; wenn es erst einmal gelingt, jene alten Kulturvölker Asiens, auf welche der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet hat, dem Christentume nachhaltiger zu erschließen, wenn jene Völker selbst erst einmal bekennen werden, daß, wie hoch auch ihre bisherige Kultur gewesen sei, sie doch erst in Christo den Weg, die Wahrheit und das Leben gefunden haben, welche Rückwirkung muß das üben auf unser zweifelndes, seiner höchsten Güter oft kaum mehr bewußtes, europäisches Geschlecht?

Wir sind, ich möchte sagen, im Christentume alt geworden. Wir bedürfen einer Verjüngung. Wie das Alter sich jung und frisch erhält in beständigem Umgang mit der Jugend, so müssen unsere christlichen Völker sich zu verjüngen suchen durch den Umgang und die beständige Fürsorge für diejenigen Völker, welche, so alt sie auch an sich seien, doch dem Christentume jung und als Neulinge gegenüberstehen. Das ist es, was die Mission leistet. Die Mission weist hin auf die Tausend Millionen Menschen, welche dem Reiche Christi erst noch gewonnen werden sollen. Wer dieses endlose Arbeitsfeld vor sich sieht, wird das Gefühl nicht abwehren können, daß die Kirche Christi noch fast im Anfange stehe. Wirklich alt und absterbend kann man im Grunde doch nur denjenigen nennen, der keine Hoffnung, kein zu erreichendes Ziel, keine Kraft, hoffnungsvoll vorwärts zu streben, in sich fühlt. Indem nun die Kirche Christi in der Mission sich anschickt, das unendliche Gebiet der Heidenwelt für sich zu gewinnen, kehrt sie gewissermaßen in ihre Jugendzeit zurück. Je thatkräftiger wir selbst uns der Mission zuwenden, desto mehr geben wir der Kirche ihre Jugendkraft zurück. Und auch das kehrt der Kirche wieder zurück, was einst in ihrer Jugendzeit, in den ersten Jahrhunderten, ihre höchste Zierde war, sie lernt es wieder, Opfer zu bringen; sie kann auch heute wieder von Märtyrern erzählen, welche ihr ganzes Leben einsetzen für den Sieg des Evangeliums und, um diesen Sieg zu gewinnen, auch freudig in den Tod gehen.

Wir aber, ob wir gleich daheim bleiben und nur gleichsam vom sicheren Hafen aus für die Mission zu wirken bemüht sind, fühlen doch uns hoch emporgehoben durch die Größe der Aufgabe, wir lernen ins Weite und Große schauen, und kraftvolles Handeln für ein großes, heiliges Ziel mehrt

und steigert auch unsere Lebenskraft. So kehrt der Segen, welchen die Mission der Heidenwelt bringt, in reichstem Maße zu denen zurück, welche sie treiben!

Die Hauptstufen des religiösen Lebens der Menschheit.[1])

Von Pfarrer J. Happel in Heubach (Hessen).

1. Die naiv-sinnliche Naturreligion;
2. die national-sittliche Kulturreligion; 3. die allgemein-menschheitliche (universell-moralische) Weltreligion.

Wie die Religion im Völkerleben (Leben der Menschheit) entsteht, wächst, verfällt und sich wieder verjüngt, soll hier darzulegen versucht werden.

Die gesetzmäßige Entwicklung des religiösen Lebens der Völker kann nur aus einer individualisierenden, d. h. die naturgesetzliche Eigentümlichkeit einer jeden volkstümlichen Religion beachtenden Geschichte erkannt werden.

Eine solche Geschichte war unmöglich, solange man in den sogenannten „heidnischen" Religionen nichts als Teufelswerk sah. Diese völlig ungeschichtliche Anschauung ist heute noch nicht überwunden.

Ebensowenig wie diese altherkömmliche, konnte die besonders am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgetauchte und auch in unserem Zeitalter wieder erscheinende vulgär-rationalistische und naturalistische Geistesart das religiöse Leben der Menschheit verstehen; denn der ersteren erscheint nur die eigene Vernunft — die Religion des sogenannten gesunden Menschenverstandes — vernünftig, die letztere sieht in allen religiösen Regungen der menschlichen Seele nur eine Ausgeburt der Unwissenheit und des Aberglaubens.

Für ein wirklich psychologisches, der eigensten Eigenart des menschlichen Seelenlebens abgelauschtes Verständnis des religiösen Lebens der Völker hat bei uns Herder die Bahn gebrochen. Die völkerpsychologischen Arbeiten Herders sind besonders der Sprachwissenschaft zu gute gekommen; sie haben zur Sprachvergleichung geführt und hiermit auch zu einer richtigeren Würdigung der Völkerreligionen, um welche sich in unseren Tagen namentlich Max Müller ein hervorragendes Verdienst erworben hat.

Daß die Religion eine Existenzfrage des Menschen im tiefsten und ernstesten Sinne ist, wird deutlich aus dem Völkerleben ersehen: sie wurzelt in des Volkstums tiefstem Grunde; leichter giebt ein Volk selbst seine Sprache, als seine Religion auf.

Ob die Religion ein allgemeines, der menschlichen Natur wesentliches Merkmal sei, bleibt der Anthropologie und der Psychologie zu erörtern. Die Frage scheint bejaht werden zu müssen, wenn festgestellt werden kann, daß die vergleichungsweise edelsten Menschen, welche je gelebt haben, allemal die religiösesten gewesen sind.

Die historisch-geographische Frage, ob überall Religion zu finden sei, hängt von der Begriffsbestimmung der Religion ab. Es fragt sich, was

---

[1]) Obiger Aufsatz ist ein kurzer Auszug aus einer noch nicht gedruckten Abhandlung über dasselbe Thema. Die gegebenen Beläge verdankt der Verfasser größtenteils den unerschöpflichen Fundgruben Prof. Bastians.

man unter Religion versteht. Tieferes Forschen hat bis jetzt noch bei allen Völkern irgendwelche religiöse Äußerungen entdeckt. Auch ist noch keine Sprache gefunden worden, in welche das Vaterunser nicht hätte übersetzt werden können.

Im vollsten Sinne haben Religion nur die Frommen.

Die wichtigste Frage ist: was hat die Religion im Völkerleben zu bedeuten? Aus der jedem eindringenderen Beobachter des Völkerlebens sich als hochbedeutsam aufdrängenden Übereinstimmung der Völker rücksichtlich des religiösen Bedürfnisses und der Art seiner Befriedigung, sowie insbesondere der mächtigen welthistorischen Wirksamkeit der religiösen Ingenien, der sogenannten Religionsstifter, ist die Bedeutung der Religion am besten zu ermessen. Allgemeiner jedoch wird die Wichtigkeit des religiösen Elementes (Faktors) immer erst in religiösen Krisen richtig erkannt, in jenen entscheidungsvollsten Wendepunkten der Weltgeschichte, wo das Völkerleben eine neue Inspiration empfängt, um mit der Bibel zu reden, in den Zeitaltern der „Ausgießung des heiligen Geistes."

Über die Entstehung der Religion im menschlichen Seelenleben oder über die Frage, wie der Mensch überhaupt dazu komme, sein Seelenleben religiös zu bethätigen, ist in neuerer Zeit besonders viel gedacht und geschrieben worden. Wir sind überzeugt, daß die Religion schon ursprünglich und ursächlich aus einem thatsächlich wirksamen Verhalten des persönlichen Gottes (unbedingten Ichs) zu dem persönlichen Menschen besteht. Eben als „Ich", als Persönlichkeit, ist der Mensch dazu geschaffen (darauf hin angelegt, dazu genötigt), mit dem persönlichen Gott Gemeinschaft zu suchen. Aber diese Gemeinschaft (die wirklich einige Bethätigung des göttlichen und des menschlichen Ichs, das wirkliche Sicheinwohnen des göttlichen Ichs in das menschliche) kommt teils gar nicht zustande, teils ist die Bethätigung des menschlichen Ichs nach dem göttlichen hin eine verkehrte: weil das menschliche Ich in eine seinem eigenen Wesen widersprechende Abhängigkeit (Knechtschaft) von der sinnlich-selbstsüchtig gerichteten (eigenen und äußeren materiellen) Natur verfallen, „Fleisch" geworden ist. Vergl. Röm. 7, 18 — 25.

Soweit jene Gemeinschaft des persönlichen Gottes mit dem persönlichen Geschöpf (dem Menschen) wirklich zum Vollzuge kommt, ist *wahre* Religion auch in der „Heidenwelt", soweit sie nicht zustande kommt, herrscht das Heidentum (die *Irreligiosität* im aktiven und passiven Sinne) auch in der Christenheit.

Anstatt zu *Gott* (dem heilig-geistigen Urgrunde seiner Persönlichkeit, seines Ichs) sich zu erheben, versinkt der Mensch in ein *religiöses* Verhältnis zur *Natur* (dem sinnlich-selbstsüchtigen Urgrunde seiner eigenen materiellen Natur).

Gemäß der Grundeinrichtung seines eigenen persönlichen Wesens (als erkennendes, aneignendes und nach außen wirksames Ich) macht sich der Mensch mit seiner Gottheit (im weitesten Sinne dieses Wortes, sei's der wahrhaftige Gott, sei's die vergötterte Natur im ganzen oder ein Teil derselben) wesentlich aus drei Gründen zu schaffen: er will sie *erforschen*, er will sie *genießen* (haben, besitzen, als sein eigenstes Eigentum), er will damit *wirken*. So sind das *Orakeln* (Wahrsagen, Weissagen), das *Opfern* (einschließlich des Betens) und das *Sakramentieren* (Heiligen, Zaubern, Wundern) die religiösen Hauptthätigkeiten.

Diese drei Hauptbethätigungen des religiösen Lebens finden sich denn auch auf allen Stufen des religiösen Daseins, auf der untersten, wie auf der höchsten.

Da die Religion also ein persönliches Verhältnis ist, ein Verhältnis des menschlichen zum göttlichen Ich (und umgekehrt), mithin nicht bloß im Intellekt (Verstand, Vernunft), auch nicht bloß im Willen, sondern im (ganzen) Ich ihre Wurzel hat, so darf man bei der Erforschung des religiösen Lebens der Völker nicht vom Gottesbegriff, d. h. einseitig und oberflächlich von der intellektuellen Seite des religiösen Verhältnisses, sondern man muß von dem (jeweilig höchsten) Lebensinteresse der Völker ausgehen. Je nachdem das letztere entweder noch ein bloß natürliches, naiv-sinnliches oder ein schon mehr geistig-sittliches oder endlich der moralischen Reinheit angenähertes ist, erscheint die Religion eines Volkes entweder ursprünglicher oder fortgeschrittener, jünger oder älter, gesunken oder höher gestiegen und veredelt.

Die altherkömmliche Anschauung von der Entstehung der Religion, nach welcher das menschliche Geschlecht schon in seinen Anfängen eine vollkommene Gotteserkenntnis besessen haben soll, würde nur dann haltbar sein, wenn das menschliche Geschöpf als ein fertiges in die Welt eingetreten wäre. Diese Annahme war nur durchführbar, so lange man Leib und Geist des Menschen als zwei artlich verschiedene und schon nach ihrer Herkunft und Entstehung von einander unabhängige Substanzen ansehen durfte. Diese dualistische Auffassung von dem Verhältnis des Geistes und Leibes ist auf dem Standpunkte der heutigen Natur- und Geisteswissenschaft nicht mehr möglich. Die ursprüngliche Befangenheit des menschlichen Geisteslebens in der Sinnlichkeit ergiebt sich vielmehr nicht bloß aus der menschlichen Organisation, der Einrichtung des leiblich-seelischen Lebens des menschlichen Einzelwesens, sondern auch aus der allgemeinen Geschichte des menschlichen Geisteslebens, namentlich aus der Geschichte der Sprache, sie wird endlich bestätigt durch die Befunde der Paläontologie oder vorgeschichtlichen Altertumswissenschaft.

Das erste Zeitalter des menschlichen Geisteslebens erscheint sinnlich-roh und ungeschlacht: wie die geschichtliche Entwicklung gerade der höchststehenden Kulturvölker beweist. Doch ist gigantische Genialität nicht ausgeschlossen, sie wird schon durch die riesenhaften Bauten der Urzeit wahrscheinlich gemacht, besonders aber durch die Ursprache, d. h. durch die Gestalt, in welcher die Sprachen des höchsten Altertums uns entgegentreten; sie wird überhaupt bestätigt durch die historische Thatsache, daß alle Anfänge, alle neuen Perioden sowohl in der Natur, als auch in der Geschichte der Menschheit mit genial-schöpferischen Ursprüngen beginnen; weshalb die Uebertreibungen der heutigen sogenannten Entwicklungstheorien, welche das menschliche Geschlecht mit dumpfer Bestialität und Brutalität beginnen lassen, abzuweisen sind.

Das ursprüngliche Zeitalter des menschlichen Geisteslebens ist vielmehr das Zeitalter der sinnlichen Naivetät; man könnte es, richtig verstanden, auch das Kindheitsalter der Menschheit nennen oder das mythische Zeitalter, in welchem die Entwicklung des Völkerlebens noch das vorherrschende Gepräge der Naturbestimmtheit oder der Naturentwicklung an sich trägt, wie in der Kindheit des einzelnen Menschen.

Hiernach erscheint als die erste Stufe der Entwicklung des religiösen Lebens der Menschheit die Naturreligion.

1. Die naiv-sinnliche Naturreligion.

Naturreligion heißt diese erste Stufe der religiösen Entwicklung zunächst deshalb, weil sie den Völkern von selbst zuwächst, ebenso wie ihre Sprache, Sitte u. a., im Gegensatz zur Stiftungsreligion, die auf einen religiösen Reformator zurückzuführen ist und einen vorwiegend individuellen, „persönlichen" Ursprung hat.

Namentlich aber heißt die Religion Naturreligion insofern und solange, als der Mensch den Vorgängen der äußeren materiellen Natur noch ganz unselbständig und vorwiegend leidend gegenüber steht, überhaupt die Vorgänge der Außenwelt von seiner eigenen (seelischen) Innenwelt noch nicht recht zu unterscheiden vermag.

Wir müssen von vornherein also ein naturgeschichtliches, menschengeschichtliches und psychologisches Moment der Naturreligion unterscheiden; und es ist deshalb verkehrt, wenn man zuerst bloß Naturgewalten angebetet werden läßt. Zwar kann die eigentliche Kulturreligion nicht schon im Anfang dagewesen sein, aber die Begebenheiten aus der Menschenwelt müssen schon ursprünglich auf die Entstehung der Götter (Götterschöpfung) wesentlich miteingewirkt haben, so daß also auch im Euhemerismus [der Annahme, wonach alle Götter ursprünglich bloß menschliche Könige, Priester, überhaupt Wohlthäter oder auch hervorragende Übelthäter gewesen seien] ein Moment der Wahrheit liegt selbst für die Urzeit.

Was die ursprünglichste Verehrung der äußeren Naturgewalten betrifft, so darf man nicht einseitig von den Himmelserscheinungen ausgehen, sondern von den kosmischen Gewalten (Weltmächten) überhaupt. Charakteristisch für die ursprünglichste Stufe der Naturreligion ist nicht die Verehrung der Himmelserscheinungen, sondern der phantastisch-verworrene (zauberhafte) Zusammenhang, in welchem für den ursprünglichen (naiv-sinnlichen) Geist alle tellurischen sowohl als atmosphärischen, kosmischen wie menschengeschichtlichen Begebenheiten standen.

Namentlich aber hat die nächste Naturumgebung, die Heimat, einen mächtig vorherrschenden Eindruck auf das ursprüngliche Geistesleben eines jeden Volkes ausgeübt. Von der Verschiedenheit der ursprünglichen menschlichen Wohnplätze (ob Wüstenbewohner oder Meeranwohner, ob in der heißen oder in der gemäßigten Zone) und der Beschäftigung der Bewohner muß es abgehangen haben, ob man vorzugsweise in dieser oder jener Naturerscheinung die Gottheit sich kundthun sah, am meisten aber von dem verschiedenartigen Naturell und dem dadurch in erster Linie bedingten und bestimmten eigentümlichen Lebensinteresse eines jeden Volkes. In keinem Falle darf man glauben, daß die Natur- und Ur-Völker dieselben Naturdinge, wie wir, für besonders wichtig gehalten und deshalb verehrt hätten.

Die Gottesvorstellung der Urzeit.

Es ist zunächst die Form und der Inhalt der ursprünglichen Gottesvorstellung auseinander zu halten; hierdurch wird der Streit gegenstandslos, ob anfänglich die Naturdinge als solche und später erst damit in Zusammenhang gebrachte Götter oder Geister verehrt worden seien. Ihrer Form nach waren die ursprünglichen Götter Erzeugnisse nicht des nüchternen

Verstandes, sondern einer phantastischen Einbildungskraft, Naturphantasmen. Nicht der Himmel, die Sonne, die Sterne u. s. w. in unserem heutigen „naturwissenschaftlichen" Sinne, (welche Annahme „sinnlos" wäre), wurden verehrt, sondern wildphantastische Bilder oder Vorstellungen von ihnen waren die ursprünglichen Göttergestalten. Ihre Entstehung kann man noch unseren heutigen Dichtern ablauschen.

Z. B., wenn Schiller in der Glocke singt: Heulend kommt der Sturm geflogen, so brauchen wir die beiden Prädikate, welche er vom Sturm aussagt, nur in ein Phantasiebild zusammenzufassen, sofort haben wir ein „Wesen" mit dem Rachen eines Wolfs und den Flügeln des Adlers.

So sehen in der That die Göttergestalten aus, welche uns namentlich in den ältesten religiösen Urkunden der Inder, den Bildnereien der ältesten Kulturvölker — die Chinesen haben ihren „Drachen" heute noch als Gottesvorstellung — und der heutigen Naturvölker entgegentreten.

Was den Inhalt der ältesten Gottesvorstellung anlangt, so muß derselbe vorwiegend tierisch-animalischer Natur gewesen sein. Erstlich aus einem objektiven Grunde, weil die Gottheit noch nicht für etwas von den äußeren Naturgewalten Verschiedenes gehalten, sondern mit denselben vereinerleit, vermischt wurde.

Jedoch darf man diese Anschauung nicht zu stupid sich vorstellen; es war eine scharfsinnige Auffassung. „Der Naturmensch erlebt und erfährt an den Tieren und mit den Tieren mehr als wir, weil er noch mit liebevoller Hingebung sich in die Tierheit versetzt, das Tier in seinem innersten Wesen, seiner geheimnisvollen Eigentümlichkeit belauscht und dann, wenn er zugleich, wie er an dem Wesen des Tieres teilnimmt, das Tier wieder an seinem eigenen menschlichen Wesen teilnehmen läßt, es zu sich emporhebt, ihm Gedanken und Sprache, seinen Trieben Absicht und Bedeutung leiht."

Überhaupt ist die Auffassung der Gottheit in Tiergestalt für den „natürlichen" Menschen die nächstliegende, und die reinmenschliche, „moralische", „ethische" Gottesanschauung erscheint geradezu als ein „Wunder".

Auch aus einem subjektiven, in dem ursprünglichen Naturell des Ur- oder Natur-Menschen gelegenen Grunde nämlich muß der Inhalt der ältesten Gottesvorstellung von specifisch animalisch-tierischem Gehalt gewesen sein, weil der „natürliche" Mensch nicht anders denn sinnlich-roh, ungebunden leidenschaftlich und von naiver Selbstsucht (gewesen) sein kann; und so müssen auch seine Götter (gewesen) sein. Diese Annahme wird bestätigt durch die geschichtliche Thatsache, daß die Götter aller Kulturvölker allmählich immer humaner geworden sind, ursprünglich aber Riesen waren; auch die Gottesvorstellung Israels war diesem Prozeß unterworfen.

Daß die Religion in erster Linie nicht eine Sache des Individuums, sondern der Gemeinschaft ist, muß besonders auch bei der Beurteilung der Gottesvorstellung auf der Stufe der naiv-sinnlichen Naturreligion wohl im Auge behalten werden. Hier verdanken die Götter am allerwenigsten willkürlichen Einfällen des einzelnen ihr Dasein, sie sind am allerweitesten davon entfernt, Fetische im herkömmlichen Sinne dieses Wortes, d. h. willkürlich aufgegriffene und verehrte Einzeldinge zu sein, vielmehr sind sie das unwillkürliche und unbewußte Erzeugnis des ganzen Volkes oder Stammes,

zu dem der einzelne gehört, und so, als die mächtige Vorstellungswelt seines ganzen Volkes (in allen seinen Generationen), bilden sie die eigentliche Gottheit jedes einzelnen.

Die Gottheit des Negers, vor der er sein Knie beugt, sind weder die Himmelserscheinungen, noch Steine, Hölzer u. dgl., noch sind's die darin wohnenden Geister, sondern es ist der Geist seines Volkes; also nicht die Geister der Fetische, sondern der Fetisch-Geist, d. h. der Geist der Neger, welcher den Fetischglauben erzeugt.

Wenn der Katholik zur Maria oder zu andern Heiligen betet, so ist für ihn nicht das entscheidend, ob diese bestimmten einzelnen Heiligen helfen, als vielmehr, ob Heilige überhaupt helfen können, und das verbürgt ihm der Glaube der katholischen Christenheit, welcher auch seine eigentliche Gottheit ist.

Als besonders charakteristische Eigentümlichkeit der Urgötter ist ihre lokale und individuelle Natur hervorzuheben, wobei verschiedene Motive objektiver und subjektiver Art zusammenwirken. Ihre Lokalisierung, d. h. Beschränkung ihres Aufenthaltes und ihrer Wirksamkeit auf einen bestimmten Ort oder Umkreis, rührt hauptsächlich davon her, daß sie in unvermittelter Einheit mit dem Gegenstand stehen, an welchem sie zur Erscheinung kommen. Auch haben die Götter ihre Antipathien und Sympathien, wie die Menschen.

Hier hängt der Gottesglaube mit dem Sakrament zusammen, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Wie die Wirksamkeit eines Gottes ursprünglich auf einen ganz bestimmten örtlichen Umkreis beschränkt ist, kann man besonders deutlich bei Homer sehen. Aber auch der Machtbereich des Gottes Israels wird ursprünglich noch örtlich beschränkt gedacht.

Hieraus erklärt sich die hohe Bedeutung des Lokalkults im Altertum und der heutigen Naturvölker.

Am tiefsten mit dem Naturboden verwachsen und darin versunken ist der — insofern ursprünglichste — altägyptische Gottesdienst.

Den Göttern gehört ursprünglich alles Territorium, und jeder Gott hat sein Land. Daher muß man die Götter des fremden Landes entweder austreiben, herausbitten oder sie selbst annehmen.

Die Kriege der Völker sind deshalb vor allem Kriege ihrer Götter. In dieser Beziehung ist durch die Entzifferung der assyrisch-babylonischen Inschriften sowie der altägyptischen Denkmäler ein ganz neues Licht auf die Völkergeschichte gefallen. Wenn wir früher es als eine ausschließende Eigentümlichkeit der israelitischen Religion ansahen, daß die Kriege Israels im Namen Jehovas geführt wurden, so hat sich jetzt herausgestellt, daß alle alten Nationen ebenso ihre Kriege als solche ihrer Götter ansahen; auch die Römer und Griechen nicht ausgenommen.

Das ist eine überaus folgenreiche Entdeckung namentlich für die Auffassung der alttestamentlichen Religion.

Mit der Lokalisierung hängt die Individualisierung eng zusammen. Ihr bereits angedeutetes Motiv liegt, — was auch Herder hervorhebt, — in den Neigungen und Abneigungen der Individuen und Völker.

Wie mächtig Zeit, Ort und Individualität (Nationalität) auf die Religion einwirken, kann man noch an den heutigen Religionen sehen.

Hieraus wird nun auch klar, warum von einem ursprünglichen Monotheismus im Sinne der landläufigen Vorstellung nicht die Rede sein kann.

Zuerst mußten ganz partikularische, d. h. so, wie sie eben waren, nur für ein bestimmtes Volk und Land passende und geschaffene Götter da sein; denn die universelle Humanität, d. i. die „Einheit" der „Gottes- und Nächstenliebe", steht nicht am Anfange, sondern am Ende der Geschichte, also auch „der Gott", d. h. Gott im Sinne von Ev. Joh. 17, 1.

Allerdings haben auch schon im hohen Altertum monotheistische Triebe sich geltend gemacht; einmal insofern jeder einzelne und jedes Volk seinen Gott hatte. Später kam hierzu auch ein philosophisches Interesse; jenes besonders bei den Semiten, dieses bei den Ariern.

Aber der wahre Begriff der Gotteinheit kann erst gefunden werden, sobald der Mensch seine vom bloßen Tier specifisch verschiedene, moralische oder „persönliche" Natur erkannt hat.

Das Orakel auf dem Standpunkte der naiv-sinnlichen Naturreligion.

Auf dem ursprünglichen Standpunkte des Naturmenschen werden alle Dinge um Rat gefragt: die „Tiere des Feldes", die „Vögel des Himmels", die Fische des so geheimnisvollen Wassers, die Bäume des Waldes, die vierfüßigen und die kriechenden Tiere, ja sogar die für uns leblosen und seelenlosen Steine und Hölzer, selbst die von Menschen verfertigten (von Priesterhand gemachten) Geräte wurden befragt; denn überall war Geist und Sinn und Verstand, es spukte überall . . . „und auch in dir spukt es"! Im Blitz erschrak man vor dem zornsprühenden Anblick der Gottheit, im Donner hörte man ihre Stimme; im Flüstern der Bäume und im säuselnden Winde redete etwas, der Schrei der Vögel bedeutete etwas, und im zuckenden Herz, in den ausgeschütteten Eingeweiden glaubte man dem innersten Geheimnis der Natur auf der Spur zu sein. Das Heilige, Geistige, Göttliche war noch nicht als etwas von dem Materiellen artlich Verschiedenes erkannt, konnte demselben vielmehr noch ganz unvermittelt einwohnen. Auch auf diesem Standpunkte hat die Gottheit bereits ihre Lieblingsorgane und Medien, durch welche sie sich kund giebt, aber das Nahesein und Nähersein der Gottheit wird noch mehr oder weniger räumlich und zeitlich, also sinnlich verstanden. Wenn es auf dem Höhepunkte der Entwicklung des Orakels in rein moralischem Sinn heißt: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen", so hat die Gottheit im hohen Altertum nicht bloß ihre Lieblingsmenschen, sondern auch ihre Lieblingstiere, Bäume, Berge, Quellen, Örter, in denen sie sich kundgiebt.

Am Stein zu Bethel erscheint Jahve dem Erzvater Jakob und, um seinem Freunde immer nahe zu sein, zieht er mit ihm in die Fremde; gleichwie er auch mit seinem gesamten Heer aus Ägypten aufbricht, um seinem „Erstgeborenen" als Schutzengel durch die Wüste zu folgen und in seinem Lande Wohnung zu machen. Streitet man sich doch noch im Zeitalter des Evangeliums Johannes darüber, ob Gott lieber auf dem Moria oder auf dem Berge Garizim angebetet sein will, darf man sich da wundern, wenn die Naturkinder ihn in ihren eigenen Lieblingssachen sich am nächsten glauben? Hier redet die Gottheit am liebsten durch rauschende Bäume, sprudelnde Wasserquellen und wiehernde Rosse, dort durch zuckende Blitze und Herzen. Den alten Chinesen gab sie unter anderm vorzüglich durch die der Schild-

kröte eingegrabenen Risse ihren geheimnisvollen Rat und Willen kund; von den späteren Juden ließ sie besonders durch „Stimmen" sich vernehmen.

Auch die Thatsache, daß einer von der Gottheit mehr weiß, als der andere, daß es religiöse Ingenien giebt, hat man bereits auf diesem sinnlichen Standpunkte des Orakels erkannt. Sie sind gewöhnlich auf eine wunderbare Weise ins Dasein getreten; auch ihr Hingang aus dem Erdenleben pflegt den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu unterbrechen.

Endlich gehören der sinnlichen Offenbarungsstufe auch die Gottesträume, Angelo- und Theophanien (Engel- und Gottes-Erscheinungen) an; dieselben erhalten sich auch noch auf dem Standpunkte der moralisierten Religion in ganz sinnlicher Weise, im neutestamentlichen Zeitalter wie bei Homer.

Das Opfer auf dem Standpunkte der naiv-sinnlichen Naturreligion.

Der Mensch will die Gottheit nicht bloß erforschen, er will sie haben und genießen als eigenstes Eigentum. Er will in ihr, sie soll in ihm leben und sein. Dies kann nur dadurch geschehen, daß sie beide einerlei Natur annehmen, eins so beschaffen wird, wie das andere. Sie müssen also beide einerlei Speise essen und einerlei Trank genießen. Das ist der eigentliche Sinn des Gebets und des Opfers. Hier gilt in des Wortes verwegenster Bedeutung das Feuerbach'sche, „was der Mensch ißt, das ist er", und so sind seine Götter.

Das Opfern ist zunächst ein mit einander Essen und Trinken. Aber dabei thut sich der religiöse Trieb nicht genug. Denn (sagt schon das Kandogya-Upanischad) „niemand besitzt, was er nicht ißt, oder wovon er nicht gegessen wird." Das innerste und stärkste Verlangen des Frommen geht daher darauf aus, die Gottheit selbst anzueignen und sich von ihr aneignen zu lassen. Mit diesem Gedanken wird auf der elementarsten Stufe des Opfers ebenso voller Ernst gemacht, wie auf der höchst entwickelten.

Bei den Polynesiern gehen die Seelen durch den Leib der Geister und werden dadurch rein, sie werden dreimal von ihnen gegessen.

Nach dem Kandogya-Upanischad gehen die Frommen durch alle Weltwesen hindurch, bis sie am Gipfel der Welt von den Göttern aufgegessen werden.

Weil man sich den Gott aneignet, darum trägt das Opfer die Kleidung des Gottes bei den Azteken: „Befremdend ist es, daß bei vielen Festen nicht bloß, wie erwähnt, der Opferpriester, sondern auch das Opfer selbst die Kleidung des Gottes trug und diesen vorstellte. Die Priester erhielten alljährlich einen Sklaven, um ihn als lebendiges Bild ihres Gottes aufzuputzen, umherzuführen und verzehren zu lassen, ehe sie ihn opferten.

„Der Stier repräsentiert (also) in Ägypten den Osiris; seine Zerschneidung, Verteilung und Verzehrung der Stücke erinnert einerseits an die Mythe von der Tötung und Verteilung des Osiris, andererseits an die Teilung und Verzehrung des Leibes Christi.

Mithra ist als Stier Herr der Zeugung, welche im Avesta von Schöpfung noch nicht unterschieden wird; er wird auf Denkmälern den Stier opfernd dargestellt, aus dem die Welt entsteht.

Das Pferd symbolisiert in Indien das weltdurchdringende Lebensprinzip (Puruscha, speciell als Viradsch), und jeder Teil des Pferdes repräs-

sentiert einen bestimmten Teil des Weltganzen; das Opfer des Pferdes führt also die Weltschöpfung vor."

Im 15. Monate des Jahres wurde ein sündentilgendes Bild des Gottes Huitzilopochtli gegessen. Die Totnaken opferten alle Jahre drei Kinder, aus deren Blut, mit Ulliharz vermischt, sie kleine Kuchen machten, welches sie das Brod unseres Lebens nannten.

Wenn sich auf der Goldküste eine Familie trennt, so daß sie in Zukunft den Familiengott nicht wieder gemeinsam verehren wird, zerstößt ein Priester einen Fetisch und bereitet aus ihm einen Trank für die Familienglieder, welche auf diese Weise den Götzen zu sich nehmen.

Von einem einzelnen Kreise der Bakriten, den Hanifah, erzählt Ibn Kutaibah eine Sage: „sie sollen einen Götzen aus einer aus Datteln, Milch und Butter gemischten Masse angebetet haben, den sie bei großer Hungersnot aufaßen."

Auch bei den Germanen scheint diese Aneignung der Götter stattgefunden zu haben. Wie Thaler berichtet, war es noch jüngst in Tirol Gebrauch, aus dem letzten vom Teigbrett zusammengescharrten Brotteig eine Figur zu bilden, welche der Gott hieß und mit dem übrigen Brod gebacken wurde. Nach der Frithjofssage wurden beim Disablot Götterbilder gebacken und mit Öl gesalbt, wobei ein gebackener Baldur und ein anderer Gott ins Feuer fielen, wovon das Haus in helle Flammen geriet.

Nach diesen Parallelen wird auch das Draomaopfer der Parsen hierher zu ziehen sein, und man wird nicht mehr nötig haben, gerade hierbei einen semitischen Einfluß auf den Parsismus anzunehmen. Wohl aber werden auch die jüdischen „Schaubrote" hierher gehören. Man erinnere sich nur der Sage von ihrer Herkunft, „Brod vom Himmel gekommen."

Noch häufiger als die Götterspeise findet sich der Göttertrank. Wie nach 1. Kor. 10, 4 die Israeliten auf ihrem Zuge durch die Wüste von dem geistlichen Felsen, welcher mitfolgte, welcher war Christus, tranken, so essen auch die Buddhisten den Himmelstau der Lehre, welchen Buddha auf den Weltenkreis herabträufeln läßt. Ursprünglich jedoch wurde dieser Göttertrank noch nicht so geistlich, sondern massiv-realistisch verstanden.

„Dem mit ruheloser Unbefriedigung nach dem Verständnis der die Welt im mystischen Dunkel umhüllenden Gottheit forschenden Menschen bieten sich die Narkotika, um ein subjektives Gleichgewicht zu gewinnen, das sich objektiv in der Umgebung nicht schaffen läßt. Bei allen Völkern findet sich der Gebrauch des einen oder anderen. Am verbreitetsten im Westen ist der Wein, im Norden der Meth, bei den Negern der Palmwein, der Awa (Kümmelpfeffer) in Polynesien, der Kumys bei den Mongolen, der Wiku (aus Kassawa) bei den Karaiben, die Algarraba in Patagonien; der Somatrank (asclepias acida) diente den alten Ariern, Opium als Trank, Rauch oder Substanz in Indien, Haschisch-Konfekt den von Spirituosen enthaltsamen Muhammedanern, Kaffee den Wachabiten, Thee den Chinesen, Kaa (paraguayischer Thee) in Chili. Die Brasilianer berauschten sich mit dem Rauche des Tabaks, die Abiponer mit den Hülsen und Schoten des Cevil, die Hottentoten mit Darka, die Indianer in Schwitzhütten. Die Priester tranken in diesen Substanzen ihren Gott: die Brahmanen beim Agniopfer durch Soma, die Bakchanten der Mysterien durch den Wein, die Pythia zu Delphi durch den Lorbeer-Dekokt beim Einatmen der Höhlendämpfe."

Da auf diesem Standpunkte des Naturmenschen noch kein wesentlicher Unterschied gemacht wird zwischen Fleisch und Geist, da das Körperliche und das Geistige hier noch als unmittelbar eins genommen werden, so ist die Aneignung hier noch rein sinnlich zu verstehen. Wenn es also auf dem Standpunkte der normalisierten Religion heißt: „Wer nicht isset mein Fleisch und trinket mein Blut, der hat kein Leben in sich," so wird dieser Gedanke auf der sinnlichen Religionsstufe beim Wort genommen.

„Um das schauerliche Gastmahl (Skt. Chrysostomus) zu erklären, in dem sich unsere Seele an Gott mästen soll (Tertullian), lehrt Skt. Cyrillus: „Wisse und zweifle nicht, daß dasjenige, was dem Scheine nach Brot ist, kein Brot ist, obgleich es der Geschmack für solches hält, sondern daß es der Leib Christi ist, und daß dasjenige, was dem Scheine nach Wein ist, kein Wein ist, obgleich es dem Geschmacke so vorkömmt, sondern das Blut Christi." Und doch bittet Gregor von Nazianz seine Zuhörer, nicht anzustehen, sondern ohne Zweifel und ohne Erröten den Leib zu essen und das Blut zu trinken.

Weil der Wein also die Natur Gottes angenommen hat (oder umgekehrt?), darum geht die Verehrung der Jesidis für den Wein (nach Niebuhr) so weit, daß sie, im Falle einige Tropfen vergossen werden, die damit getränkte Erde ausgraben und an einen besonderen Ort tragen, wo sie nicht mit Füßen getreten werden kann. Und deshalb heißt es im Decretum Gratiani: „Wenn aus Nachlässigkeit etwas vom Blute des Herrn auf die Erde träufeln sollte, so soll es mit der Zunge aufgeleckt werden, und der Priester muß 40 Tage Buße thun. Wenn der Kelch auf den Altar getröpfelt hat, soll der Priester die Tropfen ausschlürfen und 3 Tage Buße thun.

Daher der Schauder, mit dem z. B. noch im „Heliand" von dem „mächtigen Ding," dem heiligen Abendmahl, die Rede ist.

Wie die Gottheit sich sinnlich-körperlich von dem Menschen aneignen läßt, so bietet nun aber auch der Mensch sein eignes Fleisch und Blut im massiv-realistischen Sinn der Gottheit zur Speise dar. Daher ist das sinnliche Menschenopfer im engsten Sinne d. h. als sogenannter Kannibalismus ursprünglich vielleicht ganz allgemein gewesen, war jedenfalls die elementarste Form des eigentlichen Selbstopfers. Setzt es doch schon eine bedeutende moralische Entwicklung voraus, bis das Bewußtsein erwacht, daß der Mensch nicht bloß ein natürliches, sondern ein sittliches (moralisches) Wesen ist, also mit seiner materiellen Natur nicht als identisch gesetzt werden darf. Ursprünglich geschieht daher das Menschenfleischessen mit aller Naivetät, entspringt keineswegs einer bewußten Abstumpfung des moralischen Sinnes, ist nicht ohne weiteres als ein Zeichen besonders tiefer moralischer Verderbnis anzusehen, kann vielmehr nicht nur mit einem tief religiösen, sondern auch mit einem sittlichen Gefühl Hand in Hand gehen: wie sich deutlich am Verhalten mancher Naturvölker zeigt, welche ihre lieben Angehörigen, wenn sie alt und schwach geworden sind, lieber selbst verzehren, als den Würmern als Speise überlassen wollen. Die Wilden könnten im Gegenteil uns Stumpfsinn vorwerfen, daß wir den Leichnam des geliebten Toten für nichts achteten. Daher hat Remy ganz Recht, wenn er sagt, „die Leiche guter Häuptlinge sei aus Liebe aufgefressen."

Daß wir in dieser Beziehung die Handlungsweise des Wilden recht deuten, geht namentlich hervor aus der Thatsache, daß derselbe besonders

die tapfersten und überhaupt ausgezeichnetsten seiner Feinde verspeist in der Überzeugung, dadurch deren vortreffliche Eigenschaften sich aneignen zu können. Das ist offenbar von seinem Standpunkte aus ganz vernünftig gedacht, so daß gegen diese Vernunft selbst Moleschott nichts einzuwenden haben kann.

„Sind es Kriegsgefangene, die dem Gotte dargebracht werden, so stellt man deren Köpfe in eine Reihe vor dem Jujuhause (Schutzgott) auf, die Glieder werden zerschnitten, in einem Kessel gekocht und dann zum Essen ausgeteilt." Richtig bemerkt hierzu Waitz: „Der Zusammenhang dieser Menschenopfer mit dem Kannibalismus ist sowohl hier, wie bei ähnlichen Festen in Dahome augenscheinlich genug"; jedoch unrichtig setzt er hinzu: „Zugleich aber sieht man leicht, daß das Hauptmotiv des letzteren in der Erbitterung gegen den Feind liegt." Aber, was man haßt, das wirft man wohl den Hunden vor, erweist ihm aber nicht die Ehre, es zu seinem eigensten Eigentum zu machen. Deshalb wurden in Florida nur die Zauberärzte in alter Zeit verbrannt und deren Asche im Getränk genossen. Und wie die Kalifornier durch das Aufessen tapferer Männer selbst tapfer zu werden glauben, so glauben die Markesaner, durch das Aufessen des tapferen Besiegten sich dessen Eigenschaften anzueignen." Deshalb war man besonders begierig auf das linke Auge (oder, doch seltener, auf das Herz) als den Sitz der Seele; aß man den Sitz der Seele, so aß man die Seele mit und mit ihr alle ihre Eigenschaften. Daher man selbst an Einsicht zunahm, während jene aufhörte zu existieren."

In der That handelt es sich beim Opfer recht eigentlich um die Aneignung der individuellen Virtuositäten des Gottes, welchem man das Opfer bringt.

Dies ist der speciellste Zweck des Opfers auf allen Stufen seiner Entwicklung.

Die sinnlich-naive Betrachtungsweise charakterisiert sich in dieser Beziehung nur dadurch, daß es sich um materiell-körperlich-seelische Virtuositäten handelt. Da nämlich der Urmensch nur als Jäger, Hirt, Krieger gedacht werden kann, die höheren Interessen und Geistesthätigkeiten bei ihm noch völlig unentwickelt sind, so können auch seine Götter nur als Jäger, Hirten, Räuber gedacht werden. Ein scharfes Auge, ein schneller Fuß, eine geschickte Hand, das müssen darum die Hauptvirtuositäten sein, welche der Naturmensch bei seinen Göttern sucht.

Um die Religion als einen widersittlichen oder doch moralisch-unlauteren Lebenstrieb zu verdächtigen, hat man besonders das Opfer und Gebet in Anspruch genommen; in ihnen soll der Egoismus und der Eudämonismus (selbstsüchtige Glückseligkeit) recht eigentlich seine Nahrung haben und zwar nicht bloß auf der elementarsten, sondern auch auf der höchsten Stufe religiöser Entwicklung.

Und in der That läßt sich nicht leugnen, daß Egoismus und Eudämonismus beim Gebet und Opfer mehr wie überall sonst eine Hauptrolle spielen, da es sich um den Erwerb individuellsten Eigentums und zwar über alle Stufen religiöser Entwicklung hinaus handelt. Insbesondere wird gerade auf dem Standpunkte des Naturmenschen das sinnlich-selbstsüchtige Lebensinteresse, das sinnliche Wohlbehagen der eigenen Person ein Hauptmotiv beim Beten und Opfern sein. Auch wird der auf der höchsten Stufe

moralischer Entwicklung stehende religiöse Mensch dieses eudämonistisch-egoistische Lebensinteresse nicht völlig aufzugeben imstande sein. Gleichwohl lassen wir uns nicht im geringsten mit der Vogelscheuche des Egoismus und Eudämonismus bange machen. Denn erstens ist es lächerlich, den moralischen Rigorismus (die falsche Strenge im sittlichen Urteil) dahin zu überspannen, daß das Individuum sich um des Allgemeinen willen selbst aufgeben, sich von demselben verschlingen lassen soll. Das ist der scheinbar höhere, noch barbarische Standpunkt des vorchristlichen Altertums; die wahrhaft geistige Ethik gewährt dem Individuellen gegenüber dem Universellen vollkommene Gleichberechtigung. Eben in dieser Ausgleichung der individuellsten und universellsten Lebensinteressen besteht das Hauptverdienst des Christentums. Es ist also an und für sich durchaus nichts Unmoralisches daran, wenn das Individuum durch das Gebet und Opfer vor allem sich selbst zu erhalten sucht. Aber es ist auch eben durch den Begriff des Opfers dafür gesorgt, daß das einseitig und falsch Egoistische aus demselben immer mehr ausgeschieden wird, indem nämlich nicht bloß auf den höheren Stufen der Entwicklung des Opfers die Eigentümer, welche von der Gottheit begehrt werden, immer geistigeren und sittlicheren Gehalt gewinnen, sondern namentlich auch dadurch, daß bereits auf der elementarsten Stufe des Opfers als der Verzichtleistung auf einen Teil des wertvollsten Besitztums dem egoistischen Lebenstrieb in seiner ungebrochenen Natürlichkeit Abbruch geschieht.

Die schärfste Beschneidung aber muß sich der sinnlich-selbstsüchtige Lebenstrieb im Sühnopfer und den damit zusammenhängenden Bußübungen gefallen lassen.

Schon auf der Stufe naiver Sinnlichkeit erscheint das Sühnopfer, in welchem der Mensch mit dem teuersten Lösegeld seine Schulden bezahlt, in furchtbarer Intensität (innerer Steigerung).

Es darf als ein uralter und allgemeiner Völkerglaube bezeichnet werden, daß die schwersten Schulden, mit welchen der einzelne oder ganze Völker sich beladen, nur mit Menschenblut bezahlt (versühnt) werden können. Dieser Glaube war so tief eingewurzelt, daß nicht bloß im höchsten Altertum grobsinnliche Menschenopfer gebracht wurden, sondern auch in spätester Zeit selbst noch bei den Völkern, welche durch ihre Kultur bereits über den sinnlich-naiven Standpunkt hinaus zur sittlichen Religionsstufe sich erhoben hatten, (in schlimmen Zeiten) vereinzelt vorkamen.

Die meisten Menschenopfer waren jedenfalls Sühnopfer, und das gewöhnlichste dieser Art die Abschlachtung der Kriegsfeinde, welche in ihrer rohesten Gestalt und am zähesten namentlich bei den semitischen Völkern sich erhielt.

Aber es gab noch ein wertvolleres Lösegeld, als Kriegsgefangene und Verbrecher. Wenn Eltern ihr liebes Kind, wenn gar der König seinen erstgeborenen oder einigen Sohn zur Bezahlung der Schulden seines Volkes aufopferte, so war das noch eine bei weitem kostbarere und wirksamere Sühne. Mitten in der Kulturwelt hat sich diese vollgültige Genugthuung am zähesten bei den Phöniziern behauptet, ist von hier sogar wieder bei den Israeliten eingedrungen, wiewohl diese schon in viel früherer Zeit zu einer höheren, sittlicheren Anschauung übergegangen waren. Ursprünglich aber ist dieses massive Sühnopfer wahrscheinlich sehr allgemein verbreitet gewesen, und es hat erst durch eine ausdrückliche Anordnung der Gottheit dafür Ersatz geschafft werden müssen.

Mit Recht bemerkt übrigens Tiele über derartige rohe Gebräuche: „So tief gewurzelte und weit verbreitete, so gegen das, was dem Menschen, was dem Weibe das Teuerste ist, streitende Gebräuche wie das Opfern der Erstgeborenen an den Feuergott und der Keuschheit an die Muttergöttin, werden nicht durch Priester auferlegt und gehen nicht aus den niedrigsten Leidenschaften, aus Blutdurst, Wildheit und Sinnlichkeit hervor, ... das Wesen der Religion ist Selbstverleugnung, Selbstaufopferung an Gott, aber nur langsam, und nachdem er auf vielerlei Irrpfade geraten war, hat der Mensch die wahre, Gott wohlgefällige Selbstverleugnung gefunden, die in einem sich heiligenden Leben besteht. Eine lange Entwicklung war erst nötig, ehe Jesus ein liebendes und Gott geheiligtes Gemüt hat vollkommen offenbaren können. Aber auch die Opfer, die das üppige Babel und das rauhe Assur seinen Göttern brachte, machen einen Teil der Entwicklung aus und sind ein Tasten und Suchen gewesen, die rechte religiöse Selbstentsagung zu finden."

Das Sakrament auf der naiv-sinnlichen Religionsstufe.

Genauer als an der Gottesvorstellung wird am Sakrament die ursprüngliche Religion erkannt, weil nicht der Intellekt (Verstand, Vernunft, Gefühl u. s. w.), sondern der Wille in der Religion die Hauptrolle spielt, in ihm die tiefste Wurzel der Religion liegt.

Weit wichtiger als die Erforschung der Gottheit oder der Götter, d. i. der an Kraft ihm überlegenen und doch befreundet empfundenen Mächte, ist dem Menschen die Erfahrung ihres Beistandes, die unmittelbar empfundene Gewißheit, daß ihr Wille mit dem seinigen sich vereinigt, damit er den ihm feindseligen Widerstand der eigenen und der äußeren Natur, mit einem Wort des Nichtichs oder der Welt brechen, beziehungsweise sich zu Diensten machen, sie als Organ oder Werkzeug zu seinem Gebrauch sich anbilden, zueignen könne.

Wieviel Götter sind, woher sie stammen, wie sie aussehen, wo sie wohnen, das alles sind nebensächliche Fragen, die nur für den in Betracht kommen, welcher sich aus wissenschaftlichem Interesse mit der Gottheit beschäftigt; wer aber die himmlischen Mächte zum Leben gebraucht, — und diesem Bedürfnis entspricht doch der wahre Hunger nach ihnen, — für den ist die Hauptfrage, ob sie helfen wollen und helfen können.

Denn für den Menschen handelt es sich der Welt gegenüber um Sein oder Nichtsein, um die Wurzel seiner Existenz; er weiß aus Erfahrung, daß sein persönliches Dasein, sein Menschsein, ohne die Hilfe höherer, der Welt überlegener und ihm selbst befreundeter Mächte nicht aufrecht zu erhalten ist, daß sein Ich schließlich unterliegen muß, wenn ihm nicht ein mächtigeres Ich seine Existenz garantiert.

Der Mensch will also die Gottheit nicht bloß erforschen und genießen, er will vor allem damit wirken, die göttliche Willenskraft soll sich mit der seinigen vereinigen, damit er den ihm feindseligen Widerstand der Welt breche und der eigene Wille die Herrschaft über die Welt erlange.

Das geschieht durch das Heiligen, Sakramentieren, in seiner elementarsten Form: das Zaubern, welches die centralste aller religiösen Thätigkeiten ist und darum auch am allergemeinsten gefunden wird nicht allein auf allen Kulturstufen, sondern namentlich auch am frühesten und selbst bei dem verwildertsten Volksstamme noch.

Das Medium oder das Mittel, in, mit und unter welchem der göttliche Wille dem menschlichen zu Hilfe kommt, ist das Gnadenmittel oder Sakrament im weitesten Sinne, d. h. die geheiligte, weil unter den Einfluß, die Wirksamkeit der Gottheit gestellte Sache.

In dieser (oben angegebenen) allgemeinen Bedeutung kann in der That jedes Ding zum Sakrament werden, insofern der Mensch darin die Gottheit ihm zu Hilfe kommen sieht.

Heilig (der Gottheit angehörig) sind vor allem die Naturdinge selbst, in welchen die Gottheit dem Menschen am ursprünglichsten, augenscheinlichsten und mächtigsten ihren Beistand gewährt. Heilig das Feuer, das Licht, die Sterne, der Himmel, die Wolken; heilig die Erde, die Bäume, die Wasserquellen, die Ströme, die Tiere, die Steine, die Hölzer; heilig alles „was oben am Himmel, unten auf der Erde, im Wasser unter der Erde ist."

Heilig aber auch, was Menschenhand vermöge der Kraft, oder vielmehr der Finger Gottes für den Menschen gemacht hat. Heilig ist der Hausrat, die Wohnung der Menschen, ihre Kleidung und Nahrung, der Pflug und das Schwert, der Schild und die Axt.

Heilig sind auch die mehr unsichtbaren, unkörperlichen Dinge: das Wort, der Name, das Zeichen, der Buchstabe, die Hieroglyphe.

Heilig endlich alle Verhältnisse, die Vaterschaft, Mutterschaft, die Ehe, Obrigkeit, der Eid, der Vertrag, die Sitte, das Recht, die Verwandtschaft, Brüderschaft, der Staat.

Wenn aber auch alle Dinge heilig gehalten oder als Sakramente betrachtet werden können und irgendwo und irgendwie einmal als solche angesehen worden sind, so ist doch aus Ursachen, die hauptsächlich in der menschlichen Seele selbst liegen, die Art und Weise und der Umfang, in dem das geschah und noch immer geschieht, eine mannigfach verschiedene.

Am universellsten und insofern am ursprünglichsten bezüglich des Sakraments zeigen sich die Inder, die nach dem Urteil des Curtius alle Dinge für „Götter" halten. Ähnlich die Indianer, für die nach Aussage eines intelligenten Dakota nichts ist, das sie nicht als Gottheit verehrten.

Es fragt sich nun, wie werden die Dinge auf der naiv-sinnlichen Religionsstufe heilig gehalten?

Da ursprünglich das Geistige und Sinnliche, das Göttliche und Materielle noch nicht als wesensverschieden erkannt werden können, so wird die Gottheit mit der Sache, in der sie wirkt, als unmittelbar einig gedacht.

„Die Götzen sind nicht, wie Bosman III., 280 meint, Stellvertreter der Götter, sondern nur Gegenstände, in denen der Gott mit Vorliebe Platz nimmt und die ihn zugleich dem Betenden sinnlich gegenwärtig zeigen. Der Gott ist auch an seinem Wohnsitz in dem Bilde durchaus nicht fest gebunden, er geht ab und zu oder ist vielmehr bald mit größerer, bald mit geringerer Intensivität in ihm gegenwärtig; die Neger denken sich nämlich häufig die Götter zeitweise und mit Geräusch in die Bilder und Tempel einziehend (Römer 65 und sonst).

Der große Geist der Schekani und Bakele wohnt in der Erde, aber bisweilen kommt er herauf in ein großes Haus, das man ihm gebaut hat, wo er furchtbar brüllt, zum Schrecken der Weiber und Kinder, die man dadurch in Furcht hält.

Die Tahitier glaubten, daß der Gott in der Gestalt eines Vogels auf

den Morai herabkomme, um in sein Bild einzugehen, wie Puruscha in sein Geschöpf.

Wenn uruhia (unter der Inspiration des Gottes), wurde der Priester stets als dem Gott geheiligt angesehen und während dieser Zeit atua (Gott) genannt (auf Tahiti), während er sonst taura (Priester) hieß (Ellis).

Soll in Hatmaheva ein Krieg beschlossen werden, so wird in der Saboewah ein Schmaus angerichtet, und der Häuptling befragt die Anwesenden um ihre Meinung. Dann begiebt sich ein Mahimo oder Ältester unter einen großen Baum, in dessen Stamm ein Loch gebohrt worden ist, worunter man einen Korb hält. Während einige Krieger den Waffentanz eröffnen, klopfen andere an den Stamm und beschwören den Geist, aus dem Baum in den Korb zu fahren. Sobald der Mahimo erklärt, daß der Geist eingeschlüpft ist, wird der Korb in Prozession nach der Saboewah gebracht und dem Geiste Speise angeboten, wozu man einstimmig ruft: „Der Geist ist da und soll uns folgen." Ist der Krieg vollendet, so verziert man den Korb mit Blumen und bringt ihn mit Musik und feierlichem Gefolge nach der Saboewah unter dem Ruf: „Unser Geist ist heimgekehrt." Dann wird der Mahimo herbeigeholt, der den Korb beschauend ausruft: „Mein Geist ist zurückgekehrt." Nach drei Tagen wird dann zu Ehren des Unsichtbaren ein Gastmahl veranstaltet und der Korb mit Beobachtung aller Etikette in das Loch im Baum gebracht, wobei die Krieger rufen: „O Geist, wenn wir wieder in Gefahr geraten, stehe uns bei!"

Das Göttliche wird zwar von der Sache oder dem Medium, in welchem es wirksam ist, recht wohl unterschieden, aber es wird nicht als etwas in jeder Art von ihm Verschiedenes angesehen, sondern nur als die andere, verborgene, geheimnisvolle Seite an den Dingen, das Feine, Zarte der Dinge, welches mit dem äußerlichen Auge, Ohre, Hand nicht erfaßt, sondern nur getastet werden kann.

So tragen alle Dinge, insofern sie Sakramente sind, etwas von der Natur Gottes an sich; sie sind ihrem Wesen nach nicht mehr „schlechte" Sachen, sondern in Gottes Eigenschaften verwandelte und als jene nur nach dem Scheine noch gegenwärtige Dinge.

„Vermittelst der Mantra (Zaubersprüche) wurde der Saft in den wirklichen (Gott) Soma verwandelt. Wir haben hier ein Beispiel einer angenommenen wunderbaren Umwandlung eines Stoffes in den anderen."

Wenn über den gemischten Kelch und über das zubereitete Brot das Wort Gottes gesprochen wird, so wird die Eucharistie der Leib Christi, wodurch das Wesen unseres Fleisches genährt und gestärkt wird (Skt. Irenäus).

Auf einer Synode (im Jahre 1099) verbietet Papst Urban, daß irgend ein Geistlicher in ein Dienstverhältnis zu einem Laien trete, weil es schändlich wäre, daß hochheilige Priesterhände, welche (was nicht einmal einem Engel vergönnt wäre) den allmächtigen Gott selbst fabrizierten, unsaubern Laienhänden dienstbar wären.

„Nach Bourdaloue gebühren den Priestern größere Ehren als der Jungfrau Maria, weil Jesus Christus, unser Gott, im Leibe der Jungfrau nur einmal Fleisch geworden, während er dagegen in den Händen der Priester tagtäglich, so oft sie Messe lesen, Fleisch werde."

Die göttliche Natur, näher die göttliche Willenskraft, welche den sinnlichen Sakramenten einwohnt, ist ihre Zaubermacht, welche einen mehr

oder weniger umfangreichen Wirkungskreis hat. Sie scheint überall gedacht worden zu sein wie eine feine Materie, ein geheimnisvolles Fluidum, welches wie ein schlagendes Wetter den Gegenstand, dem es einwohnt, durchzuckt. Daher man gewöhnlich einen Schauder, ein geheimnisvolles Grauen empfindet vor allen Dingen, in denen die Gottheit „leibhaftig" wohnt.

„Als die Mexikaner auf ihrer Wanderung, von der Anmut eines Lagerplatzes bezaubert, dort zu verweilen beschlossen, ohne das von Huitzilopochtli ihnen geweissagte Zeichen gefunden zu haben, sprang der Gott in seiner furchtbarsten Gestalt aus dem Bilde, dessen Vorhang zerriß, hervor, mit seiner Strafe drohend, und am nächsten Morgen wurden die Anstifter mit geöffneter Brust auf den Altären liegend gefunden."

So stürzt die Lade Gottes als Zauberbatterie den Philistergott Dagon auf sein Angesicht, erschlägt den Uria und sogar 50,070 Mann auf einmal. Daher war die Lade in alter Zeit kein bloßer Behälter des Gesetzes, sondern als „Lade Jahve's" hatte sie ihre Bedeutung für sich, wie man aus 1. Sam. 4—6 klar genug erkennen kann."

Im unterirdischen Adyton des Tempels der Athene zu Pallene stand das verborgen gehaltene und unberührte Bild (βρετας), bei dessen Hervortragen durch die Priesterin alle ein Schauder ergriff, so daß sie die Blicke abwenden mußten, während Bäume und Landfrüchte vertrockneten."

Asterius wurde vom Blitz erschlagen, weil er mit ungewaschenen Händen dem Altare des Zeus genaht.

Die Waffen des Kriegsgottes Ares, selbst wenn sie nur von einem Waffenträger geführt wurden, flößten auch dem mutigsten Helden ein Grauen ein. (Iliade 7, 150. 151.)

Weil die Haut des Angesichtes Moses zeitweilig ein Stück von der Lichtnatur Gottes in sich aufgenommen hat, darum fürchten sich Aaron und alle Söhne Israels, ihm zu nahen, und er muß eine Decke auf sein Angesicht legen, bis das göttliche Fluidum wieder von ihm gewichen ist.

Auf diesem Standpunkte der naiven Sinnlichkeit ist es ganz einerlei — was uns ein großer Unterschied dünkt — ob Bäume, Tiere und Menschen, oder auch Steine, Hölzer u. a. für uns leblose Dinge, ob Himmels- oder Erdkörper als Sakramente gelten, denn nicht an und für sich, nicht nach dem grob äußerlichen Augenschein werden sie heilig gehalten, sondern sofern sie in die Natur Gottes verwandelt sind.

„Ein Idolverfertiger erklärte Ellis, daß die Macht der Götter nicht von den Veränderungen abhinge, die seine Werkzeuge an dem rohen Klotze hervorgerufen hätte, oder von den Kostbarkeiten, mit denen sie geschmückt seien, sondern davon, daß sie nach dem Tempel gebracht und dort mit dem Atua gefüllt seien."

Die zwei steinernen Tafeln sind geschrieben mit den Fingern Gottes. (2. Mose 31, 18.)

Nocte vehiculum et vestes et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu luitur.

„Hinderer erzählt von einem Jorubaner, der in einem Dispute vor die Stirne geschlagen, ohne dadurch verletzt zu werden, seine Stirne verehren wollte, die Olorun (der Herr des Himmels) so trefflich erschaffen habe, und sie deshalb vor seinem Hausgötzen mit dem Blute geschlachteter Ziegen bestrich.

Solche mit der Kraft Gottes geladene Sachen sind natürlich äußerst wertvolle Güter; es werden die höchsten Preise für sie bezahlt, sie werden gekauft und verkauft, vererbt, auch gestohlen. Es werden Schlachten um sie geschlagen, unter Umständen müssen sie sich aber auch eine sehr verächtliche Behandlung gefallen lassen, wenn sie sich nicht wirksam zeigen wollen.

„Die Götzen der Neger sind von verschiedener Macht und viele derselben von rein persönlicher Art: Der einzelne hat sie im Besitz, und sie helfen nur ihm, was indessen nicht ausschließt, daß man auch fremde Götter sich geneigt zu machen sucht, sobald diese sich mächtiger zeigen als die eigenen. Sie werden vererbt, man stiehlt sie auch wohl [ganz wie die Reliquien], um sich ihrer zu versichern, sie verlieren aber wieder ihr Ansehen, wenn sie keine Hilfe leisten und sich ungestraft von anderen — den Weißen nämlich, denn Neger würden dies nicht wagen — beleidigen oder gar beschädigen lassen. Ja, es ist nicht gerade selten, daß einer, der nicht helfen will, verbrannt oder weggeworfen wird, oder daß man ihn einsperrt, um ihn unschädlich zu machen, wenn er Furcht einflößt."

„Hatten die Götter sich einmal an regelmäßige Speisung gewöhnt, so konnte man durch Entziehung derselben auch strafen, ja man legte die Statuen, welche die in das Ohr geflüsterten Wünsche nicht hören wollten, in Ketten, gab ihnen Geißelhiebe oder warf sie fort, wie der Neger einen wertlosen Fetisch. Augustus verbot, nachdem er zweimal Schiffbruch erlitten, dem Neptun Prozessionen abzuhalten.

Im Mittelalter belohnte man die artigen Heiligen mit Flittertand und seidenen Kleidern, die aber bei schlechtem Betragen wieder entzogen werden konnten. Der Heilige des jähzornigen Lazzaroni muß manche Ohrfeige erdulden, läßt sich aber meistens durch Streicheln und Küssen später wieder versöhnen. Mit dem guten Antonius von Padua gingen die Matrosen oft roh genug um, und selbst die eindringlichsten Fürbitten der Geistlichkeit sollen den heiligen Petrus, wenn er zu nachlässig im Regenmachen war, nicht immer vor einer Wassertaufe in Navarra gerettet haben. Die Zauberer drohten der ihren Citationen nicht immer gehorsamen Persephone, ihre Geheimnisse zu verraten, oder vermaßen sich auch wohl nach Augustinus, den Himmel zu zertrümmern und Juppiter selbst vom Throne zu stürzen. Durch gute Mahle waren die Götter bald gewonnen. In schlechten Zeiten gaben die Argiver einst von ihrem Götterchore vier an die Argäer, damit sie von ihnen gefüttert würden. Da diese aber die Feste gemeinsam feierten, sparten sie keine Kosten und ließen soviel darauf gehen, daß die Argiver später die Zehrung zu zahlen verweigerten und so ihre Götter in Pfand lassen mußten."

„Die Götzenbilder der Polynesier wurden verschenkt, verkauft, durchgeprügelt, wenn sie nicht halfen."

„Römer kannte in Akra einen Mann, der eine ganze Hütte voll solchen Zeugs (Amulette, Zaubermittel) aufbewahrte, das von seinen Vorfahren allmählich zusammengekommen war."

Einhard schickte seinen Schreiber Ballick nach Rom, um die Leichname des heiligen Petrus und Marcellinus an sich und nach Michelstadt zu bringen (826), und als auf dem Wege nach Mulinheim (wohin er sie infolge einer einem Gläubigen gemachten Offenbarung schaffen ließ) ein Teil der heiligen Leiber entwendet war, erhielt er sie vom Abt von Soissons zurück (827) und gründete die Benediktiner-Abtei Seligenstadt."

Zwei deutsche Bischöfe entwandten durch nächtlichen Einbruch die Gebeine des heiligen Epiphanius von Pavia aus dem Grabe und schafften sie glücklich über die Alpen nach Hildesheim (924), da solch frommer Diebstahl erlaubt war.

„Wer im Besitze von Geheimmitteln ist, seien es überhaupt Zauberformeln, magische Gesänge, Amulette oder anderes der Art, verkauft natürlich seinen Schatz nur zu sehr teuren Preisen, wenn er sich überhaupt entschließt, sich von ihm zu trennen."

Das Bild Tathâgatas ist von unbegrenztem Werte, wie eine mongolische Legende berichtet, denn die glückseligen Buddha sind Wesen, an denen man sich nicht satt sehen kann."

„Für den linken Augenzahn Buddha's hatte der König von Pegu 800,000 Livres geboten.

Besonders charakteristisch für die sinnlich-naive Religionsstufe ist die subjektiv-willkürliche Schätzung dessen, was als Sakrament oder Zaubermittel, als Konduktor religiöser Kräfte in der Welt anzusehen ist. Während nämlich auf höherer Kulturstufe, wie wir später sehen werden, die Sakramente nach einem durchgreifenden Grundgedanken ausgewählt sind, werden auf dem Standpunkte der Naturvölker dagegen die Heiligtümer rein willkürlich, nach irgend einer zufälligen Gemütsbewegung bestimmt.

Hier ist der Ort, wo die Kausalitätstheorie zu ihrem Rechte kommt. Wenn man nämlich den Ursprung der Religion selbst aus dem Drange, für alle Wirkung eine Ursache zu suchen, ableiten wollte, so war das freilich eine oberflächliche Anschauung von ihrer Entstehung, wie bereits gezeigt.

Anders aber liegt die Sache, wenn es sich um die Erklärung der Verehrung eines bestimmten Gegenstandes handelt, da kommt allerdings die eigentümliche Verkettung des post hoc ergo propter hoc in Betracht. Wenn dem Jakob an einem Stein geholfen worden ist, so liegt es nahe den Stein selbst als das Eben Ezer, d. i. Stein der Hilfe, anzusehen u. s. w. Es ist das im wesentlichen dasselbe, als wenn den Kabiren oder den Dioskuren d. h. bestimmten Sternen die Rettung der Schiffbrüchigen zugeschrieben wird oder dafür in den Legenden des Mittelalters gewissen Heiligen.

Das Willkürliche bei dieser religiösen Motivierung ergiebt sich daraus, daß beliebige Heilige an die Stelle des angeblichen Helfers gesetzt werden konnten.

Abergläubisch erscheint daher die religiöse Erklärung immer dann, wenn die Fügung der Gottheit als ein einmaliges plötzliches Eingreifen und nicht vielmehr als eine den Gesamtverlauf der Dinge zweckmäßig und gesetzmäßig bestimmende Setzung aufgefaßt wird. Hierbei kann man wieder recht sehen, wie lehrreich eine Vergleichung selbst der Religion der Wilden für die Reinigung unserer eigenen religiösen Vorstellungen von allem abergläubischen Beigeschmack werden muß, insofern eben durch sie die Subjektivität und Willkürlichkeit unserer für geoffenbarte Wahrheiten gehaltenen Glaubenssätze in ein helles Licht gesetzt werden.

Obwohl nun aber die Zahl solcher magischen Sakramente oder in die Natur Gottes verwandelter Sachen auf dem Standpunkte des Naturmenschen eine ganz unbeschränkte ist, so muß sich doch auf diesem Gebiete von vornherein eine Wahlanziehung rücksichtlich der Dinge, welche vorzugsweise als Gottes voll angesehen wurden, wirksam gezeigt haben. Diese „Wahl-

verwandtschaft" wurde vor allem beeinflußt durch die Individualität der Völker.

Zwar haben wohl alle Völker einmal in den Tieren, oder in gewissen Tieren, die Gottheit sich besonders nahe gefühlt und ihnen darum göttliche Ehre erzeigt; aber wenn der Tierkult in Ägypten eine so eigenartige Richtung genommen hat, dann rührt das nicht etwa aus einem Mangel an Intellekt her, als ob das ägyptische Volk auf einem früheren Standpunkte der Kultur hangen geblieben sei, sondern muß vielmehr mit den eigentümlichen Neigungen und ausgezeichneten Talenten dieses Volkes zusammenhängen. Oder wenn wir bei den Südsemiten vorzüglich den Steinkult, bei den Parsen die Feueranbetung im Schwunge sehen, so darf der Erklärungsgrund hiervon auch nicht sowohl in äußeren Umständen gesucht werden, sondern hat in dem Naturell dieser Völker seine Hauptwurzel.

Hiermit hängt es nun auch zusammen, daß der „vereigentümlichte" Eigenbesitz bereits auf der elementarsten Religionsstufe eine Hauptrolle spielt.

Wie jedes Volk, so hat auch schon jedes Individuum sein besonderes Palladium, welches so innig mit seinem Leben und Wesen verwachsen ist, daß von seinem Vorhandensein die Existenz des einzelnen wie der Gesamtheit bedingt scheint.

„Der Indianer darf nur einmal im Leben seine „Medizin" selbst machen, (indem er sich das erträumte Tier als schützenden Genius wählt), und muß sie bei etwaigem Verlust durch die erkämpfte Medizin seines Feindes zu ersetzen suchen."

„Die Träume des irokesischen Knaben sind bedeutungslos, bis er schon Bogen und Pfeil zu führen weiß. Dann entdeckt er unter Fasten und Kasteiungen das wesentlich wirksame Ding (Ojaron), indem ihm sein Okkon (Okki oder Manitou) in irgend einer Gestalt erscheint. Die besonders durch den Schutzgeist Begünstigten (Agotsinnachen) können Wunder thun."

Die Medizinbeutel stehen bei den Wilden derartig im Geruche der Heiligkeit, daß sie sich fast nie von ihnen trennen. Der Medizinsack ist nämlich eine Art von Amulett, welches den Träger desselben vor bösem Blick und überhaupt vor allen bösen Geistern schützen und ihm im Gewühle des Kampfes Kraft und Stärke verleihen soll. Die Herstellung dieses Amuletts bedeutet einen Markstein in dem Leben der Rothaut, denn nur einmal darf die Medizin angefertigt werden, und umfassende Vorbereitungen sind dazu erforderlich. Der junge Indianer verläßt zu diesem Zwecke den väterlichen Wigwam und verbringt 4 bis 5 Tage, ohne seinen Durst zu löschen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, in der Einsamkeit der Wälder. Auf dem Erdboden ausgestreckt, richtet er seine Gebete zum großen Geiste, auf daß dieser ihm den wohlthätigen Genius zeige, der zum Schutzengel seines Lebens bestimmt sei. Das erste Tier nun, welches ihm in seinen Träumen erscheint, versinnbildlicht diesen guten Geist; wohlgemut springt der Jüngling auf, kehrt in das Lager zurück, stillt Hunger und Durst und durchstreift dann die Wälder, um eines Exemplares der fraglichen Tierspecies habhaft zu werden. Früher oder später gelingt es ihm, den Biber, die Schlange, den Vogel, die Maus, oder, welches Tier sonst er im Traume gesehen, aufzufinden und zu erlegen. Der glückliche Jäger streift ihm die Haut ab, füllt dieselbe mit Gras oder Moos, schmückt den Balg mit Perlen oder Federn und trägt sie bei sich für das ganze Leben. Niemals wird die Medizin geöffnet, nie verkauft, nie

verschenkt, und stirbt ein Indianer, so wird seine Medizin mit ihm begraben; mit einem Worte: ein Medizinsack ist etwas Unbezahlbares, und wer ihn verliert, fällt in Unehre bei dem ganzen Stamme, weil er dasjenige nicht zu bewahren gewußt, was der große Geist ihm selbst gegeben. Einzig dadurch vermöchte er sein Ansehen wieder herzustellen, daß er die erbeutete Medizin eines mit eigener Hand erschlagenen Feindes aufzuweisen imstande wäre."

„Ein Fürst betete als Schutzgott (Etu) den Schädel eines tapferen ihm befreundeten Weißen an".

Hierher gehören besonders die Tabustäbe. Auch in diesen Stäben sehen wir nichts anderes als Darstellungen des Schutzgottes.

Wie vielfach der Gottesdienst bei ihnen auch in die Familienverhältnisse eingreift, zeigt u. a. die Sitte, daß in Aquapien 2 Familien, deren Fetisch denselben Namen besitzt, sich als gewissermaßen verwandt betrachten [vergl. damit die Patenverwandtschaft der katholischen Kirche] und nicht einander heiraten.

Daß der Schutzgott „stirbt," ist jedenfalls ein ungenauer Ausdruck für: er zieht sich von dem Medium seiner bisherigen Wirksamkeit zurück; vergleiche folgende interessante Nachricht bei Bastian, der Mensch in der Gesch. II, 129: „Im tomskischen Gouvernement haben die Samojeden jeder einen besonderen Schutzgott, und wenn der Eigentümer stirbt, so wird auch der Gott als tot angesehen und in den Fluß geworfen."

Früher hatten die Kabirschen Jurten ein Messingbild (von alten Tschuden gefertigt) als gemeinsamen Stammgott, als er aber bei dem Brande seines mit reichen Fellen gefüllten Tempels, den die Tunguſen angezündet, seine ursprüngliche Gestalt verlor, wurde er als tot angesehen.

Der eigentliche Lar des Hauses war einer der ältesten ausgezeichneten Besitzer desselben, dessen Bild auf dem Herde im Mittelpunkte des Hauses zur Verehrung aufgestellt wurde. Außer diesem einen Schutzgott (Lar familiaris) des Hauses (auf dem Herde) war aber im Hause noch ein Lavarium, in vornehmen Häusern eine kleine Kapelle, in andern eine verschließbare Nische hinter dem Herde oder ein Schrank, in welchem die Bilder der Vornehmen standen, die man als Laren verehrte.

„Die Urbs aeterna (Rom) zählte als Unterpfänder: den konischen Stein, den thönernen Juppiterwagen von Veji, die Asche des Orestes, das nimmer alternde Scepter des Priamus, den Schleier der Helena oder Ilinna, die Ancilien und das Palladium." (Schluß folgt.)

Das religiöse System der Parsen.

Eine Vorlesung von Jivanji Jamsheddi Modi.

Aus dem Englischen übersetzt von S. Seebens, evangelischem Pfarrer in Neuenhain bei Soden.

Diese Vorlesung, ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis des Parsismus, wurde von ihrem Verfasser, einem angesehenen Priester der Parsen, in der Stadthalle zu Bombay am 12. Januar 1885 gehalten vor einer gemischten Versammlung aller Gemeinschaften unter dem freundlich übernommenen Vorsitze Seiner Excellenz Sir James Fergusson, Gouverneurs von Bombay. Die „Bombay-Gazette", welche zuerst diese Vorlesung veröffentlichte, leitete dieselbe mit charakteristischen Notizen über die Eröffnung derselben ein, aus denen wir folgendes hervorheben:

Herr Jivanji Jamsheddi Modi, B. A., hielt gestern Abend (Montag, den

12. Januar) eine Vorlesung in der Stadthalle vor einer großen und einflußreichen Versammlung, vorwiegend aus Parsen bestehend.

Die Halle war gedrängt voll, und es hatte sich auch ein ansehnlicher Bruchteil von Europäern und Hindus eingefunden.

Seine Excellenz, der Gouverneur, dessen Erscheinen mit lange anhaltenden Beifallsrufen begrüßt wurde, führte den Vorsitz und eröffnete die Versammlung mit folgenden Worten: „Es ist ein gewohnter Brauch bei Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, den Vortragenden einzuführen. Doch, denke ich, ist es in diesem Falle kaum nötig, diesem Brauch zu folgen, indem der geehrte Herr, welcher sich anschickt, zu Ihnen zu reden, eine angesehene Stellung in der Gemeinschaft der Parsen einnimmt.

Ich meine, deshalb würde es durchaus unnötig sein, denselben einzuführen wie einen Fremden und noch Unbekannten.

Ich erkläre gern, daß ich — wie ich desselbigen versichert bin seitens meines geehrten Kollegen, des Herrn Gerichtspräsidenten, und anderer hier anwesender Europäer — mit großer Aufmerksamkeit einem Vortrage zuhören werde, welcher uns in populärer Form die Geschichte und die Eigenart dieser großen Gemeinschaft vorführen wird, welche unter uns eine so feste Stellung eingenommen hat.

Ich erachte nicht, daß der Gouverneur, oder die Leiter der Gesellschaft Anlaß haben, zurückzuhalten mit ihrer Ermunterung und mit der Aeußerung irgend eines Zeichens der Hochachtung gegenüber einer Körperschaft ihrer Mitbürger, welche diese so wohl verdient hat, wie die Gemeinschaft der Parsen von Bombay.

Die Stellung derselben ist einzig in ihrer Art. Eine Hand voll Leute unter dem Schwall der Millionen Indiens, haben sie nicht bloß ihre alte Rasse in äußerster Reinheit bewahrt, sondern ebenso ihre Religion völlig frei erhalten von der Berührung mit andern. Sowohl als Gemeinschaft, wie als einzelne betrachtet, sind sie im Wettstreit mit andern zu einer Stellung von hervorragendster Bedeutung emporgestiegen.

Mitglieder der Gemeinschaft der Parsen haben nicht bloß einen lokalen, haben geradezu einen Weltruf erlangt durch ihre hervorragende Tüchtigkeit und ihr Wohlwollen. Lange, bevor ich nach Bombay kam, wußte ich, daß ihr Name in England einen guten Klang hat; und seitdem ich hier weile, genieße ich die, wie ich vertraue, dauernde Freundschaft zahlreicher Glieder dieser Körperschaft.

So, meine Herren, bedarf es keinerlei Rechtfertigung und Erklärung dafür, daß wir heute Abend hier zugegen sind. Ich kann nur sagen, daß keiner mit größerem Interesse, als ich selbst, dem Vortrage folgen wird, den wir jetzt hören werden, und dem ich nicht länger im Wege stehen will." —

Der Gegenstand meines Vortrages an diesem Abend ist „das religiöse System der Parsen" oder die durch Zoroaster, den großen Parsenpropheten, gegründete Religion. In einem gemischten Gemeinwesen gleich dem von Bombay kommen Leute von verschiedenen Nationalitäten, Kasten und Religionen täglich mit einander in Berührung; allein sie erfahren gegenseitig sehr wenig von der Eigenart und den Gebräuchen und fast gar nichts von den religiösen Systemen der anderen.

Dieser Vortrag bezweckt den Nichtzoroastrianern einen Umriß, einen bloßen Umriß des religiösen Systems der Parsen oder Zoroastrianer zu bieten, welche einen kleinen, allein nicht unbedeutenden Teil des gemischten Gemeinwesens von Bombay bilden.

Nach den Worten des hochwürdigen Dr. Meurin, des gelehrten Bischofs (Apostolischen Vikars) von Bombay, sind die Parsen „ein Volk, welches vorgezogen hat, die ehrwürdigen Heimstätten seiner Vorfahren zu verlassen, statt seine alte Religion aufzugeben, dessen Gründer vor nicht

weniger als 3000 Jahren lebte, ein Volk, welches vor etwa 1000 Jahren mitten unter dem großen Hinduvolke, nicht unähnlich einer Insel im Meere, eine völlig besondere und gesonderte Nation gebildet hat, eigenartig und bemerkenswert sowohl bezüglich ihrer Rasse, als ihrer religiösen und gesellschaftlichen Lebensweise."

Die Parsen stellen gegenwärtig nicht mehr als den zehntausendsten Teil der Bevölkerung unserer Erde dar. Allein, wie Professor Max Müller sagt, „gab es Perioden in der Weltgeschichte, wo der Dienst des Ormuzd sich triumphierend zu erheben drohte auf den Ruinen der Tempel aller andern Götter.

Wenn die Schlachten von Marathon und Salamis verloren worden und Griechenland Persien unterlegen wäre, so hätte die Staatsreligion des Reiches des Cyrus, welche der Dienst des Ormuzd war, die Religion der ganzen civilisierten Welt werden können.

Persien hatte das assyrische und das babylonische Reich in sich aufgenommen; die Juden waren entweder in persischer Gefangenschaft oder unter persischem Einfluß in ihrer Heimat; die geheiligten Monumente Aegyptens waren verstümmelt worden durch die Hände persischer Soldaten. Die Edikte des großen Königs, des Königs von Königen, richteten sich an Indien, an Griechenland, an Skythien und an Ägypten; und wenn „durch die Gnade des Auramazda" Darius die Freiheit Griechenlands unterdrückt hätte, so würde der reinere Glaube Zoroasters die olympischen Fabeln vielleicht beseitigt haben."

Derselbe gelehrte Orientalist sagt weiter: „Obgleich jede Religion allein in ihrem frühesten Stadium von wesentlicher und lebendiger Bedeutung (of real and vital interest) ist, so bietet doch auch ihre spätere Entwicklung mit all den Mißverständnissen, Fehlern und Entartungen derselben dem nachdenkenden Geschichtsforscher manche und wertvolle Belehrung. Hier haben wir eine Religion, eine der ältesten der Welt und einstmals die Staatsreligion des mächtigsten Reiches, welche, obwohl fortgetrieben von ihrem heimischen Boden, beraubt des politischen Einflusses und ebenso ermangelnd des Glanzes einer erleuchteten Priesterschaft, dennoch von einer Hand voll Verbannter — Männer von Reichtum, Einsicht und sittlicher Tüchtigkeit im westlichen Indien — mit einer Zuversichtlichkeit der Begeisterung bekannt wird, wie man solche in größeren religiösen Genossenschaften selten findet.

Es ist wohl des ernstesten Strebens des Philosophen und des Theologen (divine) wert, womöglich den Zauber zu enthüllen, vermöge dessen diese scheinbar abgängige Religion fortdauernd über die Anhänglichkeit der aufgeklärten Parsen Indiens gebietet und diese taub sein läßt gegen die Verlockungen des Brahmanischen Gottesdienstes und gegen die ernstesten Aufforderungen christlicher Missionare."

Solcher Art ist die Religion, deren System den Gegenstand meines Vortrags am heutigen Abend bildet. Bevor ich von dieser Religion selbst rede, dürfte es am Platze sein, ein paar Worte über den Geburtsort des Gründers derselben Zoroaster oder Zarthurst und über das Zeitalter, in welchem derselbe lebte, zu sagen.

Hinsichtlich dieser Punkte besteht eine große Meinungsverschiedenheit unter gelehrten Orientalisten. Einige sagen, er sei ein Baktrier, andere, er sei ein Meder gewesen. Ich ziehe es vor, ihn als einen Baktro-Meder,

oder lieber als einen Medo-Baktrier zu bezeichnen, da er geboren wurde in Rae in Medien und seine Religion in Baktrien verbreitete, dem Lande des modernen Balkh, welches die Hauptstadt Gustasps, des damaligen Königs von Persien, war.

Dr. Spiegel macht ihn nicht allein zu einem Zeitgenossen Abrahams, sondern sagt auch, daß beide an demselben Ort zusammen lebten. Er sagt, daß Haran, wo nach dem Alten Testamente Abraham lebte, dasselbe sei mit dem Arran oder Airyana-vaeja der zoroastrischen Schriften, und er leitet die Ähnlichkeit verschiedener Ideen in den beiden Religionen von diesem Umstande ab.

Max Müller indessen weicht von ihm ab und bringt die Ähnlichkeit mit der Thatsache in Verbindung, daß die Avesta- und die hebräischen Handschriften sehr jung (modern) sind, und mit der anderen, daß es dieselbe Zeit — das 3. Jahrhundert vor Christus — und derselbe Ort — Alexandria — war, wo das Alte Testament und der Avesta ins Griechische übersetzt wurden.

Griechische und römische Schriftsteller stellen diesen Gesetzgeber in Zeiten, welche 5000 oder 6000 Jahre vor Christus liegen.

Der hervorragende Orientalist Dr. Haug sagt: „Auf keinen Fall können wir ihm ein geringeres Alter beimessen, als das Jahr 1000 vor Christus, und wir können sogar Gründe finden, sein Zeitalter viel früher zu setzen und ihn zu einem Zeitgenossen des Moses zu machen."

Welche Meinungsverschiedenheit immerhin unter den Gelehrten hinsichtlich des wahrscheinlichen Zeitalters des Zoroaster bestehen mag: außer Zweifel ist, daß er in einer sehr weit zurückliegenden Zeit lebte.

Aus den hohen Ausdrücken, in denen im Alten Testamente (Jesaia 44, 45 und 46) von Cyrus, dem großen Perserkönige, geredet wird, leitet Dr. Haug ab, daß „diese Religion der mosaischen nicht so diametral entgegenstand, als es bei den andern alten Religionen der Fall war!"

Weiter sagt Dr. Haug: „Die zoroastrische Religion weist sogar eine sehr enge Verwandtschaft oder lieber Übereinstimmung mit verschiedenen wichtigen Lehren der mosaischen Religion und des Christentums auf: so die Persönlichkeit und die Eigenschaften des Teufels und die Auferstehung vom Tode, welche beide der Religion der Magier zugeschrieben und thatsächlich in den vorliegenden (present) Schriften der Parsen gefunden werden." —

Indem ich zu dem eigentlichen Gegenstande des Vortrages, nämlich zu der Religion dieses sehr alten Propheten komme, will ich den Stoff in drei Abschnitten behandeln:

I. Die Theologie der zoroastrischen Religion.
II. Deren spekulative Philosophie.
III. Deren Moralphilosophie.

I. Theologie.

Der Zoroastrianismus oder Parsismus, oder welchen Namen man sonst diesem System beilegen möge, ist eine monotheistische Religionsform.

Er glaubt an das Dasein eines Gottes, den er kennt unter den Namen Mazda, Ahura und Ahura-Mazda; dem letzteren begegnet man gewöhnlich in den späteren Schriften des Avesta.

Daß das religiöse System Zoroasters monotheistischen und nicht polytheistischen Charakters ist, wird unter anderm durch die Thatsache bewiesen, daß Zoroaster von seinen Schriften das Wort »daeva« — ein sehr altes arisches Wort für Gott, abgeleitet von der arischen Wurzel »div« (scheinen) — zurückwies. Die meisten der westlichen Nationen, welche, vom Urstock sich trennend, nach dem Westen wanderten, nahmen dieses Wort in der einen oder der andern Form mit sich als den Namen für ihren Gott. So nannten die Griechen ihren Gott Theos oder Zeus, die Römer Deus, die Germanen Teus, die Litauer Diewas u. s. w.

Der indische und der iranische Zweig hatten das Wort »daeva«.

Zoroaster aber, welcher einsah, daß der Volksglaube seines Landes und seiner Zeit zum Polytheismus sich hinneigte und daß das geheiligte Wort »daeva,« statt für Gott allein, für manche seiner Geschöpfe gebraucht wurde, stempelte das Wort als unschicklich für die Benennung Gottes und verwies es ein für allemal von seinem Aveſta.

Bischof Meurin sagt in seiner Schrift „Zoroaster und Christus:" „Die Thatsache, daß in keiner andern, als in der zoroastrischen Religion, dieser Name »daeva« die Bedeutung eines bösen Geistes hat, ist ein Beweis, daß Zoroaster, indem er denselben auf manche Wesen, die nicht Gott waren, angewandt sah, ihn als Benennung des bloß Einen Gottes für immer verwarf und ihn in seinem reformatorischen Eifer (brandmarkte) stempelte (stamped) als eine Bezeichnung der diabolischen Widersacher des Einen höchsten Wesens."

Daß Zoroaster Monotheismus predigte und den Polytheismus verabscheute, tritt ferner klar hervor in einigen Reden, die auf uns gekommen sind, bewahrt in den Gathas, welche den ältesten Teil der Aveſta-Schriften bilden.

Es erhellt, daß er seine neue, monotheistische Religion entwickelte vor zahlreichen Versammlungen, bestehend aus gelehrten Männern, welche aus verschiedenen Teilen des Landes in der besonderen Absicht, ihn predigen zu hören, herbeigekommen waren.

Eine seiner Reden beginnt: „Alle, welche hergekommen sind von nah und fern, mögen nun lauschen und horchen, was ich verkündigen werde."

In einer anderen seiner Reden (Kap. 30 der Yasna) redet er seine Zuhörerschaft so an: „Ich werde euch, die ihr hier versammelt seid, jetzt die weisen Sprüche Mazdas erzählen, die Loblieder Ahuras und die Hymnen des guten Geistes, die erhabene Wahrheit, welche ich aus diesen geheiligten Flammen sich erheben sehe . . . Jeder — sowohl Männer als Frauen — sollte heute seinen Glauben erwählen. Ihr Nachkommen berühmter Ahnen, erwachet, euch mit uns zu vereinen!" Indem er in dieser Weise seine Zuhörerschaft anspricht, schreitet er vor, seine monotheistische Religion vorzutragen. Wir wollen hier nicht ausführlich auf diese Rede eingehen, indessen den Inhalt derselben mit den Worten des Dr. Haug wiedergeben. „Der Hauptzweck dieser Rede" — sagt dieser Orientalist — „ist, seine Landsleute zu bewegen, dem Dienste der devas, oder Götter, d. h. dem Polytheismus, zu entsagen, sich allein vor Ahura-Mazda zu beugen und sich gänzlich abzusondern von den Götzendienern.

Um das ersehnte Ziel zu erreichen, betont er den großen Unterschied, welcher zwischen den zwei Religionen, dem Monotheismus und dem Polytheismus besteht, indem er zeigt, daß, während der erstere die Quelle alles

Glücks, beides in diesem und in dem andern Leben ist, der letztere durchaus verderblich ist für die Menschheit."

Ahura-Mazda ist in den zoroastrischen Schriften dargestellt als allwissend, allmächtig und allgegenwärtig. Eine lange Aufzählung aller seiner Eigenschaften ist in Ahura-Mazda-Yasht gegeben. Statt auf diese lange Aufzählung einzugehen, will ich hier Dr. Haug folgen bei der Schilderung Gottes, wie er in den Schriften der Parsen dargestellt ist.

„Spitama Zarathushtras Begriffsbild von Ahura-Mazda als dem höchsten Wesen ist völlig übereinstimmend mit der Bezeichnung Elohim oder Jehovah, welche wir in den Büchern des Alten Testamentes finden. Er nennt Ahura-Mazda den Schöpfer des irdischen und des geistigen Lebens, den Herrn des ganzen Weltalls, in dessen Händen alle Kreaturen sind." Er ist das Licht und die Quelle des Lichtes; er ist die Weisheit und der Verstand. Er ist im Besitz aller guten Dinge, der geistigen und der sinnlichen; so der guten Gesinnung (goodmind-Vohu-manô), der Unsterblichkeit (Ameretâd), der Gesundheit (Haurvatâd), der besten Treue (Ashavahista), der Inbrunst und Frömmigkeit (Armaity) und der Fülle jeglichen irdischen Gutes (Khshathra-vairya).

Alle diese Gaben verleiht er dem rechtschaffenen Mann, welcher aufrichtig ist in Gedanken, Worten und Thaten. Als der Beherrscher der ganzen Welt belohnt er nicht bloß den Guten, sondern ist zugleich ein Bestrafer des Verruchten. Alles Erschaffene, Gutes wie Böses (evil), Glück und Unglück ist sein Werk."

Diese Religion verlangt keine Bilder oder Idole zum Zwecke des Kultus. Was jener große und alte Geschichtsschreiber Herodot, welcher im 5. Jahrhundert vor Christus lebte, von den Persern seiner Zeit sagte, gilt für die Parsen der Gegenwart. Der große Historiker sagt: „Sie (die Perser) haben keine Bilder der Götter, keine Tempel, noch Altäre und betrachten den Gebrauch derselben als ein Zeichen der Thorheit."

Ich will hier einige wenige Worte über die Ehrerbietung (reverence) sagen, welche dem Feuer durch die Parsen gezollt wird.

Ein Fremder, welcher nach Bombay kommt und die Straßen der Stadt durchwandert, trifft verschiedene gottesdienstliche Stätten an, die man Feuertempel nennt.

Gerade der Name Feuertempel überrascht ihn als eine ungewohnte Form des Gottesdienstes.

Ich will hier nicht auf die Geschichte des sogenannten Feuerdienstes eingehen, noch auf die verschiedenen religiösen, moralischen und wissenschaftlichen Gründe, welche den Parsen veranlassen und eben berechtigen, seine Ehrerbietung (reverence) — welche, das muß betont werden, etwas anderes ist als Gottesdienst — dem Feuer zu zollen.

Hier genüge es zu sagen, daß die Parsen das Feuer nicht als Gott verehren. — Sie betrachten das Feuer lediglich als ein Sinnbild des strahlenden Glanzes (refulgence) der Herrlichkeit und des Lichtes, als das vollkommenste Symbol Gottes und als die beste und edelste veranschaulichende Darstellung (representation) seiner Gottheit.

Oder nach den Worten eines gelehrten Schriftstellers: „In den Augen eines Parsen besitzt dessen (des Feuers) Glanz, Lebhaftigkeit, Reinheit und Unverderblichkeit die am meisten vollkommene Ähnlichkeit mit der Natur und Vollkommenheit der Gottheit."

Ein Parse blickt auf das Feuer „als auf das vollkommenste Symbol der Gottheit, in Erwägung der Reinheit, des Glanzes, der Thätigkeit, der Freiheit, der Fruchtbarkeit und der Unverderblichkeit desselben."

Ich will hier bezüglich dieses Punktes wieder Dr. Meurin citieren. Dieser gelehrte Geistliche sagt: „Zoroaster stellte nicht bloß die Einheit Gottes wieder her, sondern ebenso die älteste und eigenartigste arische Form des Gottesdienstes, den Dienst des Feuers, als die angemessenste Darstellung Gottes, entsprechend ihrer hohen Auffassung von Gott als dem ewigen Lichte. . . . Eine reine und unbefleckte Flamme ist gewiß die erhabenste natürliche Veranschaulichung von dem, der in sich selbst ewiges Licht ist."

Anquetil du Perron, der erste Europäer, welcher den Avesta studierte, sagt über diesen Punkt: „Die Religion, welche in Persien bis zur Zerstörung des Reiches die vorherrschende war und durch die Parsen, welche dieselbe noch besitzen, nach Indien gebracht wurde, verdient größere Aufmerksamkeit, als fast jede andere. Es war zuerst ein reiner Theismus, doch eben zur Zeit Abrahams verfälscht durch heterodoxe Meinungen. Indessen haben sie die Lehre von der Einheit Gottes immer eifrig bewahrt; und wir dürfen aus der Verehrung, welche sie dem Feuer und der Sonne bezeugten und noch bezeugen, nicht entnehmen, daß sie, sei's jenes Element, sei's dieses Gestirn, je angebetet haben. Zoroaster, ihr großer Lehrer, schrieb ihnen vor, sich der Sonne oder dem Feuer zuzuwenden, wenn sie beteten; aber die Gebete, welche sie in dieser Stellung hersagen, sind ausschließlich an das allbeherrschende Wesen (Sovereign Being) und nicht an die Symbole desselben gerichtet."

Nach Professor Max Müller ist das Gefühl, welches die Parsen hinsichtlich des Feuers hegen, „in mancher Beziehung demjenigen ähnlich, welches viele Christen bezüglich des Kreuzes erfüllt. Sie bringen dem Kreuze keine göttliche Verehrung dar, allein sie haben für dasselbe besondere Gefühle der Ehrerbietung, und dies ist innig verbunden mit ihren heiligsten Kultusgebräuchen."

Von ähnlichen Betrachtungen ausgehend, sagt Dr. Meurin: „Ich bin deshalb weit davon entfernt, vorauszusetzen, daß der Feuerdienst der Parsen Abgötterei sei. Wer die Parsen dieses frevelhaftesten aller Verbrechen zeiht, und nicht imstande ist zu beweisen, daß sie glauben, das Feuer oder die Sonne sei Gott *selbst*, macht sich sicherlich der äußerst abscheulichen Sünde der Verleumdung schuldig".

II. Spekulative Philosophie.

Wir haben gesehen, daß Ahura-Mazda oder Gott nach den parsischen Schriften der Urheber aller Ursachen ist.

Er ist sowohl der Schöpfer, als der Vernichter (Destroyer), sowohl der Vermehrer, als der Verminderer (Decreaser). Er giebt den verschiedenen Geschöpfen das Dasein und er ist es, welcher ihnen das Ende bereitet.

Wie hängt es nun zusammen, daß er diese beiden entgegengesetzten Ergebnisse verursacht?

Hören wir Dr. Haug: „Angelangt bei der großen Idee der Einheit und Unteilbarkeit des höchsten Wesens, unternahm er (Zoroaster), das große Problem zu lösen, welches die Aufmerksamkeit so vieler weiser Männer des Altertums, sowie der neueren Zeiten, in Anspruch genommen hat, wie

nämlich die in der Welt hervortretenden Unvollkommenheiten, die mancherlei Arten von Übeln, Gottlosigkeit und Schlechtigkeit, verträglich seien mit der Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes.

Dieser große Denker des fernen Altertums löste diese schwierige Frage philosophisch durch die Unterstellung zweier ursprünglicher (primeval) Ursachen, welche, obwohl unterschieden, vereinigt waren und sowohl die Welt der stofflichen Dinge, als die des Geistes hervorbrachten".

Diese zwei ursprünglichen Ursachen oder Prinzipien heißen in dem Avesta die »Mainyus«. Dieses Wort leitet sich ab von der arischen Wurzel »man« „denken", welche derjenigen lateinischen Wurzel entspricht, von welcher unser englisches Wort »mind« abgeleitet ist. Im Englischen mag es zutreffend wiedergegeben werden durch das Wort »spirit« (Geist), indem es dasjenige meint, was allein begriffen werden kann durch die Vernunft, nicht aber empfunden werden kann durch die Sinne. Von diesen zwei Geistern (spirits) oder ursprünglichen (primeval) Ursachen oder Prinzipien ist der eine schöpferisch, der andere zerstörend.

Der erstere wird in dem Avesta „Spenta-mainyush" oder der vermehrende Geist, der andere „Angra-mainyush" oder der vermindernde Geist genannt.

Diese beiden Geister wirken unter einem Gott Mazda, welcher gleichsam durch die vermittelnde Thätigkeit (agency) dieser beiden Geister der Urheber aller Ursachen im Universum, der Schöpfer sowohl, als der Vernichter ist.

Diese zwei Geister wirken unter dem Allmächtigen Tag und Nacht. Sie schaffen und zerstören; und dieses haben sie unausgesetzt gethan, nachdem die Welt erschaffen worden war.

Die Wurzeln der Wörter Spenta und Angra selbst zeigen die Thätigkeiten der beiden Geister. Das erstere kommt von der Avesta-Wurzel Span (= Sanskrit Shvi) und bedeutet „vermehren". Das letztere kommt von der Wurzel Ang (= Sanskrit Anh = Lateinisch angere zusammenpressen, plagen).

Nach Zoroasters spekulativer Philosophie ist unsere Welt das Werk dieser zwei feindlichen Prinzipien, des guten, Spenta-mainyush, und des bösen, Angra-mainyush, welche beide unter einem Gott dienen. Professor Darmestetter, jener gelehrte Orientalist, sagt: „Alles, was gut ist in der Welt, kommt von dem ersteren, alles was schlecht ist, von dem letzteren. Die Geschichte der Welt ist die Geschichte ihres Kampfes — wie Angra-Mainyu die Welt Ahura-Mazda's überfiel und schädigte (marred it), und wie er schließlich aus derselben hinausgetrieben werden wird.

Der Mensch steht thätig in dem Kampfe; seine Pflicht in demselben ist ihm vorgezeichnet in dem Gesetze, welches dem Zarathushtra durch Ahura-Mazda offenbart wurde. Wenn der bestimmte Zeitpunkt gekommen sein wird, dann werden Angra-Mainyu und die Hölle (hell) vernichtet werden, die Menschen auferstehen vom Tode und immerwährende Seligkeit wird über die Welt herrschen".

Ich werde hier die Thätigkeiten der beiden Geister mit den Worten europäischer Gelehrter beschreiben.

Dr. Haug sagt: „Spentô-mainyush wurde betrachtet als der Urheber alles dessen, was glänzend und scheinend, was gut und nützlich ist in der

Natur, während Angrô-mainyuſh alles das, was düſter und offenbar ſchädlich iſt, ins Daſein rief. Beide ſind ſo untrennbar wie Tag und Nacht; und, obwohl einander entgegengeſetzt, unentbehrlich für die Erhaltung der Schöpfung.

Der wohlthätige Geiſt erſcheint in der leuchtenden Flamme; die Gegenwart des ſchädlichen macht ſich bemerklich in dem in Kohle verwandelten Holze.

Spenta-mainyuſh hat das Licht des Tages erſchaffen, Angro-mainyuſh die Finſternis der Nacht; der erſtere weckt die Menſchen zur Erfüllung ihrer Pflichten, der letztere hüllt dieſelben in Schlaf. Das Leben wird hervorgebracht durch Spentô-mainyuſh, ausgelöſcht durch Angrô-mainyuſh, deſſen Hand die Seele befähigt, ſich zur Unſterblichkeit und zu immerwährendem Leben zu erheben, indem ſie dieſelbe befreit von den Feſſeln des Körpers."

Nach Profeſſor Darmeſtetter iſt „Spenta-mainyuſh ganz Licht, Treue (Wahrhaftigkeit = truth), Güte und Wiſſen, Angra-mainyu ganz Finſternis, Falſchheit (Betrug, falsehood), Bosheit und Unwiſſenheit. Ahura (d. i. Spenta-mainyu) wohnt im Lichte, Angra-mainyu in der unendlichen Finſternis (night). Was der gute Geiſt herſtellt, das verdirbt der böſe." Nach dem wohlbekannten Pehelvibuche Bundeheſh wird dieſer Kampf zwiſchen dem guten und dem böſen Geiſte ſchließlich zu Gunſten des erſteren enden.

Dieſe philoſophiſchen Beſtimmungen haben manchen gelehrten Mann dahin geführt, die zoroaſtriſche Theologie mißzuverſtehen.

Einige Schriftſteller unterhalten die Meinung, daß Zoroaſter Dualismus predigte. Allein das iſt ein ſchwerer Irrtum. Dr. Haug ſagt betreffs dieſes Punktes: „Die Meinung, — zur Zeit ſo allgemein unterhalten — daß Zarathuſhtra einen Dualismus predigte, d. h. die Lehre (idea) von zwei urſprünglich unabhängigen Geiſtern, eines guten und eines böſen, welche gänzlich von einander verſchieden ſind, und von denen der eine der Schöpfung des anderen entgegenarbeitet, führt zu einer Vermiſchung ſeiner Philoſophie mit ſeiner Theologie . . . Ein beſonderer (ſelbſtändiger = separate) böſer Geiſt von gleicher Gewalt, wie Ahura-Mazda, und dieſem immer entgegengeſetzt, iſt Zarathuſhtras Theologie völlig fremd."

Die Urſache, weshalb die „urſprüngliche zoroaſtriſche Lehre von den zwei Geiſtern — dem ſchaffenden und dem zerſtörenden — welche lediglich zwei Teile des göttlichen Weſens bilden," mißverſtändlich als Dualismus aufgefaßt wurde, iſt folgende. In den Schriften der Parſen ſind die Namen für Gott: Mazda, Ahura und Ahura-Mazda, ſo daß das letzte Wort eine Zuſammenfaſſung der beiden erſten iſt.

Die beiden erſten ſind die gewöhnlichen in den früheſten Schriften der Gatha, das dritte in den ſpäteren Schriften. In ſpäteren Zeiten erhielt das Wort Ahura-Mazda, ſtatt wie Mazda auf die Bezeichnung Gottes beſchränkt zu werden, eine erweiterte Bedeutung und wurde angewandt auf Spenta-mainyuſh, das ſchöpferiſche oder das gute Prinzip.

Bei dieſer Sachlage faßten ſpätere Schriftſteller das Wort Ahura-Mazda überall, wo es im Gegenſatz zu Angra-Mainyuſh gebraucht wurde, als den Namen Gottes auf und nicht als den Namen des guten Prinzips, welches dasſelbe thatſächlich war. So führte der thatſächliche Umſtand, daß Ahura-Mazdas Name im Gegenſatze zu dem des Ahriman angewandt wurde, zu der Anſicht, daß zoroaſtriſche Schriften Dualismus predigten.

Dr. West, des verstorbenen Dr. Haug Mitarbeiter an einigen von dessen Werken und ein wohlbekannter Pehelvi-Forscher, stellt die Frage von einem anderen Gesichtspunkte dar und weist den Vorwurf des Dualismus in demjenigen Sinne, in welchem derselbe gewöhnlich verstanden wird, zurück.

Dieser gelehrte Orientalist äußert sich in der Einleitung zu der englischen Übersetzung des Pehelvi Bundehesh, eines Teils von Max Müllers „Heiligen Büchern des Ostens" wie folgt: „Die Religion der Parsen ist durch ihre Gegner lange als Dualismus dargestellt worden; und diese Beschuldigung, durch muhammedanische Schriftsteller in gutem Glauben erhoben, durch christliche indessen schon mehr unbedachtsam nachgesprochen, wurde mit solcher Zuversichtlichkeit vorgetragen, daß dieselbe, was die mittelalterliche Form ihres Glaubens betrifft, öfters gerade auch von Parsen selbst als begründet hingenommen worden ist. Allein keine Partei scheint die Frage klar erwogen zu haben, wie irgend eine Religion, welche die Persönlichkeit eines bösen Geistes zuläßt, um das Vorhandensein des Bösen zu rechtfertigen, vermeiden könne, bis zu einem gewissen Grade ein Dualismus zu werden. Wird daher in der Kontroverse von diesem Ausdruck Gebrauch gemacht, so ist es nützlich und ziemlich, daß diejenigen, welche denselben anwenden, die Grenzen des angeblichen Dualismus mit großer Genauigkeit bestimmen in der Weise, daß sie nicht etwa die meisten Religionen der Welt und darunter ihre eigene in den Vorwurf einschließen."

„Wenn zum Begriff des Dualismus notwendig gehört, daß der böse Geist allgegenwärtig, allmächtig oder ewig sei, so ist die Religion der Parsen kein Dualismus. Die Bundahis erklären ausdrücklich, daß der böse Geist nicht allwissend und allmächtig ist, daß sein Verstand träge ist, so daß er von dem Dasein Auharmazd's keine Ahnung hatte, bevor er aus dem Abgrund aufstieg und das Licht erblickte, daß er betreffs des Zukünftigen unachtsam und unwissend ist, bis ihm dasselbe durch Auharmazd enthüllt wird, daß seine Kreaturen bei der Auferstehung untergehen, und er selbst dann machtlos sein und nicht fortdauern wird. Nirgends wird von ihm vorausgesetzt, daß er an zwei Stellen zugleich sein, oder daß er wissen könne, was sich irgendwo sonst, als in seiner eigenen Gegenwart zuträgt. In Anbetracht dessen sind seine Machtvollkommenheiten bedeutend geringer als diejenigen, welche gemeiniglich durch Christen dem Teufel zugeschrieben werden."

„Der Anfang und das Ende Aharmans wird offenbar so unbestimmt gelassen, wie beim Teufel, und alles in allem besteht eine sehr bemerkenswerte Ähnlichkeit zwischen diesen zwei Anschauungen vom bösen Geiste, ja, wahrlich eine fast zu große, um die Möglichkeit zuzulassen, daß beide Anschauungen verschiedenen Ursprungs wären. . . . Wenn daher der Glaube an Aharman als den Urheber des Bösen die Religion der Parsen zu einer dualistischen macht, ist schwer zu verstehen, weshalb der Glaube an den Teufel als den Urheber des Bösen das Christentum nicht in gleicher Weise zu einem Dualismus macht."

Wir sehen aus diesen Sätzen nicht allein, daß die Beschuldigung des Dualismus, wie sie gerichtet wird gegen den Zoroastrianismus, und wie jener insgemein verstanden wird, grundlos ist, sondern auch, daß eine große Ähnlichkeit besteht zwischen den Anschauungen vom Teufel bei den Christen und denjenigen von Ahriman bei den Zoroastrianern.

Dr. Haug spricht dasselbe in folgenden Worten aus: „Die zoroastrische Anschauung vom Teufel und dem höllischen Königreich stimmt völlig überein mit der christlichen Lehre. Der Teufel ist ein Mörder und der Vater der Lügen für beide, für die Bibel und für den Zend Avesta."

Wir sehen demnach, daß es nach Zoroasters Philosophie zwei urzeitliche (primeval) Prinzipien giebt, welche gleichsam zwei Teile des göttlichen Wesens sind, die unsere materielle Welt hervorbringen.

Folglich ist freilich der Allmächtige der Schöpfer aller Dinge; von einem Teil der Schöpfung wird ausgesagt, daß er durch das gute, von dem andern, daß er durch das böse Prinzip erschaffen sei. So sind beispielsweise die himmlischen Körper, die Erde, das Wasser, das Feuer, die Pferde, die Hunde und andere Gegenstände die Schöpfung des guten Prinzips; Schlange, Ameise, Heuschrecken u. s. w. sind die Schöpfung des bösen Prinzips.

Kurz, diejenigen Dinge, welche der Mehrzahl der Menschheit zum großen Nutzen dienen, fallen unter die Kategorie der Schöpfungen des guten Prinzips; diejenigen, welche das entgegengesetzte Ergebnis bewirken, unter die Schöpfungen des bösen Prinzips.

Diesem Sachverhalt gemäß liegt es den Menschen ob, solche Handlungen zu üben, welche die Sache des guten Prinzips fördern und derjenigen des bösen Abbruch thun.

Darum werden die Urbarmachung des Bodens, die Anzucht der Haustiere u. s. w. einerseits, und andererseits die Ausrottung wilder Tiere und anderer schädlicher Kreaturen seitens der Parsen als verdienstvolle Handlungen betrachtet. —

Unter dem guten Prinzip Spenta-mainyush oder Ahura-Mazda befinden sich sechs Ameshaspends (wörtlich unsterbliche Vermehrer), welche den christlichen Erzengeln entsprechen. Sie sind bekannt unter den Namen Beheman, Ardebehesht, Shehriver, Aspendad, Khurdad und Amerdad.

In den ältesten Schriften der Gathas, wo Gott fast überall mit dem Namen Mazda benannt wird, sind diese Namen, wie Dr. Haug sagt, „nichts, als abstrakte Nennwörter und Begriffe, welche all die Gaben darstellen, die Ahura-Mazda als der alleinige Herr denjenigen gewährt, welche ihm dienen mit einem aufrichtigen Herzen, indem sie immer wahrhaftig reden und gute Handlungen verrichten. In den Augen des Propheten waren sie keine Persönlichkeiten, indem letztere Vorstellung in die Ansprüche des großen Meisters durch einige seiner Nachfolger hineingetragen wurde".

Gleichwie sechs Engel unter dem guten Prinzip, so stehen sechs Teufel unter dem bösen Prinzip.

Wie nun zwei ursprüngliche (urzeitliche — primeval) Prinzipien in Ahura-Mazda vereinigt sind, welche, wie wir oben sahen, unsere materielle Welt hervorbringen, so sind zwei Prinzipien in der Natur des Menschen, welche ihn ermuntern, Gutes zu thun, oder ihn versuchen, Böses auszuüben. Das eine fordert ihn auf, die Sache des Guten oder des schöpferischen Prinzips, das andere, die Sache des Bösen oder des zerstörenden Prinzips zu fördern.

Das erstere ist bekannt unter dem Namen Vohu-mana, welches Wort später in Beheman verändert wurde und „gute Gesinnung" (Good mind) bedeutet. Das Präfix „vohu" oder „beh" ist dasselbe Wort, von welchem

unser englisches Wort »bether« (besser) der Komparativ ist. „Mana" ist dasselbe, wie das vorhin ins Auge gefaßte Wort Mainyu, und bedeutet Gesinnung oder Geist (»mind« or »spirit«). Das andere ist bekannt unter dem Namen Akamana, d. h. böse Gesinnung (bad mind). Das Präfix „Aka" bedeutet „schlecht" (bad) und ist dasselbe, wie unser englisches Wort »ache« in »headache« (Kopfschmerzen).

Dieses führt uns zum dritten Teil unseres Vortrages, nämlich zur Moralphilosophie Zoroasters.

Bevor ich indessen zu diesem Gegenstande übergehe, will ich unter dem Abschnitt der spekulativen Philosophie ein paar andere Lehren des Zoroastrianismus berühren, weil der Glaube an diese Lehren in hohem Maße notwendig ist für den Glauben an die Wahrheit moralischer Grundsätze.

Die zoroastrische Religion glaubt an ein zukünftiges Leben. Die Avesta-Urkunden von Hadokht Nuskh und des 19. Kapitels des Vendidad und die Pehelvibücher von Minokherad und Viraf-nameh handeln von dem Schicksal der Seele nach dem Tode. Das letzterwähnte Buch enthält eine Schilderung der Reise Arda-Virafs durch die himmlischen Regionen. Diese Erzählung entspricht derjenigen von der Auffahrt des Propheten Jesaia. Seine Begriffe von Himmel und Hölle entsprechen in gewissem Maße den christlichen Begriffen bezüglich derselben.

Nach Dr. Haug zeigt die Beschreibung der Hölle, sowie einiges von der Strafe, welche die Gottlosen dort erdulden, eine überraschende Ähnlichkeit mit dem, was sich in der „Hölle" des italienischen Poeten Dante findet. Der Zoroastrianismus glaubt also an die Unsterblichkeit der Seele.

Eine Pflanze, genannt der Homa-i-saphid oder weiße Homa, ein Name, welcher dem indischen Soma der Hindus entspricht, wird als Sinnbild der Unsterblichkeit unserer Seele angesehen. Nach Dr. Windischmans und Professor Max Müller erinnert uns diese Pflanze an den „Baum des Lebens" in dem Garten zu Eden.

Wie in den christlichen Urkunden der Weg zum Baume des Lebens streng bewacht wird durch die Cherubim, so wird in den zoroastrischen der Homa-i-saphid oder die Pflanze, welche das Sinnbild der Unsterblichkeit ist, bewacht durch unzählige Fravashis, d. h. Schutzgeister (guardian spirits). Die Zahl dieser Schutzgeister beträgt nach verschiedenen Büchern 99 999. Gleicherweise sagen die muhammedanischen Schriften, daß sich im Himmel nahe dem Sitze des Allmächtigen ein Baum Namens „Lidra" oder „Lotus" befindet und daß derselbe bewacht wird durch 70 000 Engel. Indessen ist die Beziehung dieses Baumes zur Unsterblichkeit der Seele nicht besonders erwähnt.

In dem Avesta und in den späteren Pehelvi-Schriften ist dieser Frage nach der Unsterblichkeit der Seele eine große Wichtigkeit zugemessen, weil der Glaube an dieses Dogma wesentlich ist für die Aufstellung von Moralprinzipien. Das ganze Bauwerk unserer moralischen Natur ruht auf demselben als auf einem Fundamente.

Dr. Thomas Dick sagt in seiner »Philosophy of Future State« sehr richtig: „Dies ist eine Untersuchung, welche weit interessanter und wichtiger ist für jegliches menschliche Individuum, als jede andere, welche in den Bereich des menschlichen Geistes gelangt. Nächst dem Dasein eines Gottes liegt die Lehre von der Unsterblichkeit des Menschen auf dem Grunde

aller Religion und all der belebenden Aussichten, welche uns ermutigen können in dem Lande unserer Pilgerschaft. Nimm dem Geiste den Glauben an ein zukünftiges Dasein und die Hoffnung der Unsterblichkeit: und — Religion wird ein Schatten, Leben ein Traum, und die Annäherung des Todes eine Scene der Dunkelheit und Trostlosigkeit.

An dieser kurzen Frage: „Ist der Mensch unsterblich, oder ist er es nicht?" hängt alles, was wertvoll ist in Wissenschaft, in moralischen Dingen und in der Theologie — und alles, was den Menschen am meisten angeht als gesellschaftliches Wesen und als verständige und verantwortliche Intelligenz.

Ist er bestimmt zu einem ewigen Dasein, so muß allen seinen Gemütsbewegungen, Handlungen und Bestrebungen eine unermeßliche Bedeutung eignen; und es muß eine Sache von unendlichem Gewicht sein, daß jene in ein Geleise geleitet werden, welches dazu angethan ist, ihn auf sicherer Bahn den Seligkeiten einer zukünftigen Welt entgegen zu führen.

Ist dagegen sein ganzes Dasein umgrenzt durch den Kreis weniger flüchtiger Jahre, — dann steht der Mensch da als ein Rätsel, ein unerklärliches Phänomen im Universum, das menschliche Leben als ein Geheimnis, die Welt als eine Schaubühne der Verwirrung, die Tugend als ein Phantom, der Schöpfer als ein launisches Wesen, die Pläne und Einrichtungen desselben als ein unentwirrbares Durcheinander.

Ich wiederhole: der Zoroastrianismus glaubt an Himmel und Hölle. Der Himmel heißt im Avesta Vahishta-ahu. Dieses bedeutet wörtlich das beste Leben.

Später ist dieses Wort mit einer kleinen Veränderung zusammengezogen worden in das Persische „Behesht," welches der Superlativ von „Beh" (= good, gut) ist und genau dem englischen Worte »best« (best) entspricht.

Die Hölle trägt den Namen „Achishta-ahu". Der Himmel wird dargestellt als ein Ort des strahlenden Glanzes und der Herrlichkeit, die Hölle als derjenige trüben Dunkels und Gestankes.

Zwischen Himmel und Hölle wird eine Brücke gedacht mit Namen „Chinvat". Dieses Wort — von der arischen Wurzel „chi" = aufspicken, sammeln — bedeutet den Platz, wo die Seele des Menschen eine Gesamtrechenschaft abzulegen hat von den Handlungen des vergangenen Lebens. Diese Brücke erinnert an eine solche, welche bei den Muhammedanern „Alvirat" genannt wird.

Nach den Parsen-Schriften weilt die Seele des Menschen noch drei Tage nach dessen Tode innerhalb der Grenzen dieser Welt unter der Führung des Engels „Srosh". War der Verstorbene ein frommer Mensch oder ein Mensch, welcher ein tugendhaftes Leben führte, so spricht seine Seele die Worte „Ushtâ-Ahmâi Yahmâi Ushta-kahmai-chi", d. h. „Wohl dem, durch den das, was sein Vorteil ist, der Vorteil eines andern wird." War er ein gottloser Mensch, oder ein solcher, welcher ein schlechtes Leben führte, so spricht seine Seele die klagenden Worte: „Kâm Nemoi Zâm? Kuthrâ nemo ayeni?" d. h. „Zu welchem Lande soll ich mich wenden? Wohin soll ich gehen?"

Bei der Dämmerung der dritten Nacht erscheinen die abgeschiedenen Seelen an der „Chinvat-Brücke". Diese Brücke wird bewacht durch den

Engel Meher Dâver, d. h. Meher der Richter. Er führt hier den Vorsitz und, wie bei einem Richter, hat er als Beisitzer die Engel Rashné und Astâd, von denen der erstere die Gerechtigkeit, der letztere die Treue (truth) vertritt.

An dieser Brücke und vor dem Engel Meher hat die Seele eines jeden Menschen Rechenschaft abzulegen von den Handlungen des vergangenen Lebens.

Meher Dâver, der Richter, wägt die Handlungen des Menschen auf einer Wagschale.

Ueberwiegen die guten Handlungen desselben die bösen, wenn auch nur um ein Geringes, so wird ihm gestattet, über die Brücke zum Himmel zu gehen.

Ueberwiegen dagegen die bösen Handlungen desselben die guten, sei's auch nur um ein Geringes, so darf er nicht über die Brücke gehen, sondern wird in die Tiefe des Abgrundes der Hölle hinabgeschleudert.

Halten seine verdienstlichen und seine schlechten Handlungen einander die Wage, so wird er an einen Ort geschickt, welcher „Hamast-gehan" heißt und dem christlichen Fegefeuer, sowie dem muhammedanischen „Acraf" entspricht.

Die verdienstlichen Thaten seines vergangenen Lebens bewahren ihn vor Hölle, seine schlechten Handlungen lassen ihn nicht zum Himmel gehen.

Die Seele verbleibt in den bezeichneten Lagen bis zum Tage des Frasho-Kereti. Der erste Teil dieses Wortes, „Frasha" ist dasselbe wie das deutsche „frisch" und das englische »fresh«; der zweite kommt von der Wurzel Kar = lateinisch creare = französisch créer = schaffen. Das ganze Wort bedeutet „die neue Schöpfung."

Demnach glaubt der Zoroastrianismus gleicherweise an „Fresho-Kerti," d. h. die Auferstehung oder die „Erneuerung der Welt," welche eines der Hauptdogmen der christlichen, der jüdischen und der muhammedanischen Religion ist. Dies ist eine alte Lehre zoroastrischer Urkunden.

Dr. Haug sagt über diesen Punkt: „Daß die Auferstehung vom Tode eine gemeinsame Glaubensüberzeugung der Magier war und zwar lange vor dem Beginn unserer Aera, ist aus dem Bericht des Theopompos zu ersehen."

Von dem griechischen Schriftsteller und Philosophen Hermippos, welcher im dritten Jahrhundert vor Chr. lebte, berichtet Plutarch, er sage, daß „die Magier glaubten, daß am Ende „Areimanios" (Ahriman) untergehen müsse, und die Menschheit sich eines beglückten Lebens zu erfreuen haben werde. Die Menschen werden weder der Nahrung mehr bedürftig sein, noch werden sie Schatten werfen, die Toten stehen auf, die Menschen werden unsterblich sein, und jegliche Sache wird auf ihr Bitten verwirklicht werden."

Nach Dr. Haug „entspricht dieser Glaube an die Auferstehung vollständig dem Geiste und der Richtung der Parsi-Religion. Alles Leben der guten Schöpfung, besonders dasjenige des Menschen, und zwar sowohl das körperliche, als das geistige, ist ein geheiligtes Pfand, von Gott dem Menschen anvertraut, welcher seinerseits seinen Körper freihalten muß von Unreinigkeit und seine Seele von Sünde. Wenn der Tod (im natürlichen Verlauf) den Körper zerstört, so ist dies nicht die Schuld des Menschen:

dieser fällt vielmehr einem unerbittlichen Verhängnisse. Aber es wird als die Pflicht Gottes betrachtet, welcher der Erhalter alles Lebens ist, alles Leben, welches dem Tode zur Beute geworden ist, wiederherzustellen, den Erzfeind des menschlichen Lebens zu vernichten und so das Leben zu einem immer dauernden zu machen. Dieses geschieht im Zeitpunkte der Auferstehung."

Wir ersehen aus diesen Betrachtungen, daß nach den zoroastrischen Schriften ein frommer Mann oder ein Mann, welcher ein moralisches Leben führt, über die „Chinvat-Brücke" zum Himmel gehen darf, während der Gottlose oder unmoralische Mensch der Hölle überliefert wird.

Und nun: was ist es, das nach dem Zoroastrianismus ein moralisches Leben ausmacht? Dieses führt uns geradeswegs zu dem dritten Teile unseres Vortrags, nämlich zur Moralphilosophie der parsischen Religion.

III. Moralphilosophie.

Herr Harlez spricht sich in der Einleitung zu seiner französischen Übersetzung des Avesta folgendermaßen aus:

„Die Mazdianische Religion unterscheidet sich von allen andern alten Religionen dadurch, daß sie eine systematische und auf philosophische Prinzipien gegründete Moral besitzt." — Lassen Sie uns sehen, in welcher Weise dieselbe aufgebaut und auf philosophische Prinzipien gegründet ist!

Der verstorbene Dr. Haug erkannte richtig, daß „die Moralphilosophie Zoroasters sich in der Dreiheit des Gedankens (thought), des Wortes und der That bewegte."

Diese drei Worte bilden gleichsam die Angel, auf welcher sich der Moralaufbau des Zoroastrianismus dreht. Sie sind das Fundament, auf welchem das ganze Gebäude der zoroastrischen Moralität ruht.

Wir haben gesehen, daß zwei Prinzipien der menschlichen Natur eignen (are inherent), nämlich Vohumana und Akamana, die gute Gesinnung und die böse Gesinnung. Diese beiden Prinzipien nun üben ihren Einfluß aus auf des Menschen manashni, gavashni und kunashni, d. h. auf des Menschen Gedanken, Worte und Thaten.

Herrscht der Einfluß des ersteren d. h. der guten Gesinnung (goodmind) vor, so werden unsere Gedanken, Worte und Thaten humata (gute Gedanken), hukhta (gute Worte) und hvarshta (gute Thaten); unter der Übermacht des letztern dagegen, nämlich der bösen Gesinnung (evilmind), gestalten sie sich zu dushmata (bösen Gedanken), duzukhta (bösen Worten) und duzvarshta (bösen Thaten).

Das Präfix „hu" in der ersteren Wortreihe entspricht dem griechischen «eu» (wie in eulogium, euphony). Das Präfix „dush" in der zweiten dem lateinischen «dis» (wie in dislike, disapprove).

Das 5. Kapitel des Vendidad giebt nun gleichsam eine kurze Begriffsbestimmung von dem, was Moralität oder Frömmigkeit sei. Da sagt vor allem der Verfasser: „Yaos dâo Mashiyâi aipi Zânthem-vahishtâ," d. h. wie Dr. Spiegel es wiedergiebt: „Reinheit ist für den Menschen, nachdem er geboren ist (after birth), die wertvollste Sache."

Dies darf man als das Motto der zoroastrischen Religion bezeichnen. Deshalb sagt Herr Harlez sehr treffend, daß nach den zoroastrischen Schriften „der Begriff des Wortes Tugend" aufgeht in denjenigen des

Wortes „Asha". Dieses Wort ist dasselbe, wie das „rita" des Sanskrit, welches dem englischen «right» entspricht. Es bedeutet demnach Rechtschaffenheit, Frömmigkeit oder Reinheit. Darauf giebt der Verfasser eine kurze Erklärung der Frömmigkeit (piety). Dieselbe lautet: „Die Bewahrung von humata, hukhta und hvarshta, d. h. guter Gedanken, guter Worte und guter Thaten, ist Frömmigkeit."

In diesen drei markigen Worten humata, hukhta und hvarshta ist sozusagen die ganze Moralphilosophie der zoroastrischen Schriften zusammengefaßt.

Ist Dir also erwünscht, ein frommes und moralisches Leben zu führen und so dem Engel Meher Dâver, welcher die Thore des Himmels bewacht, eine klare Rechnung vorzulegen, so übe diese drei. Denke an nichts, als an die Redlichkeit (truth), sprich nichts, als die Wahrheit (truth), thue nichts, als was ziemlich ist!

Kurz, was die Lehre der zoroastrischen Moralphilosophie in diesem Punkte aufstellt, ist, daß Deine guten Gedanken, Deine guten Worte und Deine guten Thaten allein Deine Fürsprecher sein werden.

Nichts weiteres wird gefordert werden. Sie allein werden Dir ein zuverlässiger Lotse zum Hafen des Himmels sein, ein sicherer Führer zum Thore des Paradieses.

Der folgende Dialog, welcher sich im Pehelvi Pandnameh von Buzurche-Meher befindet, zeigt in knapper Form, welches Gewicht jenen drei Schlagwörtern (pithy words) in dem Moralkodex der Zoroastrianer beigelegt wird.

Frage. Wer ist der glücklichste Mensch in der Welt?

Antwort. Derjenige, welcher der unschuldigste ist.

Frage. Wer ist der unschuldigste Mensch in der Welt?

Antwort. Derjenige, welcher wandelt auf dem Pfade Gottes und den Pfad des Teufels meidet.

Frage. Was ist der Pfad Gottes, und was ist der Pfad des Teufels?

Antwort. Tugend ist der Pfad Gottes, und Laster derjenige des Teufels.

Frage. Worin besteht die Tugend, und worin das Laster?

Antwort. Humata, hukhta und hvarshta, d. h. gute Gedanken, gute Worte und gute Thaten sind Tugend; dushmata, duzukhta und duzvarshta, d. h. böse Gedanken, böse Worte und böse Thaten sind Laster.

Frage. Worin äußern sich humata, hukhta und hvarshta, d. h. gute Gedanken, gute Worte und gute Thaten, und worin dushmata, duzakhta und duzvarshta, d. h. böse Gedanken, böse Worte und böse Thaten?

Antwort. Ehrbarkeit, Menschenliebe und Redlichkeit machen erstere, Unsittlichkeit, Geiz und Betrug letztere aus.

Aus diesem Dialoge ist zu ersehen, daß ein Mann, welcher humata, hukhta und hvarshta, d. h. gute Gedanken, gute Worte und gute Thaten erwirbt und infolge davon Ehrbarkeit, Menschenliebe und Redlichkeit übt, als ein solcher betrachtet wird, welcher auf dem Pfade Gottes wandelt und daher der unschuldigste und glücklichste Mensch ist.

Ebenso erhellt daraus, daß Ehrbarkeit, Menschenliebe und Redlichkeit

von den Parsen gleichsam als die drei Kardinaltugenden angesehen werden. Diese Tugenden werden an vielen Stellen des Zend-Avesta und späterer Pehelvibücher eingeschärft. —

Dr. Haug sagt, indem er von dem hier berührten Punkte der Menschenliebe (Liebesthätigkeit) spricht und Bezug nimmt auf die Vorschriften des Virafnameh und Minokherad: „Sie wird von den Zoroastrianern als die höchste Tugend angesehen, welcher Umstand die fürstlichen Schenkungen erklärt, welche seitens der Parsen bis auf den heutigen Tag für öffentliche Zwecke gemacht werden."

Im Vendidad werden drei Arten von Liebesthätigkeit als verdienstlich besonders erwähnt: I. Den Armen mit Geld zu unterstützen. II. Einem Menschen zum Heiraten behülflich zu sein und ihn so zu befähigen, ein friedliches und achtbares Leben zu führen. III. Denjenigen eine Erziehung zu teil werden zu lassen, welche darnach streben.

Wer auf die lange Liste von Liebeswerken der Parsen, vor allem auf die jenes Fürsten parsischer Liebesthätigkeit, des ersten Parsi-Baronets blickt, wird finden, daß diese drei Arten werkthätiger Liebe besonders ins Auge gefaßt werden.

Was die dritte Tugend der truthfulness (Lauterkeit, Wahrhaftigkeit) angeht, so waren es drei Dinge, welche den alten Persern zuerst eingeprägt wurden: ein guter Reiter zu sein, ein guter Bogenschütz und die Wahrheit zu reden.

Ferner sind die Parsi-Schriften überreich an Vorschriften, welche einen Parsen lehren, seinen Nächsten zu lieben, wie er sich selbst liebt. Dies ist ebenfalls eine christliche Lehre. Es tritt sehr kräftig hervor in dem Umstande, daß der Parse in einem kleinen Gebete, Tandarusti benannt, welches er am Schlusse seiner gewohnten Gebete spricht, den Allmächtigen anfleht, seine Segnungen zu verleihen zunächst seinem Fürsten, sodann seinen Landsleuten und schließlich ihm selbst, seinen Eltern, seinem Weibe, seinen Kindern und andern Angehörigen, die er namentlich aufzählt.

Er bittet aber den Allmächtigen in den folgenden Worten, welche, obgleich in modernem Persisch geschrieben, leicht verständlich sind für diejenigen, welche die hindustanische Sprache verstehen:

„Yâ bâri Khodâ Khodâvand-i-âlamrâ, hamé Anjumanrâ dér bédâr, ꝛc."
d. h.: „O allmächtiger Gott! Verleihe Deine Segnungen meinem Fürsten, meinen Landsleuten, mir selbst ꝛc."

Indem ich jetzt zum Schlusse meines Vortrags komme, will ich noch zwei gelehrte Schriftsteller sprechen lassen betreffs des Einflusses, welcher durch die Schriften des Parsen-Gesetzgebers auf das Volk seiner Zeit ausgeübt wurde.

Gelegentlich der Erwägung der großen philosophischen Gedanken, welche in den zoroastrischen Schriften zum Ausdruck gekommen sind, sagt Dr. Haug von dem Urheber (Founder) derselben: „Rücksichtlich der frühen Zeit, in welcher er gelebt haben muß — lange bevor die Griechen mit irgend etwas, wie philosophische Spekulation, bekannt waren — dürfen wir nicht erwarten, daß er ein geschlossenes und völlig entwickeltes System philosophischer Gedanken aufgestellt hätte, — was auch nicht einmal von Plato gesagt werden kann.

Allein die wenigen philosophischen Ideen, welche in seinen Aussprüchen

entdeckbar sein mögen, zeigen, daß er ein großer und tiefer Denker war, welcher weit über seinen Zeitgenossen stand und sogar über den erleuchtetsten Männern mancher späterer Jahrhunderte.

Der große Ruf, den er genoß, und zwar gerade bei den alten Griechen und Römern, welche so stolz waren auf ihre Gelehrsamkeit und Weisheit, ist ein hinreichender Beweis der hohen und hervorragenden Stellung, welche er einst in der Geschichte des Fortschrittes des menschlichen Geistes eingenommen haben muß."

Gelegentlich einer Betrachtung der moralischen Begriffe, welche in den zoroastrischen Schriften eingeprägt werden, schreibt Mr. Francis Power Cobbe in seinen »Studies new and old of ethical und social subjects« von dem Gründer der Religion: „Sollte es uns in einer zukünftigen Welt gestattet sein, erhabene Unterredung zu pflegen mit großen Abgeschiedenen, dann dürfte sich ereignen, daß wir in diesem baktrischen Weisen, welcher lebte und lehrte fast vor dem Morgengrauen der Geschichte, den geistigen Erzvater finden, dessen Lehren wir einen so großen Teil unserer intellektuellen Erbschaft verdanken, so daß wir schwer begreifen möchten, was der menschliche Glaube jetzt sein würde, wenn Zoroaster niemals gelebt hätte."

Diese Ansicht hat sich auch Miß Francis Cobbe in ihren »Essays moral and physical« zu eigen gemacht. —

Der Vortragende schloß, wie die „Bombay-Gazette" hinzufügt, indem er Seiner Excellenz dankte für die Güte und die Ehre, die dieser ihm dadurch bewiesen habe, daß derselbe bei dieser Gelegenheit den Vorsitz übernahm. Er betrachte dieses als eine Ehre für die ganze Parsengemeinschaft und schrieb das Erscheinen Seiner Excellenz dessen Wunsche zu, alles kennen zu lernen, was diejenigen betreffe, die sich unter der Regierung Seiner Excellenz befinden.

Der Vortragende sprach weiter der Versammlung seinen besten Dank aus. Darauf sagte der Gouverneur: „Meine Herren! Der gelehrte Vortragende hat mein Erscheinen in dieser Versammlung in allzu ehrenden Ausdrücken hervorgehoben, da ich es nur für meine Pflicht erachtete, hier zu sein, nachdem ich so herzlich eingeladen worden war, und es auch für mich selbst eine große Freude war, sowohl hierherzukommen, als meine Hochachtung dieser Körperschaft zu bezeigen, wie auch Nutzen zu ziehen aus dem so sehr durchsichtigen Vortrage, den wir gehört haben.

Ich bin versichert, Ihnen allen muß sich das Gefühl aufgedrängt haben, es sei ehrenvoll für die Bekenner dieser alten Religion, daß sie kein Geheimnis aus derselben machen, sich vielmehr freuen, ihren Mitbürgern die Grundsätze darzulegen, nach denen sie ihr Leben führen und auf die sie ihren Glauben gründen.

Natürlicherweise müssen wir alle unsere eigene Religion lieben, von welcher wir erachten, daß sie die beste sei.

Gleichzeitig indessen können wir — wie ich denke — nicht ohne Vergnügen die Gemeinschaft der Quelle verfolgen, aus welcher die Prinzipien aller unserer Religionen hervorgeflossen sind — und noch mehr diejenigen Glaubensüberzeugungen (sentiments), welche wir gemeinsam besitzen.

Ich bin sicher, sagen zu dürfen, daß, mögen wir immerhin die Prinzipien unserer eigenen Religion über alles hoch halten, wir doch die hohen Grundsätze ehren müssen, welche uns als herrschend in der Parsen-Religion dargelegt worden sind. Ja, ich denke, ich darf soweit gehen auszusprechen, daß wir in den Handlungen des Parsenstammes die Treue gegenüber diesen Grundsätzen wiederfinden.

Es sind in dieser großen Versammlung, wie ich annehme, Vertreter einer großen Zahl von Rassen und Glaubensgemeinschaften, und ich zweifle nicht, daß ich

denjenigen Gefühlen Ausdruck gegeben habe, welche dieselben hierher geführt und mit denen sie diesem Vortrage zugehört haben.

Ich hoffe, die Wirkung unserer heutigen Abendversammlung werde die Bande, welche uns vereinigen, fester schlingen: die Achtung, mit welcher wir einander betrachten und insbesondere diejenige Hochachtung, welche wir für diese Gemeinschaft hegen, welche soviel für unsere gemeinschaftliche Bevölkerung geleistet hat." —

Das japanische Sternenfest.

Tanabata-no-sekku.

Von Pfarrer **Spinner** in Tokyo.

Was sich als Überrest von volkstümlichem Gestirndienst noch in Japan findet, ist chinesischen Ursprungs. Ob es einer wissenschaftlich-kritischen Yamatologie je gelingen wird, festzustellen, was die ureigenen siderischen Ideen Japans gewesen sind, ist deshalb unwahrscheinlich, weil vorhistorische Beziehungen zwischen Japan und China bestanden haben müssen und die Invasion des Buddhismus in Japan (seit Mitte des 6. Jahrhunderts) nicht nur den ursprünglichen Schintoismus aufs gründlichste mit chinesisch-indischen Vorstellungen vermischte, sondern wahrscheinlich selbst die ältesten noch vorhandenen Quellen über Japans Mythologie und Sagengeschichte mit fremden Elementen infizierte. Heutzutage begegnen wir in Japan der Thatsache, daß alles wirklich Volkstümliche auf dem Gebiete religiöser Feste chinesisch-buddhistischen Ursprungs ist. Den Schintoismus, dessen Wiedererneuerung sich die regierenden Kreise aus politischen Motiven so angelegen sein ließen, giebt das Volk ohne Bedauern preis, nicht so den Buddhismus, der es verstanden, fast noch mehr durch seine dem Volke angepaßten Schöpfungen als durch seine religiösen Ideen, die tiefsten Wurzeln im japanesischen Volksgemüt zu treiben. Grade das Tanabata-no-sekku, das Sternenfest, zeigt uns, wie der japanische Buddhismus es versteht, drei der konstitutiven Elemente japanischen Volkscharakters: Sinn für Natur, für Poesie und Familienleben zu benutzen.

Tanabata-no-sekku, das Fest der Vega, auch Ama(e)-no-gawa-no-sekku, das Fest des himmlischen Flusses (Milchstraße oder Seiseki, Sternabend), hat in China wie in Japan Stoff zu reicher poetischer Litteratur gegeben, und viele der Ama-no-gawa-Lieder sind unter dem japanischen Volke lebendig, werden sie doch beim alljährlichen Feste im Gedächtnisse wieder aufgefrischt, Im folgenden beschränke ich mich auf die Darstellung des Festes in Japan, die allein mir bekannt ist.

Früher feierte man Tanabata-no-sekku überall im Beginn des Herbstes. Mit Einführung des neuen Kalenders (1873) stimmte das bisherige, chinesische Datum für das Fest, 7. Tag des 7. Monats, nicht mehr. Man fuhr in konservativen Kreisen besonders unter der Bauernsame im Innern der Hauptinsel und auf Shikoku fort, das Datum nach dem alten, 602 n. Chr. von China her eingeführten Mondkalender zu berechnen; die übrige Bevölkerung des Landes — in den Städten wird das Fest seltener gefeiert — schloß sich dem neuen Kalender (7. Juli) an. Dieser Mangel an Übereinstimmung wirkt lähmend.

Kritische Geister fragen, ob es denn möglich sei, daß die dem Feste

zu Grunde liegende jährliche Zusammenkunft der Götter seit 1873 zweimal stattfinde. Dies ist nur eins von vielen Beispielen verhängnisvoller Konsequenz von an sich religiös indifferenten Reformen. Die Energie in der Festfeier weist denn auch schon einen bedenklichen Rückgang auf, und lange wird es wohl nicht mehr dauern, da man die Spuren des Ama-no-gawa matsuri [1]) nur noch an abgelegenen Orten, vor allem auf der ethnologisch interessanten Insel Shikoku findet. Um so mehr dürfte eine Schilderung desselben gerechtfertigt sein.

Die mythologische Vorstellung, die dem Feste zu Grunde liegt, ist folgende:

Am Abend des 7. Tages vom 7. Monate wird durch eine Schar Kasasagi, Elstern, eine Brücke gebaut, die über den Fluß des Himmels führt (Kasasagi-no-hashi). Hier kommt dies einzige Mal im Jahr das Paar Kengyu und Shokujo, der Hirt und die Weberin, zusammen. Sie beide sind Personifikationen von Sternen. Kengyu oder Tanabata-hiko ist der Stern in Aquila (wohl Attair) bei der Milchstraße, Shokujo gleich Tanabata [2]), die Weberin, ist die Vega in der Leier ebenfalls nahe der Milchstraße. Man nennt das Fest deshalb auch: Kengyu-shokujo-no-kwaigo, Zusammenkunft von Hirte und Weberin. [3]) Selbstverständlich hält sich die Festpoesie nur an die Personifikationen; sie preist das Glück der Götter und thut es in Bezug auf diese Zusammenkunft nicht immer frei von sensualistischen Motiven. Göttliche Ewigkeit und Unveränderlichkeit wird zur menschlichen Vergänglichkeit und Veränderlichkeit in den dem Buddhismus so geläufigen Gegensatz gestellt. „Wundere dich nicht," heißt es in einem Liede, „daß die Himmlischen so selten zusammenkommen. Besser ist das, denn der Menschen Los, bei denen das Glück bald ein Ende nimmt und nie mehr wiederkehrt." Nur diese Festlieder sind japanisch, die Mythologie ist chinesisch.

Die Schilderung des Festes gebe ich auf Grundlage zuverlässiger Informationen und eigener Anschauung. Ich wiederhole, daß das Fest nicht mehr wie früher mit allgemeiner Beteiligung gefeiert wird. Auch erlaubt man sich vielerorts „Kürzungen". In solch abgekürzter Form hat es Prof. Rein in Owari kennen gelernt [4]).

In der Nacht vom 6. auf den 7. des 7. Monats pflegt die freudige Erwartung japanische Kinder wenig schlafen zu lassen an Orten, wo die Civilisation des Westens mit der Naturpoesie noch nicht aufgeräumt. Zwischen 2 und 3 Uhr stehen die Kleinen auf und gehen mit einem hölzernen Theebrett (Bon) und einem kleinen Gefäß in den Händen von Hause weg, holen Freunde ab und wandern in der Morgendämmerung nach dem Reisfelde. Sie schütteln, durch die Reihen gehend, den Morgentau von den Reispflanzen in das Bon und, sobald dies gefüllt ist, leeren sie es in das Gefäß. Heute darf kein Bauer schelten ob dem Besuch der jugendlichen

---

[1]) Matsuri hier gleichbedeutend mit sekku.

[2]) Auch Orihime genannt, oder in Bezug auf das Sternbild des Stieres, in dem sie ihren Sitz hat, Ginjo (Kuhfrau).

[3]) Im übrigen verweise ich auf Hoffmann in Th. Fr. von Siebolds Nippon V, 5 S. 108, Leyden 1852, und eine Mitteilung von F. V. Dickins in Bird, Unbeaten Tracks in Japan I, 373.

[4]) Rein, Japan. Leipzig 1881. S. 509.

Taufammler, ſtehen dieſe doch unter dem beſondern Schutz der Gottheit. Haben ſie genug geſammelt, ſo kehren ſie heim, denn zu Hauſe wartet man ihrer. Man hat unterdeſſen die Papierſchnitzel von fünf verſchiedenen Farben (weiß, rot, gelb, grün, blau) und die Krone eines Bambusrohres von 2—3 Sun (1 Sun = 1,19 engliſche Zoll) zurecht gemacht. Mit dem Tau, dem reinen Himmelswaſſer, bereitet man flüſſigen Tuſch auf dem Suzuri (Stein zum Abreiben des Tuſches), und nun ſchreibt die ganze Familie die herkömmlichen religiöſen Lieder zu Ehren der Himmelsgötter; ſelbſt das kleinſte Kind iſt nicht ausgeſchloſſen. Man giebt ihm den Pinſel, führt ihm das Händchen, damit es wenigſtens das Wort: Tanabata fertig bringt. Die bei dieſem Anlaſſe verwendeten religiöſen Lieder ſind ſehr zahlreich; man nennt ſie die Lieder vom ſiebenten Abend, oder auch: Tanabata no Uta, Lieder zu Ehren der Tanabata. Die Papierchen hängt man an die Zweige der Bambuskrone, nimmt zwei große Blätter des Kashi (Eiche), beſchreibt ſie mit je einem Liede, wickelt ſie in Papier und bindet dies am Bambusſtamme an und zwar an der Stelle, wo die Krone beginnt. Die Schnur, deren man ſich dazu bedient, iſt die Mizu-hiki [1]). Der bunte Baum kommt hierauf in den Garten zu ſtehen. Einen Opfertiſch ſtellt man auf die Veranda des Hauſes, dem Baum gegenüber. Das Opfer beſteht in: Somen (Fadennudeln), Naſubi (Eierpflanze), Saſage (lange Bohne), Dango (Reisteig, den man in Waſſer gekocht), Sui-kuwa (Waſſermelone), Waſſer in einer Taſſe. In letzteres taucht man Bambusblätter.

Bis zum ſpäten Abend unterhält ſich die Familie in froheſter Stimmung beim Opfertiſch. Eine ganz beſondere Freude macht es ihr, in dem Opferwaſſer die Sterne ſich ſpiegeln zu ſehen, Tanabata auf Erden zu begrüßen, Mädchen und Frauen nehmen ihre Nähnadel mit Faden, „durchſtechen" die im Opferwaſſer ſich ſpiegelnden Sterne und reihen ſie gleichſam an eine Sternenſchnur. Man ſagt, je mehr Sterne durchſtochen ſind, um ſo geſchickter wird die Nähterin werden. Die Weberin breitet bunte Seidenfäden aus. Am Abend, mancherorts am Morgen des folgenden Tages wirft man den Bambus (Tanabata-dake) mit dem Papier (Irogami = buntes Papier) in einen Bach oder Fluß [2]), und damit endet der letzte Akt des Feſtes. Letzten Sommer habe ich an einigen Stellen im Kuwantô [3]) den Tanabata-dake mit den halbverblichenen Papierchen auf dem Felde ſtehen ſehen und daraus geſchloſſen, daß der Bambus aus dem Waſſer genommen und in der Abſicht, dem Felde beſondern Segen zuzuwenden, wieder ins Erdreich geſteckt wird. Es iſt vielerorts Sitte, einzelne der Papierſtreifen im Hauſe zurückzubehalten und am Spinnrade zu befeſtigen. Man glaubt, daß ſie die Fertigkeit der Spinnerin erhöhen.

Das Totoſaijiki [4]) (Beſchreibung der in Yedo jährlich wiederkehrenden Feſte) hat über das Tanabata-no-ſekku folgende Notizen: Die Daimio [5]) gehen

---

[1]) Von weißer und roter Farbe, wird auch zum Verpacken von Geſchenken benutzt.

[2]) Ebenfalls eine ſymboliſche Handlung. Das ganze Feſt iſt zu Ehren des Ama-no-gawa (Himmelsfluſſes, Milchſtraße) veranſtaltet. Deshalb wird die irdiſche bunte Pracht, ein Abglanz der himmliſchen, ſchließlich mit dem irdiſchen Fluſſe in Verbindung gebracht.

[3]) Die Ebene öſtlich vom Hakonepaß, acht Provinzen umfaſſend, Flußgebiet des Tonegawa.

[4]) 5 Bde. Yedo. 9. Jahr der Periode Tempo (1839). Bd. 4. S. 1 ff.

[5]) Gemeint ſind die zur Zeit in Yedo anweſenden.

mit der Shiro Katabira, dem dünnen, weißen Sommerkleide, angethan zum Shogun, ihm zu gratulieren. Am Abend dieses Festes opfern Angesehene und Niedere dem Nishei, Zweigestirn (ni = 2, shei = Gestirn, d. h. den zwei Göttern, die am Ama-no-gawa zusammenkommen); unter anderem bringen sie Lieder dar. In allen Häusern ißt man kalte Somen (Fadennudeln). Auch die Bewohnerinnen des Yoshiwara feiern das Matsuri (Fest). Im Temmangu (dem berühmten Schintotempel im Distrikt Kameido, Tokyo) findet die Tanabata-waka-renka-kuwai statt (waka und renka sind Formen japanischer Lieder, kuwai = Versammlung). In den (buddhistischen) Tempeln der östlichen (higashi) und westlichen (nishi) Hongwanji-Sekte in Asakusa und Tsukiji in Yedo findet eine Ausstellung von Blumenbouquets statt und ebenso in Rio Hongwanji und Rokakudo-ike-no-bo in Kioto. Das geschieht zu Ehren der Giujo (Kuhfrau, giu = Kuh, jo = Frau; die Göttin, die an diesem Tage im Ama-no-gawa mit ihrem himmlischen Gemahl zusammentrifft, identisch mit Shokujo).

Als Vorbereitung zum Festtag, erzählt das Totosaiiiki, steckt jedes Haus am Morgen des 6. Tages im 7. Monat Bambusstämme von mehr als Haushöhe in den Straßenrand und verziert ihre Krone. Dazu verfertigt man allerhand Spielzeug und befestigt es zum Gaudium der Leute hoch oben am Bambus. Unwillig setzt der Verfasser hinzu: „Dies ist aber Zuthat der Neuzeit."

Im Shinto myōmoku ruishiyū shô [1]) (vol. VI. pag. 6) findet sich über Amanogawa folgende Stelle: „Ama no yasu gawa, so wird die Ginga (Silberstraße) am Himmel genannt. Auch der Fluß, welcher um die Residenz (Kioto) fließt, hat denselben Namen, weil die Residenz mit dem Himmel verglichen wird. So wird der kaiserliche Hof Kumo no uye (über den Wolken) und die Personen des Hofes: Kumonouyebito, die Leute über den Wolken, genannt. Shindainomaki [2]) berichtet: Kagutsuchi [3]) wurde in drei Stücke gehauen, und jedes der Stücke wurde zu einem Gotte. Das Blut, welches damals von der Klinge des Schwertes herabtröpfelte, wurde zu den 500 Steinchen auf der Kawara (Sandbank) des Amanoyasugawa (identisch mit Amanogawa). Durch Amanoyasugawa getrennt, standen (die Sonnengöttin) Amaterasuô mikoto und Sosanonomikoto einander gegenüber und schwuren [4]). Die 500 Steinchen im Amanoyasugawa deuten vielleicht die Sterne an, und mit Amanoyasugawa ist hier die Silberstraße am Himmel gemeint." Der Verfasser setzt gläubig hinzu: „Amanoyasugawa dagegen, durch welchen Amaterasu und Sosano getrennt wurden, ist der Fluß, welcher an der Residenz [5]) vorbeifließt."

Noch möchte ich hinzufügen, daß nach einer schintoistischen Quelle

---

[1]) Shinto-kami no mihi, Weg der Götter, Schintoismus. Myomōku = Name, rui = Art, Klasse, Geschlecht. Shiyu = Sammlung. Shô = Auszug, kurzgefaßte Darstellung. Das Buch, dessen Titel wir mit „Kurzgefaßte Zusammenstellung der Namen, die auf Schintoismus Bezug haben" wiedergeben, wurde verfaßt in der Periode Genroku im Jahre Kibo (1699). Als Verfasser wird ein „gewisser Notono" angegeben.

[2]) Eine ältere schintoistische Schrift.

[3]) Vergl. Kojiki Kap. 8. In Transactions of the Asiatic society of Japan, Vol. X Supplem. Yok. 1883. pag. 31 ff., speciell die Anmerkung auf pag. 31.

[4]) Vergl. zu dieser Stelle auch Kojiki. Kap. 13. a. a. O. pag. 47. und über Amanoyasugawa speciell Anmerk. 12.

[5]) Des Mikado.

(Sanjō) Amanomanai oder Izanomanai als Wasser des Himmels mit Amanogawa, der hier auch Tenga genannt ist, identifiziert wird. Nach der Schintomythologie ist Amanomanai oder Amenomanawi der Brunnen, worin Amaterasu das Schwert Totsukanotsurugi des Sosanonomikoto wusch, nachdem sie es in drei Stücke gebrochen; auch diese Vorstellung ergiebt einen Zusammenhang zwischen Amanogawa und Ame(a)nomanawi. Interessant aber ist es, daß die Schinto-Mythologie ähnlich wie die chinesische ein Getrenntsein von zwei Göttern durch den Amanogawa berichtet.

Tokyo, November 1886. Pfarrer Spinner.

Litteratur.

Zeitschriften.

1. **Allgemeine Missionszeitschrift**, herausgegeben von D. Gustav Warneck, 14. Band. Januar, Februar und März 1887.

Heft 1 (Januar): Die neusten Vorgänge in Uganda, von Busse. Die Mission auf dem allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen, von F. M. Zahn. Im Beiblatt: Aus der Geschichte der Norddeutschen Missionsgesellschaft II, von Dr. Bietor. Was haben wir gewagt? 1. Beginn der Mission in Kamerun. Ein Brief aus Japan (von Gliedern der englisch-bischöflichen Kirche zu Kobe). Heft 2 (Februar): Ein Gang durch die Apostelgeschichte I., von G. Warneck. Mikronesien und die Mission daselbst I., von G. Kurze. Missionsrundschau aus der Heimat, von G. Warneck. Heft 3 (März): William Carey, von E. Wallroth. Mikronesien und die Mission daselbst II., von G. Kurze. Ein Gang durch die Apostelgeschichte II., von G. Warneck. Die Mission auf dem allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen, von Ittameier und Zahn. Römisch-katholische Missions-Beiträge von 1885. Im Beiblatt: Was haben wir gewagt? 2. Neue Stationen der Baseler Mission in Indien.

2. **Evangelisches Missionsmagazin**, Januar, Februar und März 1887. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung.

Heft 1 (Januar): Die Geduld beim Missionswerk, eine Zeitbetrachtung vom Herausgeber Löckle. Zur Vorgeschichte der Baseler Mission im Kamerungebiet und in Viktoria, von Oehler. Totenverehrung in China I., von Missionar Schultze. Missionszeitung (über Afrika, Türkei, Ostindien, Hinterindien, China, Neu-Britannien, Marschallsinseln u. s. w.). Heft 2 (Februar): Die Zukunft der Mission, von Gutbrod. Die neuesten Nachrichten aus Uganda. Totenverehrung in China II., von Missionar Schultze. Ist Japan nahezu evangelisiert? Missions-Zeitung (Afrika, Madagaskar u. s. w.). Heft 3 (März): Aus den Jahresberichten deutscher Missionsgesellschaften. Aus Bischof Hanningtons letzten Tagen (nach seinem Tagebuche). Missionszeitung (über den Kongo, Ostafrika, Syrien, Indien, China, Japan, Neuguinea u. s. w.). —

3. **Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.** 1887. Nr. 1 bis 3.

Nr. 1 (Januar): Neuguinea. Von der neuen Station Tungkun (China). Nr. 2 (Februar): Richtersveld (Station in Klein-Namaqualand). Die gegenwärtige Lage unserer Namaqua-Mission I. Nr. 3 (März): Der Stand unserer Herero-Mission. Die gegenwärtige Lage unserer Namaqua-Mission II. —

4. **Deutsche geographische Blätter.** Herausgegeben von der geographischen Gesellschaft in Bremen durch Dr. M. Lindeman.

Jahrg. 1886, 4. Heft: Zaubereiprozesse und Gottesurteile in Afrika, von Alb. Herm. Post. Vom Niger-Benuëgebiet und seinen Handelsverhältnissen,

von Ernst Hartert. Aus Neu-Guinea. Jahrg. 1887, 1. Heft: Ein Besuch auf Diego Garcia im Indischen Ozean, von O. Finsch. Emin Pascha (Dr. Schnitzler), Lebensskizze von Wolkenhauer. Aus Madagaskar. Die schottische Kompagnie der ostafrikanischen Seen. Aus Neu-Guinea. —

5. **Deutsche Kolonialzeitung.** Organ des Deutschen Kolonialvereins in Berlin. Redakteur: Richard Lesser. 1887. 1.—6. Heft.

1. Heft: Kolonialpolitische Vorgänge: Deutsche Besitzergreifung dreier Inseln der Salomongruppe und Vereinigung derselben mit dem Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompagnie; die Dr. Jühlkesche Expedition und die Zustände an der Somaliküste; Vorgänge am Kongo. Unser Landsmann Emin Bei (Dr. Schnitzler), von A. Woldt. Über das Erbauen von Häusern für Europäer im Innern Afrikas, von C. G. Büttner. Deutschlands Interessen in Südafrika, von A. Merensky. 2. Heft: Die Abgrenzungen in Ostafrika, mit Kartenskizze. Deutsche Heidenmission in Kamerun, von C. G. Büttner. 3. Heft: Kolonialpolitische Vorgänge: Erweiterung des deutschen Schutzgebietes in Südwestafrika (Buren in Grootfontein); vom Nigergebiet. Bilder aus Liberia I., von Konst. Rammstedt. 4. Heft: Kolonialpolitische Vorgänge: Niederlage der Italiener durch die Abessinier am Roten Meer. Aus Kaiser-Wilhelmsland. Die deutschen Missionare in Südwest-Afrika, von G. Wiese. Reise in dem portugiesischen Westafrika I., von A. von Dewitz. Bilder aus Liberia II., von Konst. Rammstedt. Rekognoszierungsfahrten in der Kamerunkolonie (Fortsetzung). Emin Pascha und die deutschen Interessen. 5. Heft: Rekognoszierungsfahrten in der Kamerunkolonie (Fortsetzung). Reise in dem portugiesischen West-Afrika II., von A. von Dewitz. Die Lehranstalt der Jesuiten in Sikawei (China). 6. Heft: Eine Aufgabe der Bewirtschaftung unserer Kolonien, von Heinrich Semler. China und der deutsche Handel, von Missionar Ernst Faber in Shanghai. Reise in dem portugiesischen Westafrika III., von A. von Dewitz. Die politische Gruppierung Südafrikas (mit einer Karte).

6. **Kolonial-Politische Korrespondenz.** Organ der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. 1886. 1887.

Jahrg. 1886. Nr. 51: — Nr. 52: Französische Bestrebungen an der Somali-Küste. Expedition Jühlke. Jahrg. 1887, Nr. 1: Deutschland und England in Ostafrika (Grenzregulierung). Die Entstehung des Somali-Volkes. Nr. 2: — Nr. 3: Der Stand der Stationen, Faktoreien und Depots der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft am 1. November 1886. Nr. 4: — Nr. 5: Der Mord von Kismayu (Jühlke). Nr. 6: Kismayu. Nr. 7: Weiteres über Kismayu. Nr. 8: Geologische Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika. Als Beilage eine übersichtliche Karte über die Grenzregulierungen in Ostafrika. Nr. 9: Das orientalische Seminar und die centralafrikanischen Sprachen. Abordnung des Missionars Greiner. Nr. 10: Die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt und Landschaft Harrar. —

7. **Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission,** herausgegeben von Missionsinspektor C. G. Büttner in Berlin. 1887.

Aus Nr. 1 dieses seit Januar 1887 erscheinenden Organs der im April 1886 gegründeten „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika" heben wir folgende Artikel hervor: Erster Jahresbericht von C. G. Büttner. Märtyrer in Uganda. Die ersten bayrischen Missionare für Ostafrika, Bach und Hoffmann. —

8. **The Church at home and abroad,** published by order of the General Assembly of the Presbyterian Church in the United States of America. Presbyterian board of publication, Nr. 1334 Chestnut Street, Philadelphia Pa. 1887, January, February and March.

Diese Monatsschrift, das Organ der presbyterianischen Kirche Nordamerikas,

bringt (in seiner jetzigen Gestalt seit Januar 1887) in stattlichen Bänden von je 4 Bogen ausführliche Nachrichten über sämtliche Angelegenheiten, über Verwaltung und Ausbreitung in der Heimat, sowie über die äußere Mission der größten und angesehensten amerikanischen reformierten Kirche. Da die Missions-Gesellschaft der presbyterianischen Kirche nächst dem Board die bedeutendste Nordamerikas ist und in Japan schon seit 1859 arbeitet (vgl. Z. M. R. 1886, S. 177), so sind wir erfreut, auch über die Missionsartikel dieser Zeitschrift referieren zu können. Jedes Heft enthält in der Rubrik Foreign Missions (äußere Mission) redaktionelle Mitteilungen, eine monatliche Übersicht, größere Aufsätze und Briefe von den verschiedenen Missionsfeldern. Auf eine ausführliche Wiedergabe des englischen Inhaltsverzeichnisses verzichtend, teilen wir in deutscher Übersetzung nur die Titel der wichtigsten Aufsätze und Berichte mit. — Nr. 1 (Januar) macht die Leser zunächst mit den Leitern, der Geschichte, den Arbeitsfeldern, den Erfolgen, den Quellen und Aussichten der Missionsgesellschaft der presbyterianischen Kirche (Board of foreign missions of the Presbyterian Church) bekannt und bringt sodann in den verschiedenen Kapiteln eine Fülle von Notizen aus der Vergangenheit und Gegenwart der protestantischen Heidenmission. Von größeren Aufsätzen nennen wir: Die Mission, ein Bedürfnis der christlichen Kirche; die gegenwärtige Aufgabe der Kirche und ihre Hoffnung; die afrikanischen Missionen in Liberia; Brief des Missionars Rev. H. Loomis in Yokohama. Nr. 2 (Februar) unterrichtet ausführlich über die Lage der Mission in China unter besonderer Berücksichtigung der presbyterianischen, sowie der französisch-katholischen Missionsarbeit, ferner über die Mission im westlichen Japan, über medizinische Missionen und bringt Nachrichten aus den verschiedensten Missionsfeldern, u. a. einen Brief des Rev. Porter in Kanazawa in Japan. Nr. 3 (März) enthält eine Schilderung der mexikanischen Mission, eine Biographie des Bischofs Hannington, einen Bericht über die Mission in Chili u. a. — Th. Arndt.

Missionsrundschau.

Afrika.

Von Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin.

(Schluß.)

2. Südafrika.

Von der Walfischbai im Westen bis zur Delagoabai im Osten dehnt sich das bebauteste afrikanische Missionsfeld aus. Der ganze Süden Afrikas ist von einem dichten Netz von Missionsstationen überzogen, bis hart an den Rand der großen Kalahariwüste sind die Vorposten der Mission geschoben. Es ist eine wahre Feude, die vortreffliche Missionskarte anzusehen, welche der Berliner Missionsinspektor Wangemann seinem Buche „Ein zweites Reisejahr in Südafrika" (Berlin 1886) beigegeben hat, fast überall erblickt das Auge mit dem Kreuzeszeichen versehene Ortsnamen, — beinahe könnte man glauben, daß ganz Südafrika für das Christentum gewonnen sei. Man zählt jetzt etwa 190 000 bekehrte Heiden, aber noch behauptet das Heidentum bis zur Stunde auch im Süden des dunklen Erdteiles seinen Platz, obgleich weniger in den englischen Kapkolonien, als in den angrenzenden Gebieten, und auch dort ist die Mission ein Werk unendlicher Geduld: „neben den unaufhörlichen Kriegen, der furchtbaren Despotie der Häuptlinge, der Stumpfheit des unter die Macht der Zauberei und der Vielweiberei geknechteten Volkes erschwert die Heidenbekehrung auch die schwankende Politik der englischen Regierung, die Einführung des Branntweins und der verderbliche Einfluß der isolierten europäischen Civilisation und vieler ihrer Repräsentanten" (Warneck, Abriß einer Geschichte d. protestantischen Mission, S. 124). Selbst die Kapkolonie

kann aus der Pflege der Mission nicht entlassen werden: ein buntes Völkergemisch — neben den europäischen Kolonisten Reste der eingeborenen Stämme, eingeführte Neger, Malaien und indische (auch chinesische) Kulis — stellt den Missionaren immer neue Aufgaben. Man unterscheidet drei verschiedene Hauptrassen der Eingeborenen, die sich weithin über die Grenzen der Kapkolonie ausdehnen: Die Hottentotten, die Buschmänner und die Banturasse, welcher die Kafir, Tschuana und Herero angehören.

Das gesunde, den Europäern zuträgliche Klima Südafrikas lockte frühzeitig Kolonisten herbei. Holländer ließen sich am Kap seit 1652 nieder. Zu ihnen gesellten sich andere Auswanderer europäischer Nationen. Diese, „Boers" genannt, gingen auf Vernichtung der Hottentotten aus. Berüchtigt sind die holländischen „Kommandos", — förmliche Jagdzüge auf das „schwarze Vieh", wie der Holländer die Eingeborenen nannte, — welche bis in unser Jahrhundert hineinwährten. Seit 1795 haben die Engländer die Kapkolonie mit kurzen Unterbrechungen besetzt, aber noch heute wird über die Ungerechtigkeit der britischen Regierung gegen die Eingeborenen geklagt (vgl. A. M. Z. 1886, S. 334). Der deutschen Brüdergemeinde gebührt der Ruhm, den ersten Missionar Georg Schmidt 1737 zu den Hottentotten gesandt zu haben. Seit Anfang unseres Jahrhunderts sind außer der Brüdergemeinde englische, schottische, amerikanische und von den deutschen noch die Sendboten der Rheinischen, der Berliner Gesellschaft und der Hermannsburger Gemeinde auf dem weiten nach Nordosten fast unbegrenzten Missionsgebiete Südafrikas thätig.

Im Kaplande hat die Brüdergemeinde auf 9 Stationen (Gnadenthal, Mamre, Elim, Clarkson u. s. w.) 9300 Christen namentlich aus den Hottentotten gesammelt. Die Londoner Gesellschaft ist neben der Bekehrung der Eingeborenen für die Verteidigung der „verkannten Menschenrechte" eingetreten und hat unter den Hottentotten und Buschmännern viele Stationen angelegt, „die sie oft anderen nachrückenden Gesellschaften überließ". Am tapfersten stritt der Londoner Superintendent Dr. Philip (1819—1849) für die Rechte und Freiheit der unterdrückten Rassen, ihm vor allem ist die Emanzipation der Farbigen als Verdienst anzurechnen. Seit etwa 10 Jahren sind die Londoner Missionare weiter nach Nordosten zu den Tschuana-Stämmen vorgerückt, noch jetzt gelten aber 8 Orte in der Kapkolonie als ihre Stationen (Uitenhage, Bethelsdorp, Graaf Reynet u. s. w.), auf denen ca. 10 000 Christen gezählt werden. Die Missionare der Berliner Gesellschaft wirken seit 1834 in der Kapkolonie; ihre erste Station war Zoar, in dessen Nähe später Amalienstein entstand, im ganzen hat diese Gesellschaft auf vier Stationen etwa 4000 Seelen zu einer Synode unter der Leitung eines Superintendenten vereinigt (vgl. den Ephoralbericht in A. M. Z. 1886, S. 336). Auch die Kirchengemeinschaften der Kolonisten haben sich auf ihre Missionspflicht gegenüber den Eingeborenen besonnen, so hat die holländisch-reformierte Kirche in 15 Missionen 5000 Kirchenglieder. Die Wesleyaner haben 1882 eine selbständige Konferenz für Südafrika gegründet und berechnen die Zahl ihrer Mitglieder in dem ganzen Umkreis dieser Konferenz, welcher jedoch die Grenzen der Kapkolonie überschreitet, auf 11 000 Weiße und 23 000 Farbige. Auch die Anglikaner haben mit Hülfe der Ausbreitungsgesellschaft Farbige bekehrt und in der neuesten Zeit sogar eine Mission unter den Muhammedanern begonnen, welche ein viertel der Bewohner der Kapstadt im Jahre 1870 ausmachten.

Die Rheinische Missionsgesellschaft nahm im Jahre 1829 den Nordwesten des Kaplandes in Angriff; Ende 1885 (vgl. 56. Jahresbericht der Gesellschaft) standen auf 11 Stationen (Stellenbosch, Worcester, Wuppertal, Saron, Schietfontein u. s. w.) 10 589 Getaufte unter ihrer Pflege. — Es wird die Opferwilligkeit ihrer Gemeinden gerühmt, die „in fruchtbaren Jahren ihre Kirchenkosten nahezu selbst aufbringen". Ihren größten Eifer entfaltet aber die Rheinische Mission seit einigen Jahrzehnten bei dem Nama-Volke (oder Namaqua), einem

Hottentottenstamme, der die dürre, dornenreiche und trostlose Steppe im Nordwesten der Kapkolonie bewohnt, und dem schwarzen Bantuvolk der Herero (oder Owaherero, Plural von Herero), das mit dem Namavolke in beständiger Fehde lebt. Groß-Namaland nördlich vom Oranjefluß und Hereroland, wozu Angra Pequena gehört, sind deutsche Schutzgebiete geworden, unter allen deutschen Kolonien die einzigen, in denen schon vor der Besitznahme durch das Deutsche Reich deutsche Missionare gearbeitet haben. Da Land und Leute der Nama und Herero bereits ausführlich in dieser Zeitschrift von Dr. Hotz in seinem Artikel über die deutschen Kolonien in Afrika (Z. M. R. 1886, S. 150 u. ff.) beschrieben worden sind, so tragen wir nur einiges Statistische über die Mission nach. Die Londoner Missionare haben 1805 zuerst die Nama aufgesucht und mit wechselndem Erfolge gearbeitet, bis sie 1840 ihre Stationen an die Rheinische Gesellschaft abtraten, die zuerst den Missionar Kleinschmidt nach dem südlich vom Oranjefluß gelegenen Komaggas aussandte. Später sind die Rheinischen Brüder weiter über die Walfischbai hinaus vorgedrungen und zählen jetzt auf 9 Stationen (Bethanien, Berseba, Rehoboth, Gibeon u. s. w.) 3813 Namachristen. In der Herero-Mission, nach langjähriger harter Arbeit von dem Missionar Hugo Hahn eingeleitet, giebt es 8 Stationen (Otyimbingue, Okahandya u. s. w.) mit 1787 Getauften. In neuester Zeit klagen die Missionare über Branntweineinfuhr via Walfischbai; man hofft aber, daß die deutsche Regierung einschreiten und das bisher vom Branntwein ziemlich verschonte Hereroland auch ferner vor diesem Gifte bewahren werde (vgl. 56. Jahresbericht, S. 18, und A. M. Z. 1886, S. 337). Übrigens bietet die auch in den Tageszeitungen besprochene Nachricht von neuen Überfällen, welche die unruhigen Nama unter ihrem „Propheten" Hendrik Witbooi gegen die Herero am 15. Oktober 1885 und am 17. April 1886 ausgeführt haben, einen Beleg dafür, wie sehr den Missionaren durch diese ununterbrochenen Rassenkriege ihr Werk erschwert wird, hoffentlich hilft auch hier die deutsche Regierung durch dauernde Herstellung des Friedens (vgl. A. M. Z. 1886, S. 338. Deutsche Kolonialzeitung 1886, S. 392, 395).

Im Ovamboland, nördlich von Hereroland, begann 1870 die finnische Missionsgesellschaft eine „lange Geduldsarbeit, von der erst jetzt kleine Fortschritte gemeldet werden", welche die auf 3 Stationen verteilten 7 Missionare erzielt haben.

Im Osten der Herero nördlich von der Kapkolonie, zwischen der Kalahari-Wüste im W. und den Drakenbergen im O. dehnen sich die Betschuanen (Sing. Tschuana) aus, welche dem Evangelium weit zugänglicher als „die unsteten Hottentotten und die trotzigeren Kafirstämme" sind. Im Westen haben sich die Betschuanen bisher unabhängig, — in jüngster Zeit nahmen jedoch die Engländer das Protektorat über einen Teil derselben in Anspruch. — wenn auch nicht rein von der Vermischung mit anderen Rassen z. B. den Griqua, einem Mischlingsstamme, erhalten. Nur das Westgriqualand am Oranje und Vaalflusse ist von den Engländern wegen der Diamantenfelder der Kapkolonie einverleibt worden: in der Hauptstadt Kimberley arbeiten anglikanische, wesleyanische und Berliner Missionare unter der bunt zusammengewürfelten farbigen Bevölkerung. In der Nähe am unteren Vaalflusse liegt die Berliner Station Pniel, wo ursprünglich die Kora, Reste eines untergehenden Hottentottenstammes, bekehrt wurden, jetzt aber auch Betschuanen sich sammeln.

In den unabhängigen Staaten der Betschuanen, die sich bis zum Ngami-See im NW. und Sambesifluß im NO. erstrecken, fanden die Missionare der Londoner Gesellschaft viel Eingang, oft von den Tschuana-Fürsten selbst aufgefordert oder begünstigt. Die erste Station war Kuruman im Gebiete der Batlaping, die am südlichsten unter den Betschuanen wohnen. Diese Station ist der Ausgangspunkt der ersten Missions- und Entdeckungsreisen des Missionspioniers David Livingstone geworden. Die Boers der angrenzenden Transvaalrepublik, denen die Emanzipation der Farbigen unbequem war, hinderten die Arbeit der

englischen Missionare, indem sie die Missionsstationen überfielen und zerstörten. Das wurde die Ursache der Wanderung Livingstones nach dem Innern Afrikas; seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß sich die Mission der Londoner Gesellschaft bis zum Ngami-See und bis zum Matebele-Reich im Flußgebiete des Sambesi erstreckt. Wir nennen als die wichtigsten Stationen außer Kuruman noch Molepolole im Reich des Königs Setschele, Schoschong, dessen christlicher König Khama, seit 1885 unter britischem Schutze, als weiser Fürst und Vorbild seiner Gemeinde gerühmt wird, und Moremis Residenz am Ngami-See. Neben den Londonern giebt es auch einzelne wesleyanische Stationen: „man zählt im ganzen 4515 Kommunikanten und 23—24 000 Namenchristen unter den Westtschuana" (Gundert, a. a. O., S. 121). Die Matebele im NO. zwischen Sambesi- und Limpopofluß sind ein Zuluvolk, bereiten der Mission in ihrem eigenen Lande einen schweren Stand und unternehmen bisweilen Raubzüge nach den Stationen am Ngami-See (vgl. E. M. M. 1886, S. 166).

Im Oranjefreistaat predigen die Berliner Missionare den Resten der Farbigen, vorzüglich aber zersprengten Betschuanen das Evangelium. Hauptstation ist Bethanien mit der schönsten Kirche im ganzen Oranjefreistaate und zugleich die älteste (1834), von den Berlinern ursprünglich für die Kora angelegte Station. Auch in der Hauptstadt Bloemfontein sowie in dem westlich gelegenen Adamshoop haben die Berliner Missionare Gemeinden gesammelt, über deren reges, ziemlich entwickeltes christliches Leben Wangemann in seiner oben angeführten Schrift eine anziehende Schilderung giebt. Neben unseren Landsleuten sind auch Wesleyaner und Anglikaner von der Ausbreitungsgesellschaft zur Einführung und Befestigung des Christentums im Oranjefreistaate thätig. Wir unterlassen es, ausführlicher von den Leistungen derselben Notiz zu nehmen, um der besseren Uebersicht wegen sogleich anzufügen, was die rührige Berliner Gesellschaft in der benachbarten Transvaalrepublik gewirkt hat.

Die „südafrikanische Republik" oder der Transvaalstaat, 1848 gegründet, hat erst in den letzten Jahren durch längere Kämpfe und den Vertrag mit den Engländern 1884 die Selbständigkeit errungen. Beinahe $^3/_4$ Millionen Schwarze, meistens Betschuanen und Kafir, bewohnen außer etwa 34000 Boers und 5000 Europäern das weit ausgedehnte Gebiet dieses Staates. Hier fanden die Berliner Missionare seit 1859 ein ergiebiges und auch dankbares Arbeitsfeld. Nur die Boers legten der Mission Schwierigkeiten in den Weg, da diese nicht leisten wollte, was jene verlangten, nämlich die Schwarzen zu „demütigen Sklaven" zu erziehen. Innere Unruhen, hervorgerufen durch aufständische Schwarze, die den Boers sich nicht unterwerfen wollten, auch die Kämpfe der Republik gegen die Engländer hielten die Mission auf, welche von dem seit 1884 bestehenden Frieden erheblichen Gewinn haben wird. Pretoria, Sitz der Regierung, Leydenburg und Botschabelo (Druckerei und Seminar) sind die wichtigsten unter den 12 Transvaalstationen, in denen 5878 Gemeindeglieder gezählt werden.

Endlich haben die Berliner auch in Nordtransvaal, wo die Oberhoheit der Regierung noch nicht zur Geltung gebracht ist, unter den Eingeborenen, sowie bei den eingewanderten Basuto 11 Stationen (Mphome, Waterberg, u. s. w.) seit 1865 angelegt, auf denen sich 1400 Getaufte befinden. Die Missionare sind auf jenem „beschwerdereichen, aber auch besonders hoffnungsvollem Arbeitsfelde" zugleich Bahnbrecher der Kultur im buchstäblichen Sinne geworden, da sie in den wilden Gebirgsländern den ersten Wagenweg anlegten und die ersten Furten fahrbar machten.

Ebenso bedeutend als die Erfolge der Berliner sind die der Hermannsburger im Transvaalstaate, dessen Westen vornehmlich sie christianisiert haben, während die Berliner den Norden und Osten besetzten. Unter den 24 Stationen der Hermannsburger mit 9400 Getauften nennen wir Rustenburg und

Bethanien, ein vollständig christliches Dorf mit einem Seminar, in welchem Tschuana-Lehrer gebildet werden.

Außer den deutschen Missionaren haben auch die Anglikaner seit 1875 und die Wesleyaner (über deren „gewaltthätiges Eindringen" die Berliner klagen) seit 1880, doch nur mit geringen Erfolgen an der Bekehrung der farbigen Bewohner des Transvaalstaates gearbeitet. Nicht übersehen wollen wir die Missionsarbeit der Waadtländischen Freikirche in der französischen Schweiz, die sich auf die Bekehrung der nördlichsten Kafir (2 Stationen: Waldesia und Elim) erstreckt (vgl. E. M. M. 1886, S. 327).

Zu den östlichen Betschuanen gehören die Basuto am Oberlaufe des Oranjeflusses, deren Land 1883 britische Kronkolonie wurde. Schon seit 1833 wirken daselbst die Sendboten der Pariser Missionsgesellschaft mit großem Segen. Nach dem letzten Berichte (E. M. M. 1886, S. 113) werden auf 15 Stationen 4988 Kommunikanten, 1548 Katechumenen und 2947 Schüler gezählt. Es bringen diese Gemeinden einen großen Teil (30 000 Fr.) ihrer Unterhaltungskosten auf und haben auch bereits zu einer neuen Mission am Sambesifluss (vergl. A. M. Z. 1886, S. 545 u. ff. die französisch-evangelische Mission am Sambesi) unter den sogenannten Barotse Tschuana beigesteuert. In neuerer Zeit ist von den Häuptlingen der Basuto eine großartige Enthaltsamkeitsbewegung ausgegangen, welche sich namentlich gegen die Branntweineinfuhr richtet (A. M. Z. 1886, S. 330. 332).

Die schwierigste Aufgabe wurde der evangelischen Mission in Südafrika bei der Bekehrung der überaus rohen, selbstsüchtigen und listigen Kafirstämme gestellt. Bis in die neueste Zeit hinein hat die englische Regierung zu thun gehabt mit der Unterwerfung der unruhigen Kafir, welche den ganzen Südosten Afrikas vom Fischflusse bis zur Delagoabai einnehmen. Britisch Kaffraria, Transkei oder freies Kafirland (seit 1885 ebenfalls von England annektiert), Natal, Zululand, Tonga- und Swaziland, so heißen die Gebiete, welche von Süden nach Norden an der Meeresküste aufeinanderfolgen. Natal ist britische Kolonie und besitzt seit 1845 eine eigene Regierung. Zululand ist nach dem Tode (1884) des Königs Ketschwajo, der durch seine langjährigen Kriege gegen die Engländer berühmt geworden ist, zerstückelt worden; die Engländer haben den südlichen Teil zur britischen Reserve erhoben, die Boers der Transvaalrepublik haben an ihrer Grenze die „Neue Republik" errichtet, in den Rest teilen sich unabhängige Häuptlinge. Durch die andauernden, heftigen Kämpfe sind die Kafirstämme zerstreut und zersetzt, so daß es der Mission, die nun endlich die Früchte der langen Thränensaat ernten kann, kaum gelingen wird, eine „neue christliche Kafirnation" heranzubilden.

Gerade den Kafir haben die evangelischen Missionsgesellschaften ihre ganze Liebe und ihren besonderen Eifer zugewandt. Wir treffen auf diesem Missionsgebiete außer denselben Gesellschaften, welche wir schon bei den Betschuanen vorfanden, noch die Brüdergemeinde, die Freischotten, die Norweger, die Schweden und den Amerikanischen Board. Die meisten Stationen finden sich im Süden, in Britisch Kaffraria, Transkei und in Natal, nach Norden zu wird ihre Zahl allmählich geringer.

Die Sendboten der Londoner Gesellschaft haben die Christianisierung der Kafir begonnen, ihre Hauptstation ist Kingwilliamstown, 1826 gegründet. Ihnen folgten die Missionare der schottischen Freikirche, die in Lovedale, ähnlich den Baselern an der Goldküste, eine vollständige Erziehungsanstalt für wissenschaftliche und industrielle Bildung angelegt haben, von deren civilisatorischem Einflusse auf die Kafir wahre Wunderdinge berichtet werden (vgl. Warneck, Mission und Kultur S. 50, E. M. M. 1886, S. 109). Eine Filiale dieser Station ist das ebenso eingerichtete Blythswood unter den Fingus in Transkei. Seit 1867 arbeiten die Freischotten auch in Natal und zählen gegenwärtig auf 12 Stationen 5200 kafrische Christen. Die Unierten Presbyterianer Schott-

lands wirken im innigsten Verein mit den Freischotten und unterhalten bei den Kafir 8 Stationen mit etwa 2000 Christen. Die Wesleyaner, die uns schon unter den Betschuanen begegneten, üben im Kafirgebiete die ausgedehnteste Wirksamkeit, ihre Hauptkraft liegt jedoch in den Kolonisten. Unter ihren zahlreichen Stationen heben wir Grahamstown und Queenstown in Britisch Kaffraria, Clarkbury in Transkei, Kokstad in Ostgriqualand, Maritzburg, D'Urban und Edendale in Natal hervor. Die Zahl der Heidenchristen dieser Gemeinden läßt sich schwer feststellen, da die Wesleyaner in ihren Berichten Kolonisten und Eingeborene nicht zu trennen pflegen. Die Anglikaner stehen in ihrem Eifer den Wesleyanern nicht nach: im Bunde mit der Ausbreitungsgesellschaft haben sie fast in dem ganzen Kafirgebiete, auch in Natal und Zululand Bistümer angelegt. Beide. die Wesleyaner und die Anglikaner, haben auch im nördlichen Swazi-Land eine Mission begonnen.

Von den Deutschen sind Missionare der Berliner Gesellschaft, der Hermannsburger und der Brüdergemeinde im Kafirlande thätig. Die Berliner wirken in Britisch Kaffraria (Bethel) und in Natal (Christianenburg, von dem 1885 verstorbenen Superintendenten Posselt gegründet und zur Blüte gebracht), die Hermannsburger missionieren seit 1854 in Natal (Hauptstation Hermannsburg) und seit 1858 auch im Zululand, von Ketschwajo anfangs geduldet, dann verfolgt und vertrieben, jetzt aber nach Ketschwajos Tode von den Boers auf 5 Stationen zugelassen. Die Brüdergemeinde legte ihre erste Station im Jahre 1828 zu Silo in Britisch Kaffraria an und pflegt zur Zeit auf noch fünf anderen Stationen unter den Kafir 2800 Christen.

Endlich arbeiten auch die Missionare der schwedischen Staatskirche in Natal und die treu ausharrenden Vertreter der norwegischen Missionsgesellschaft unter den Zulus auf 10 Stationen mit 321 Christen (nach Grundemann, Statistik S. 82, E. M. M. 1886, S. 113).

Der amerikanische Board hat hauptsächlich seit 1836 das Uferland von Natal besetzt (9 Hauptstationen, 782 Zuluchristen); sein Hauptverdienst besteht aber darin, daß er im Jahre 1883 mit der Gründung einer ostcentralafrikanischen Mission vorangegangen ist und einige Missionare nach Inhambene, nördlich von der Delagoabai, gesandt hat, um von dort aus in Umzilas Reich, das sich bis zum Sambesi erstreckt, einzudringen (vgl. A. M. Z. 1886, S. 331). Doch dies Unternehmen führt uns bereits zur ostafrikanischen Mission, die in dem letzten Jahrzehnt durch epochemachende Entdeckungsreisen eine große Bedeutung gewonnen hat und nunmehr als letztes Kapitel unserer Rundschau beschrieben werden soll.

3. Ostafrika.

Die Ostküste Afrikas war bis vor wenigen Jahrzehnten dem europäischen Einflusse fast gänzlich entzogen. Die Portugiesen, welche in früheren Jahrhunderten ein weites Gebiet an dieser Küste beherrschten, sind allmählich auf den Streifen von der Delagoabai bis zum Kap Delgado zurückgedrängt worden; im Innern sind sie nicht vorgedrungen, nur daß sie den unteren Sambesi befuhren, welcher die bequemste Wasserstraße nach Centralostafrika bietet. Die Araber besetzten im 17. Jahrhundert die Insel Sansibar, wo der Imam von Maskat ein Sultanat errichtete, und versuchten immer wieder, die Bewohner des Innern, Bantuneger im Süden, Galla und Somali im Norden, von der Küste aus zu unterwerfen. Aber während diese Versuche fehl schlugen, konnten doch die arabischen Händler ungestraft dem höchst grausamen Sklavenfang obliegen, so daß Ostafrika noch weit mehr als Westafrika unter den entsetzlichsten Greueln der Sklaverei zu leiden hatte, bis endlich im Jahre 1873 der Sultan von Sansibar auf Veranlassung Englands den Sklavenhandel in seinem Lande verbot und durch sein Beispiel die europäischen christlichen Portugiesen, die bis dahin großen Gewinn aus dem Sklavenverkauf gezogen hatten, zu gleichem Vorgange bewog.

Aber im Innern dauerte das Sklavenwesen mit allen seinen Greueln fort. David Livingstone faßte den begeisterten, edlen Entschluß, ein Befreier der geknechteten und im Elend des Heidentums tief versunkenen Neger zu werden. Schon im Jahre 1859 versuchte er eine Mission bei den Makololo im Sambesithale, leider ohne Erfolg. Später drang er nach dem wasserreichen Becken des Centrums von Ostafrika vor. Das Gebiet der großen Seen, des Nyassa, Tanganyika, Viktoria-Nyanza oder Ukerewe, wurde der Schauplatz seiner Entdeckungsreisen, die den befreienden und civilisatorischen Plänen einer echt christlichen Mission vorarbeiten sollten. Sein Beispiel reizte zur Nachfolge. Viele eifrige Forscher haben nach Livingstones Tod (1873) sein unvollendetes Werk in seinem Geiste fortgesetzt, die Zwecke der geographischen Erforschung mit der Mission verbindend, so daß wir gegenwärtig schon eine stattliche Zahl von Missionsstationen nicht bloß an der Küste, sondern auch im Innern finden. Die Mission ruht, abgesehen von einer französisch-katholischen Mission in Bagamoyo, welches der Insel Sansibar gegenüber liegt, ausschließlich in den Händen der Engländer und Schotten, die ihrem berühmten Landsmann, dem „Missionspionier" Livingstone, ein dauerndes Denkmal durch Missionierung der von ihm durchforschten Gebiete errichten wollen. Erst in der neuesten Zeit, seitdem weite Länderstrecken unmittelbar hinter dem Küstensaume, den der Sultan von Sansibar als Eigentum beansprucht, von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt sind (vgl. Z. M. R. 1886, S. 219), bemühen sich auch deutsche Missionare um die Christianisierung der Eingeborenen.

Die englische Universitäten-Mission erschien (1861) unter der Anführung ihres Bischofs Mackenzie zuerst auf dem Plane, als es galt, auf dem Sambesi und seinem aus dem Nyassasee herzuströmenden Nebenflusse Schire ins Innere Ostafrikas vorzudringen. Aber nach vielen Opfern, nachdem auch Mackenzie (1862) gestorben war, zog sich die Universitäten-Gesellschaft nach Sansibar zurück, wo sie anfänglich durch Schulunterricht wirkte, später aber neue Missionsunternehmungen nach dem Innern vorbereitete. Auf dem Festlande sind ihre bedeutendsten Stationen Magila in Usambara, gegenüber von Sansibar in nordwestlicher Richtung gelegen, Masasi im Süden, eine Niederlassung befreiter Negersklaven, und Tschitesi am Nyassa-See, den jetzt der Missionsdampfer „Charles Janson" befährt. Der Bischof Steere hat das Neue Testament und die Hälfte des Alten Testaments ins Kisuaheli, die Verkehrssprache Sansibars und eines großen Teiles von Ostafrika, übersetzt. Nach dem letzten Berichte stehen unter Leitung des jetzigen Bischofs Smythie 26 Geistliche, 23 Laiengehülfen, 14 Lehrerinnen und 3 eingeborene Gehülfen (vgl. A. M. Z. 1886, S. 329).

Am Nyassa-See arbeiten schottische Missionare seit 1875 sowohl von der Freikirche als von der Staatskirche im Geiste Livingstones. Blantyre am Schirefluß ist die Hauptstation der staatskirchlichen Mission, Bandawe, in der Mitte des westlichen Seeufers gelegen, der Hauptsitz der freikirchlichen Bekehrungsthätigkeit. Von wirklichen Missionserfolgen beider Gesellschaften kann bisher kaum die Rede sein, da ihr Werk noch im Stadium der Vorbereitung und Grundlegung sich befindet (vgl. A. M. Z. 1886, S. 330).

Auch die Mission am Tanganyka-See, ein Werk der Londoner Gesellschaft, in deren Diensten Livingstone seine Wirksamkeit begonnen hatte, zeigt noch keine Früchte trotz vieler schwerer Opfer, welche in dem zehnjährigen Bestehen dieser Missionsarbeit haben gebracht werden müssen. Von 23 ausgesandten Personen sind zehn gestorben und neun wegen Krankheit nach England zurückgekehrt, dennoch soll mit frischen Kräften das angefangene Werk fortgeführt werden. Udschidschi, der Hafen und Markt am östlichen Ufer des Sees, wo im Jahre 1871 Stanley den verschollenen Livingstone fand, ist die Hauptstation der Londoner Mission. Seit dem Mai 1885 befährt das Dampfboot „Good News" den See (vgl. A. M. Z. 1886, S. 329).

Die größte Missionsthätigkeit unter allen ihren Genossen hat die englisch-kirchliche Gesellschaft in Ostafrika eröffnet. Ihre ersten Sendboten, die Deutschen Krapf und Rebmann, kamen bereits 1843 auf Sansibar an und ließen sich bald auf der Insel Mombasa hart an der Küste, nordwestlich von Sansibar, nieder, um von dort aus den Stamm der Wanika zu bekehren, unter denen bald eine zweite Station in Kisulutini angelegt wurde. Rebmann hat noch nach Krapfs Abgange (1853) bis 1875 in Mombasa ausgehalten, zwar ohne äußere Missionserfolge, aber doch durch Entdeckungsreisen nach dem Innern und Sprachstudien ein verdienstvoller Vorläufer aller späteren Missionare und durch „sein im Glauben geheiligtes Leben ein Wunder für die Heiden" (vgl. A. M. Z. 1886, Beiblatt 4: die Mombas-Mission von Wernicke). Für befreite Sklaven legte die englisch-kirchliche Gesellschaft ein Asyl in Freretown gegenüber von Mombasa an und fügte bald mehrere Stationen im Lande der Wanika, der Teita und Dschagga hinzu, — Negerstämme, die sich im Nordwesten von Mombasa bis zum Kilima-Ndjaro ausbreiten. Auch die englischen Frei-Methodisten haben in unmittelbarer Nachbarschaft der kirchlichen Wanika-Stationen zu Ribe eine kleine Gemeinde aus den Wanika und Galla gesammelt (vgl. A. M. Z. 1886, S. 326).

Unser höchstes Interesse beansprucht die Mission der englisch-kirchlichen Gesellschaft am Viktoria Nyanza- oder Ukerewe-See. Es ist bekannt, daß der berühmte Brief Stanleys, welcher am 15. November 1875 im Daily-Telegraph erschien und worin das „fromme England" zu einer Mission bei dem König Mtesa von Uganda am Ukerewe aufgefordert wurde, einen wahren Enthusiasmus hervorrief. Mit glänzenderen Mitteln und kühnerem Eifer ist selten eine Missionsexpedition ins Werk gesetzt worden, als jene, die im Juni 1876 von der Küste nach Mtesas Reich aufbrach. Aber wie traurig war doch das Ende dieses Unternehmens! Nur der Missionar Wilson hat die Missionsarbeit beim Volke der Uganda eröffnen können, seine Genossen waren teils durch Krankheit, teils durch Mord gefallen, als Opfer und Märtyrer einer dennoch verheißungsreichen Aussaat des Evangeliums. Wilsons Mitarbeiter wurde Mackay, beide haben tapfer ausgehalten, trotzdem nur wenige Gehilfen aus England nachgesandt wurden, trotzdem Muhammedaner und leider auch Jesuiten den König Mtesa der evangelischen Mission abspenstig machen wollten. Mtesa starb 1884, sein Nachfolger Muanga ist äußerst mißtrauisch gegen die Engländer und alle Christen; er fürchtet für die Unabhängigkeit seiner Herrschaft. So erklärt sich auch das tragische Verhängnis, welches den wackeren Bischof Hannington, der bestimmt war, der englisch-kirchlichen Mission in Ostafrika einen neuen Aufschwung zu geben, auf seinem Wege nach Uganda ereilte. Er fiel, so meldeten es Telegramme und Briefe vor wenigen Monaten, durch Mörder, die der König Muanga ihm entgegengeschickt hatte, am 31. Oktober 1885 als ein Held und Märtyrer auf der Wahlstatt der Mission. Muanga soll Hannington in Verdacht gehabt haben, daß er entweder für England oder für Deutschland Eroberungen vorbereiten wollte. Man vermutet auch, daß die Kunde von den kolonialen Erwerbungen der Deutsch-Ostafrikaner den „rachsüchtigen und launenhaften" Negerkönig erschreckt habe (vgl. E. M. M. 1886, S. 148, Biographie Hanningtons, A. M. Z. 1886, S. 324, sowie Beiblatt 1, die junge Ugandakirche und ihre ersten Märtyrer). Der Tod Hanningtons hat den Missionseifer für Ostafrika nicht ermatten lassen, im Gegenteil haben sich sofort 53 neue Missionare bei der kirchlichen Gesellschaft gemeldet, obwohl fortgesetzt neue Trauerkunden über Christenverfolgungen in Uganda eintreffen (vgl. E. M. M. 1886, S. 467, S. 505; A. M. Z. 1887, S. 13). Als Nachfolger Hanningtons ist der Bischof Parker eingetreten. Wir erwähnen noch als Hauptstationen auf dem Wege nach dem Ukerewe-See Mamboja und Mpwapwa, am Südende des Sees Msalala, am Nordende Natete in der Nähe der Residenz Mtesas Rubega. Eine ziffermäßige Angabe der Bekehrungen ist noch nicht möglich.

In Deutschland sind während des Jahres 1886 zwei neue Missionsgesellschaften für Ostafrika, insbesondere für die Kolonien der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gegründet worden. Die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft für Ostafrika in Bayern, im Januar 1886 konstituiert, hat bereits zwei Missionare ausgesandt und ist bestrebt, eine Einigung mit der Leipziger Missionsgesellschaft zu erzielen (E. M. M. 1886, S. 467). Die zu Berlin im April 1886 im Zusammenhange mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gestiftete „evangelische Missionsgesellschaft in Deutsch-Ostafrika" hat Gaben gesammelt, als Missionsinspektor den Pfarrer Büttner-Wormditt, früher Herero-Missionar, berufen und unterstützt den Plan deutscher Frauen, zunächst ein Krankenhaus auf der Station Dunda am Kingani-Fluß zu errichten; die Abordnung des 1. Missionars Greiner erfolgte am 2. März 1887 zu Berlin (E. M. M. 1886, S. 467; 1887, S. 117). —

Ein kurzes Wort erübrigt uns noch über die ostafrikanischen Inseln Mauritius, die Seychellen und Madagaskar. Es stehen dieselben zwar in keinem ersichtlichen ethnischen oder linguistischen Zusammenhange mit Afrika, wir müssen ihrer aber an dieser Stelle gedenken, da ihre Missionierung vom afrikanischen Festlande aus in Angriff genommen worden ist. Auf der englischen Insel Mauritius arbeiten besonders unter den eingeführten indischen Kulis die englisch-kirchlichen Missionare und die Ausbreitungsgesellschaft, welche zusammen etwa 3000 Getaufte zählen. Die Londoner Mission, welche schon 1814 in Mauritius eindrang, hat den Grund zu einer Independenten-Gemeinde gelegt, die „sich 1876 den schottischen Presbyterianern anschloß". Auf den französischen Seychellen sind ebenfalls englische Missionare thätig.

Madagaskar, „eine Welt so eigener Art, daß man diese Insel schon zur Würde eines Kontinents erhoben hat", deren begabte, mit der Malayen-Rasse verwandte Bewohner schon vor der Bekanntschaft mit dem Christentum im Besitze einer ziemlich entwickelten Kultur waren, ist das Arbeitsfeld einer äußerst regen evangelischen Mission geworden und nahe daran, ein vollständig christliches Land zu werden. Schon 1818 begann die Londoner Gesellschaft, welche auch jetzt daselbst am stärksten vertreten ist, die Mission auf Madagaskar. Aber der Siegeslauf des Christentums wurde aufgehalten, als unter der Königin Ranawálona I. (1828—1861), einer Feindin des Evangeliums, blutige Verfolgungen über die Christen hereinbrachen. Erst nach deren Tode und namentlich als die Königin Ranawálona II. das Christentum im Jahre 1869 zur Staatsreligion erhob, hat die Mission schnelle, beinahe zu schnelle Fortschritte auf Kosten einer gründlichen Bekehrung der Volksmassen gemacht. Mit den Londonern teilen sich in die Arbeit die Ausbreitungsgesellschaft, die „in sehr unbrüderlicher Weise eindrang", die Quäker und die Norweger. Die Jesuiten setzten sich in der Hauptstadt fest; man hält sie für die eigentlichen Anstifter des Kriegs, der im Jahre 1883 zwischen den Madagassen und den Franzosen ausbrach, vielfach die Mission störte, aber den neubekehrten Heiden Gelegenheit bot zu glänzenderen Beweisen ihres christlichen Sinnes, als sie die Franzosen abgelegt haben. Der kürzlich geschlossene Friedens-Vertrag gewährt den Franzosen manche Vorteile, und es scheint denselben das Protektorat über die ganze Insel ziemlich gewiß zu sein. Zur Statistik bemerken wir, daß die Londoner auf 24 Stationen 264,000 Christen, die Norweger auf 17 (?) Stationen 8870 Christen, die Ausbreitungsgesellschaft auf 8 Stationen 2340 Christen und die Quäker etwa 26,000 Christen gesammelt haben (vgl. A. M. Z. 1886, S. 342. E. M. M. 1886, S. 294).

Anhang: Nordafrika mit Aegypten und Abessinien schließen wir vor unserer Missionsrundschau aus und überlassen die Darstellung evangelischen Missionsversuche, die auch auf diesem weiten Gebiet nicht fehlen, unserem Berichterstatter über die islamischen Länder. Da, wo einst vor länger als einem Jahrtausend das Christentum in zahlreichen Gemeinden blühte, herrscht jetzt beinahe

unbestritten der Muhammedanismus. Auch die heidnischen Volksstämme des Innern, welche an die nordafrikanischen Küstenlande angrenzen, stehen unter dem Einflusse der eifrig missionierenden Moslemin. Christliche Missionsunternehmungen haben daher in Nordafrika, selbst unter den Heiden, bis jetzt keinen nennenswerten Erfolg gehabt. Die koptischen Christen Aegyptens und die Abessinier, die ein uraltes, arg verkümmertes Christentum aufbewahrt haben, bedürfen selbst wieder der Mission; englische Missionare, Chrischona-Brüder von Basel, unierte Presbyterianer aus Nordamerika, auch Kaiserswerter Diakonissen und englische Lehrerinnen haben versucht, durch evangelische Predigt, durch christlichen Unterricht und durch das Vorbild opferwilliger Nächstenliebe ein gesünderes Christentum in den Nilländern zu verbreiten. Die unaufhörlichen Kriegswirren der letzten Jahre, der Aufstand des Mahdi und die Erwerbungen deutscher, englischer und italienischer Kolonialpolitiker haben auch im Gebiet des oberen Nils eine der christlichen Mission feindselige Erregung veranlaßt. Es wird gemeldet, daß aus Abessinien auch die letzten evangelischen Missionare, zwei Chrischona-Brüder und zwei schwedische Missionare, die einigen Erfolg unter den Gallas gehabt hatten, vertrieben worden sind (A. M. Z. 1886, S. 326).

Aus der Mission der Gegenwart.[1])

In Kamerun haben fünf Missionare der Baseler Missionsgesellschaft seit Anfang des Jahres 1887 ihre Missionsarbeit begonnen. Zwei unter diesen Missionaren haben Erfahrung in afrikanischen Verhältnissen: G. Munz, der schon als Missionar auf der Goldküste gewirkt hat, und J. Leuze, der auf der Sklavenküste zuerst als Kaufmann und nachher kürzere Zeit im Dienst der Norddeutschen Missionsgesellschaft als Kassierer thätig gewesen ist. Umfängliche Verhandlungen der Baseler Missionsgesellschaft mit den englischen Baptisten, die früher in Kamerun thätig waren, gingen der Eröffnung einer deutschen evangelischen Mission in Kamerun voraus (vgl. E. M. M. 1887 S. 11 u. ff.). Von der deutschen Reichsregierung ist der Würtemberger Lehrer Theodor Christaller, Sohn des Missionars Christaller, mit der Erteilung des einfachsten Elementarunterrichts an die Kinder unserer Schutzbefohlenen in Kamerun beauftragt (vgl. Kol. Z. 1887 S. 62).

Bei der Grenzregulierung in Ostafrika zwischen Deutschland, England und dem Sultanat von Sansibar ist die Station Jimba, auf welcher sich Bach und Hoffmann, die ersten Missionare der „evang.-luth. Missionsgesellschaft für Ostafrika in Bayern" (vgl. Z. M. R. 1886, S. 176) niedergelassen hatten, dem Gebiet des Sultans von Sansibar zugesprochen (A. M. Z. 1887, S. 87).

In Kaiser Wilhelmsland auf Neuguinea hat der bisher allein daselbst wirkende Missionar Flierl aus Neuendettelsau in Bayern einen Gehilfen in der Person des Missionars Tremel bekommen, welcher am 1. Oktober 1886 in Finschhafen eingetroffen ist. Die Rheinische Missionsgesellschaft hat die nötigen Schritte zur Ausführung ihres Missionsplanes für das Kaiser Wilhelmsland gethan und die ersten Missionare F. Eich (früher im Herero-Lande) und Thomas (bis jetzt auf Nias) dorthin abgeordnet (vgl. Berichte der Rhein. Miss.-G. 1887, 1.) —

Nach einer Statistik des japanischen Zweiges der Evangelischen Allianz, welche das Organ der presbyterianischen Kirche Nordamerikas The Church at home and abroad in seinem Märzhefte mitteilt, waren am Anfange des Jahres 1886 21 protestantische Missionsgesellschaften in Japan thätig, zwei oder drei andere sind während des Jahres 1886 hinzugetreten. Unter 110 Missionaren befanden sich 81 amerikanische, unter 74 Missionarinnen 67 aus

[1]) In dieser neuen Rubrik unserer Zeitschrift werden wir kurze Notizen über neuere Vorgänge auf den verschiedenen Missionsgebieten bringen, setzen aber dabei voraus, daß man von einer Quartalsschrift nicht verlangen wolle, über die Tagesneuigkeiten auf dem Laufenden zu erhalten. D. Red.

Amerika. Den Fremden sind gegenwärtig 37 Häfen geöffnet, Missionare sind aber auch an acht andern Orten thätig; die eingeborenen Missionsgehilfen können sich frei im ganzen Reiche bewegen, so daß in Wirklichkeit das ganze Land dem Evangelium offen steht. Von 165 Kirchengemeinden erhielten sich 57 vollständig und 101 teilweise allein, nur sieben waren noch gänzlich abhängig von den Missionsgesellschaften. Die jährliche Kirchensteuer beziffert sich auf zwei Dollars pro Kopf der protestantischen Christen. Von Ende 1883 bis Ende 1885 ist die Zahl der evangelischen Christen von 6598 auf 11678, also um 77% in zwei Jahren gestiegen. —

Vereinsnachrichten.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein wird dieses Jahr seine ordentliche Jahresversammlung in Braunschweig abhalten. Es ist hierfür die Woche nach Pfingsten festgesetzt und vorläufig folgendes Programm in Aussicht genommen:

Dienstag, 31. Mai, Mittags 1 Uhr, Sitzung des Centralvorstandes, abends 8 Uhr freie Versammlung. Mittwoch, 1. Juni, morgens 9 Uhr Festgottesdienst, 11 Uhr Generalversammlung (Begrüßung, Jahresbericht, Rechnung, Berichte der Delegierten der Zweigvereine, Diskussion specieller Fragen.) 3 Uhr Festtafel, abends 8 Uhr volkstümliche Abendversammlung mit Ansprachen. Donnerstag, 2. Juni, morgens 9 Uhr, öffentlicher Vortrag und Diskussion. Mittags Besuch der Sehenswürdigkeiten der Stadt und Spaziergang. Das Nähere wird im Missionsblatt zu allgemeiner Kenntnis gebracht werden. —

Unser neuer Missionar für Japan, Otto Schmiedel aus Eisenach, hat seine Religionslehrerstelle am dortigen Gymnasium niedergelegt und sich zur Vorbereitung auf seinen Missionsdienst vorerst nach England begeben. Er wird im Juli vom Geschäftsausschuß in Zürich verabschiedet werden und alsdann samt Frau Gemahlin die Reise nach Japan antreten, um im September seine Thätigkeit an der Seite Spinners beginnen zu können. Die Aussendung eines dritten Missionars für Japan erweist sich als dringendes Bedürfnis und wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

In Tokyo[1]) hat Missionar Spinner in Verbindung mit dem japanischen Prediger Kozakri und dem Redakteur Shimada auf den 7. Januar ins größte Vortragslokal der Stadt eine Versammlung einberufen und vor ca. 1000 Zuhörern einen Vortrag über die Frage: „Warum ist die christliche Moral die vollkommenste?“ gehalten. Das Auditorium erwies sich äußerst dankbar und spendete dem Vortrag den lebhaftesten Beifall. Ein Anhänger des unter den Gebildeten Japans sehr verbreiteten Moralsystems des Konfucius protestierte zwar gegen Spinners Kritik des Konfucianismus und ebenso ein Anhänger der buddhistischen Religion gegen die Kritik der buddhistischen Moral; beide beruhigten sich indessen bald und opponierten nicht weiter. — Spinner hält gegenwärtig überhaupt einen Cyklus von Vorträgen über einige der hauptsächlichsten philosophischen, religiösen und sittlichen Fragen, die in Japan im Vordergrund des Interesses stehen. Am 16. Oktober sprach er über das gegenseitige Verhältnis von Wissenschaft und Religion, am 20. November über das Verhältnis von Moral und Religion zu einander; am 18. Dezember gab er einen Überblick über die Geschichte der Religion, am 21. Januar einen solchen über die Geschichte des Christentums.

---

[1]) Wir folgen der von Missionar Spinner empfohlenen Orthographie und schreiben von jetzt an: Tokyo.

Im Februar und März kamen die Fragen: wie erkennen wir Gott im Leben der Natur? wie im Leben des Geistes? an die Reihe, und für die folgenden Monate stehen auf dem gedruckt ausgegebenen Vortragsprogramm: der Mensch in seiner religiös-sittlichen Entwicklung (Kindesunschuld, Sünde, Wiedergeburt), ein Christ, die Taufe und das Abendmahl, die christliche Ehe und die Stellung der Frau im Christentum, die christliche Familie und Erziehung, der christliche Staat, die Pflichten gegen uns selbst, die Pflichten gegen den Nächsten. Überdies hält Spinner in einem Privatzirkel von hochgestellten Persönlichkeiten öfters Vorträge, z. B. anfangs Januar über Mädchenerziehung, in einem andern Kreise, wahrscheinlich in der Konferenz der Missionare, über die Geschichte des Methodismus. Die Wirkungen dieser vielseitigen, anregenden Thätigkeit bleiben nicht aus, wie auch abermalige Taufen von Japänern vorgenommen werden konnten; aber es ist hohe Zeit, daß ihm neue Hilfskräfte an die Seite treten. Für den Verein erwachsen aus diesem erfreulichen Fortgang des Missionswerks in Japan vielerlei neue Fragen, die der Generalversammlung Stoff zu ernsten Verhandlungen bieten werden. Es wird, wenn die Weiterentwicklung nicht gehemmt werden soll, zu neuen Unternehmungen von möglicherweise bedeutender Tragweite geschritten werden müssen, die an die Kraft und Opferwilligkeit des Vereins und seiner Gönner hohe Anforderungen stellen werden. Hoffentlich bleibt der Friede in Europa erhalten und wird der Verein nicht durch Erschütterungen der Weltlage in seiner Fortentwicklung aufgehalten.

Über den erfreulichen Fortgang unserer Sammlung einer deutschen Lesebibliothek für Tokyo berichtet uns Pastor Burggraf in Bremen, welcher die Centralsammelstelle übernommen hat, folgendes: „Die Sammlung hat bis heute 3000 Stücke in mein Haus gebracht. Ich sage Stücke, weil darunter auch viel Kleinzeug ist, einzelne Predigten, Vorträge, Broschüren, Katechismen und dgl. Es sind aber auch sehr wertvolle Bücher darunter, selbst neue Prachtwerke mit Holzschnitten. Besonders zahlreich sind Schulbücher eingegangen, in zweiter Linie stehen die theologischen resp. erbaulichen Werke, in dritter Linie die geschichtlichen und geographischen Schriften, darunter viele Weltgeschichten, in vierter Linie die deutschen Klassiker. Unter den letzteren sind besonders viel neue Bücher. — Wir haben 36 Sammelstellen, das Vorhandene ist von 10 Stellen gekommen, es stehen also noch 26 Stellen aus. — Bis jetzt sind 4 große Kisten in zweimaliger Sendung abgegangen, zusammen 1429 Stück; die erste Kiste ist am 6. März d. J. in Yokohama eingetroffen, muß also bereits in Spinners Händen sein. — Ich bin auch bereit, Geldsendungen anzunehmen zur Bestreitung der Kosten, die nicht gering sind. Zwar hat der Norddeutsche Lloyd uns eine erhebliche Frachtermäßigung bewilligt, aber dazu kommen vor allem die Kosten für den Buchbinder, Kistenmacher, Fuhrmann und die bedeutenden Kosten für den Transport von den einzelnen Sammelstellen nach Bremen. — Es empfiehlt sich, wenn die Herren Amtsbrüder ihre Konfirmanden auf das Unternehmen aufmerksam machen: Meine Schüler und Schülerinnen bringen gern Bücher und haben eine Freude daran, sie helfen auch beim Registrieren und Packen". — Wir hoffen, daß diese Mitteilungen des Herrn Pastor Burggraf, welcher sich so bereitwillig der nicht unbedeutenden Arbeit der Sammlung, Auswahl und Absendung der Bücher unterzieht, unsere Mitglieder und Freunde veranlassen werden, mit dem Einsenden guter, brauch-

barer Bücher für Japan fortzufahren und durch freiwillige Beiträge an Herrn Pastor Burggraf die Speditionskosten decken zu helfen. —

Neue Zweigvereine (Fortsetzung zu Jahrg. II., S. 63):

49. **Bonn**, studentischer Zweigverein, gegründet im Januar unter dem Eindruck eines Vortrages des Konsistorialrats Dr. Ehlers aus Frankfurt a. M.

Aus den Zweigvereinen:

Der Hauptverein zu **Frankfurt a. M.** feierte am 6. Februar d. J. in der Katharinenkirche sein Jahresfest. Prof. Dr. Bassermann hielt die Predigt über Röm. 1, 16. Der Bachverein und der Gesangverein der evangelisch-reformierten Gemeinde brachte abwechselnd wohlgelungene Chöre, und die sehr zahlreich erschienene Gemeinde folgte mit Aufmerksamkeit. Dies Interesse bekundete sich denn auch in zahlreichen Neuanmeldungen, welche unmittelbar nach dem Gottesdienst folgten. Konsistorialrat Dr. Ehlers hielt den Festbericht und gab ein Bild über die Entstehung und bisherige Wirksamkeit des Vereins, sowie über seine Beziehungen zu den übrigen Missionsgesellschaften und kirchlichen Kreisen. (Frankf. evgl. Gemeindebl.)

Der **Berliner** Zweigverein feierte am 13. März d. J. sein Jahresfest in der Luisenstadt-Kirche. Pred. Dr. Arndt erstattete unter Anschluß an das Pauluswort 1. Cor. 9, 16 einen Bericht über den Fortgang der Missionsarbeit in Japan und die Notwendigkeit ihrer Ausdehnung und gedachte zugleich in einem Nachrufe des am 8. Februar d. J. gestorbenen Pred. D. Lisco, der sich um Begründung, Verbreitung und Leitung des Berliner Zweigvereins die größten Verdienste erworben hat. Die Festpredigt hielt Pred. Knauert, welcher auf Grund des Textes 1. Joh. 2, 2—5 der zahlreich versammelten Gemeinde die Grundsätze unseres Vereins ans Herz legte. In Anbetracht der schwierigen kirchlichen Verhältnisse Berlins ist die Entwicklung des dortigen Zweigvereins eine gedeihliche und erfreuliche zu nennen.

In den Zweigvereinen zu **Jena** und **Heidelberg**, sowie in dem **Berliner Unions-Verein** hat Pred. Lic. Kirmß während des letzten Winters Missionsvorträge gehalten. Der im Berliner Unions-Verein gehaltene Vortrag: „Der Protestantismus und die Heidenmission" ist in Nr. 11 der „Protestantischen Kirchenzeitung" 1887 abgedruckt.

Im **Braunschweiger** Zweigverein sprach am 11. März d. J. Pred. Ritter aus Potsdam vor einer zahlreichen Versammlung über „das Christentum in Japan" und lieferte dadurch die wirksamste Vorbereitung zu dem Jahresfeste des Vereins, das während der Pfingstwoche in Braunschweig abgehalten werden soll. Das „Evangelische Gemeindeblatt für Braunschweig" bringt in Nr. 12 einen ausführlichen Bericht über diesen Vortrag.

In den Zweigvereinen zu **Eberswalde**, **Karlsruhe**, sowie in der **Evangelischen Vereinigung** zu **Frankfurt a. M.** und im **Berliner Unions-Verein** hat Pred. Dr. Arndt während des Januars und Februars Missionsvorträge gehalten.

In **Erfurt**, wo bisher noch kein Zweigverein besteht, fand am 16. Januar d. J. in der St. Michaeliskirche ein überaus zahlreich besuchter Missionsgottesdienst statt, wobei Pred. Lic. Dr. Schulze einen Vortrag über Grundsätze, Gründung und bisherige Thätigkeit unseres Missionsvereins hielt, der lebhafte Sympathien bei den Zuhörern erweckte. Die für die Zwecke des Vereins gesammelte Kollekte ergab 115 Mark. Auch eine große Anzahl für Japan bestimmter Bücher ward in den nächstfolgenden Tagen dem Prediger überbracht. In dem Gottesdienste ward eine neue, für diesen Zweck komponierte Motette „Lobet, ihr Völker, den Herrn" von Ferd. Hennig aufgeführt. Pred. Lic. Dr. Schulze beabsichtigt alljährlich über und für die Bestrebungen des Vereins einen kirchlichen Vortrag zu halten und eine Kollekte zu sammeln, was sich vielleicht auch für andere Orte empfiehlt, wo neben den vielen schon bestehenden Vereinen die Gründung eines neuen Zweigvereins nicht ratsam erscheint.

In welcher Form sollen wir den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium predigen?

Vortrag des Geh. Kirchenrats Prof. D. Lipsius auf der dritten Jahresversammlung in Braunschweig am 2. Juni 1887.

„Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorträgt." Mit diesem Gleichniswort hat unser Herr und Meister selbst seine Predigtweise unter dem Volke geschildert. Neues und Altes hat er aus seinem Schatze hervorgebracht: eine neue seligmachende Botschaft von dem Gottesreiche, das mit ihm gekommen ist, und doch wieder etwas Altes, wovon schon das Gesetz und die Propheten geredet hatten; eine neue Gottesoffenbarung, aber den alten Gott, ein neues Gebot, aber den alten Gotteswillen an die Menschen, einen neuen Trost und eine neue Kraft aus der Höhe und doch des alten Gottes uralte Gnade und Treue.

Auch unser Missionsverein soll dem guten Hausvater gleichen, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorträgt. Ein neues Werk hat er begonnen und doch will er nur mitarbeiten an dem alten Werke, an welchem die christliche Kirche seit der Apostel Tagen gearbeitet hat. Neue Arbeitsgenossen hat er gesammelt, und doch ist's eine alte Arbeit, in die er sie einführen will; neue Arbeitsgebiete will er eröffnen, und doch ist's die alte Not der heidnischen Welt, der er sich annehmen will; eine neue Arbeitsweise will er begründen, und doch ist's nur das alte Evangelium, das er predigen soll.

Unser Verein will den Kulturvölkern der heidnischen Welt, den Japanern, Chinesen, Indern das Evangelium bringen. Er will zu dieser Arbeit neue Arbeitskräfte aufrufen; er will auch diejenigen Kreise des protestantischen Volks, die bisher von der Missionssache sich ferngehalten, für seine neuen Aufgaben und seine neue Arbeitsweise gewinnen. So legt sich ihm vor allem die Pflicht auf, sich selbst und andern, den Freunden wie den Gegnern, Rechenschaft zu geben von seinen Zielen und Zwecken, Rechenschaft vor allem von den Mitteln und Wegen, die er einschlagen will, um seine Zwecke zu erreichen.

Wir feiern heute erst die dritte Jahresversammlung seit Stiftung unseres Vereins. Wir können nur erst auf bescheidene Anfänge unseres Unternehmens zurückblicken: ungleich Größeres und Schwereres liegt noch vor uns. Darum ziemt es unserem jungen Verein, das Wort des Herrn zu bedenken: „Wer ist aber unter euch, der einen Turm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es habe hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat und kann es nicht hinausführen, alle, die es sehen, anfangen seiner zu spotten und sagen: dieser Mensch hob an zu bauen und kann es nicht hinausführen."

Den Kulturvölkern der heidnischen Welt will unser Verein das Evangelium bringen. In welcher Weise will er dies thun? Welche Wege will er einschlagen, um eine uralte Kulturwelt Christo zu Füßen zu legen? In welcher Form soll er diesen Kulturvölkern das Evangelium predigen, damit seine Arbeit unter ihnen keine vergebliche bleibe?

Der erste Sendbote, welcher das Wort vom Kreuz in den Kulturländern der alten Welt gepredigt hat, ist der Apostel Paulus gewesen. Sein Beispiel kann uns zeigen, wie wir die aufgeworfene Frage zu beantworten haben. Ich fasse die Antwort in sechs Punkten zusammen.

Wir sollen den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen:

1) nicht als Menschenweisheit, sondern als Gottesoffenbarung;
2) nicht als die einzige, aber als die vollkommene Offenbarung;
3) nicht als eine neue Kultur, sondern als Hilfe in sittlicher Not;
4) nicht als Parteisache, sondern als Zeugnis von dem Einigen Heiland;
5) nicht als eine Summe erstaunlicher Lehren, sondern als eine Gottesthat zu unserem Heil;
6) nicht als eine vergangene Geschichte, sondern als eine Gotteskraft, welche der Christ im eigenen Innern erlebt.

Lassen Sie uns bei jedem dieser Punkte in der Kürze verweilen. Zum ersten also: **Wir sollen das Evangelium bringen nicht als Menschenweisheit, sondern als Gottesoffenbarung.**

Es ist von der höchsten Bedeutung für die richtige Würdigung unserer Bestrebungen, einen Punkt in den Vordergrund zu stellen, in welchem unser Verein sich eins weiß mit allen anderen Missionsvereinen der evangelischen Kirche, mögen sie einen Namen tragen, welchen sie wollen. Das Werk, das wir treiben, treiben wir nicht im eigenen Namen; das Evangelium, das wir den heidnischen Kulturvölkern bringen, ist nicht unsre Lehre, sondern eine Botschaft Gottes an die Menschen, eine Gottesoffenbarung, die an Weise und Unweise, an Gebildete und Ungebildete, an Vornehme und Geringe, an Mächtige und Schwache gleicherweise ergeht. Man hat unserem Vereine vorgeworfen, er predige das Christentum als eine neue Philosophie, als eine dem natürlichen, sinnlichen Weltverstande einleuchtende Lehre, welche in den heidnischen Kulturländern den Wettbewerb aufnehmen wolle mit heidnischer Philosophie. Wäre dies wirklich unsre Meinung, dann würden wir dem thörichten Menschen gleichen, der zu bauen anhob und es nicht hinausführen konnte. Wären wir nicht überzeugt, daß es Gottes Wort und Wille wäre, was wir den Heiden verkündigen, wir würden den Mut nicht finden, uns an so hochgebildete, in weltlicher Weisheit und Philosophie längst wohl erfahrene Völker zu wenden.

Kein Volk der alten Welt hat sich auf seine Weisheit so viel zugute gethan als die Griechen. Aber als Paulus nach Athen und Korinth kam, um Christum zu predigen, da hat er nicht mit den griechischen Philosophen, den Akademikern und Pythagoräern, den Stoikern und Epikuräern herumdisputiert. Nein, mit einem gewissen Trotze hat er es ausgesprochen, daß nicht viele Weise nach dem Fleische berufen seien, daß Gott vielmehr erwählt habe, was thöricht sei vor der Welt, damit er die Weisen zu Schanden mache. Dieser Welt Weisheit, so schreibt er, ist Thorheit vor Gott. So kann es auch unser Verein nicht als seine Aufgabe betrachten, daß seine Sendboten mit Brahminen und buddhistischen Weisen herumdisputieren. Nicht das soll ihr Ruhm sein, die heidnischen Philosophen durch scharfsinnige Beweise und streitfertige Rede zu schlagen: denn die Predigt, die sie bringen, ist, wie der Apostel sagt, den Weisen dieser Welt eine Thorheit, und nie und nimmer wird es dem klugen Weltverstand einleuchten, daß am Marterholze von Golgatha sich die Er-

lösung der Menschheit vollzogen hat. Wer dieser thörichten Predigt vom gekreuzigten Erlöser sich schämt, der kann kein Bote des Evangeliums sein.

Wohl giebt es auch eine christliche Philosophie, welche das Geheimnis der Wege Gottes zu ergründen sucht; auch Paulus hat eine solche gekannt und sie unter den gereifteren Christen vorgetragen. Wohl sind auch die Gesetze des vernünftigen Denkens eine Gottesoffenbarung, die mit der Offenbarung Gottes in der Geschichte in keinen Widerspruch kommen kann und die theologische Wissenschaft wird niemals davon ablassen, die Glaubenswahrheiten des Christentums mit allem, was wir sonst von ausgemachter Wahrheit besitzen, zu einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung zusammenzuziehen. Aber das Christentum steht und fällt mit dem Glauben an eine Beurkundung Gottes im Menschengeist und an göttliche Thaten in der Menschengeschichte. Der natürliche Weltverstand sucht auch die christliche Religion mit den Mitteln empirischer Wissenschaft als ein lediglich menschliches Produkt, als ein ausschließlich auf psychologischem und geschichtlichem Wege entstandenes Erzeugnis subjektiv menschlicher Vorstellungen zu erklären. Aber wer die Religion rein menschlich erklärt, der beschließt ihre Geschichte, denn er schließt aus ihr gerade die Hauptsache aus: den lebendigen Gott selbst und seine Thaten an den Menschen.

Es hat in der Gegenwart nicht an Leuten gefehlt, welche eine solche rein natürliche Erklärung der Religion überhaupt und des Christentums insbesondere versucht haben. Sie haben das Christentum wohl noch gar zu ehren vermeint, wenn sie es mit naturwissenschaftlicher Methode zu begreifen, als ein Naturprodukt darzustellen versuchten. Aber unser Verein darf keinen Zweifel daran lassen, daß ihm der Glaube an die göttliche Offenbarung kein bloßes natürlich entstandenes Erzeugnis subjektiv menschlicher Vorstellungen ist. Das Evangelium ist etwas von Grund aus anderes, als eine Art von Philosophie, welche menschlicher Weisheit ihren Ursprung verdankt; es ist eine Botschaft, die im Namen des lebendigen Gottes an die Menschen ergeht. Über die Vorstellungen von der göttlichen Offenbarung hat man in der christlichen Kirche gestritten und streitet noch heute; aber ohne den Glauben, daß Gott selbst sich in Christus offenbart hat, giebts kein Evangelium. Ohne diesen Glauben giebt's also auch keine Mission.

Unser Verein soll den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen als eine göttliche Offenbarung: nicht als die einzige, aber als die vollkommene Offenbarung. Nicht als die einzige, gleich als stünde die Offenbarung in Christus in der Geschichte ganz zusammenhangslos da, gleich als wäre sie wie ein Meteor vom Himmel gefallen. Wenn die religionsphilosophische Betrachtung alle Religionen der Welt, auch die christliche nicht ausgenommen, unter den Gesichtspunkt einer großen, weltgeschichtlichen Entwicklung stellt, so faßt die religiöse Betrachtung sie als eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts auf, als eine zusammenhängende Kette göttlicher Führungen und göttlicher Thaten, deren Höhepunkt Christus ist. Es giebt göttliche Offenbarung auch vor Christus und außer Christus, und man glaube nur nicht Christum zu ehren, wenn man alle religiösen Wahrheiten, auch die allerallgemeinsten, ausschließlich aus der Offenbarung in Christo abzuleiten versucht. Es ist wahr, auch die universellsten Wahrheiten der Religion nehmen für uns Christen von vornherein eine eigentümlich christliche Färbung an, werden von uns mit Christus in Verbindung gesetzt und

durch Christus verklärt. Aber die Mission muß den Wegen Gottes auch in der Heidenwelt nachgehen; sie muß anknüpfen an das allgemein Religiöse, welches auch den heidnischen Völkern nicht fehlt. Die Missionspraxis des Apostels Paulus kann uns auch hierin zum Vorbilde dienen. Er redet im Briefe an die Römer von einer Offenbarung Gottes an die Heidenwelt in Vernunft und Gewissen. „Denn das man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbart, damit daß Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt." Ebenso redet der Apostel von einem Gesetze, das auch den Heiden gegeben ist, von einem Gesetze, das in ihren Herzen beschrieben ist, „sintemal ihr Gewissen sie bezeuget." Und ganz im Einklange damit erzählt uns die Apostelgeschichte, wie Paulus in Athen seine Predigt anhebt mit dem Hinweise auf einen Altar, darauf geschrieben: „dem unbekannten Gott", und wie er ihnen nun den Gott zu verkündigen verheißt, dem sie unwissend Gottesdienst thun. In derselben Predigt zu Athen redet er von den Wegen Gottes mit den Heiden, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten: „und zwar ist er nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir: als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts." Wie an das sittliche Bewußtsein der Heiden, so hat der Apostel auch an ihre vernünftige Erkenntnis appelliert; das ursprüngliche Gottesbewußtsein hat er in ihnen wach zu rufen gesucht, die Verfälschung der ursprünglichen Gottesoffenbarung durch den Götzendienst bezeichnet er als eine dem lebendigen Gotte angethane Schmach, für welche die Götzendiener keine Entschuldigung haben. So knüpft er an das allgemein Religiöse an, wirft es nicht geringschätzig bei Seite, meint auch nicht das Christentum durch Loslösung von seiner geschichtlichen Vorbereitung zu ehren.

Und sollte nicht der Weg, welchen der Apostel unter den gebildeten Griechen und Römern einschlug, auch heute noch der richtige unter den heidnischen Kulturvölkern, den Japanern, Chinesen und Indern sein? Auch unter ihnen hat Gott sich nicht unbezeugt gelassen. Was ein alter Kirchenvater einmal geredet hat von den Samenkörnern des göttlichen Worts, die auch in der Heidenwelt ausgestreut sind, es ist auch heute noch eine Wahrheit. Und auch heute noch gilt das schöne Wort eines andern Kirchenlehrers von dem Zeugnisse der Seele, die von Natur eine Christin sei. Wie heute inmitten einer äußerlich christlichen, innerlich dem Christenglauben entfremdeten Kultur, die an das allgemein Religiöse anknüpfende Apologetik zur Arbeit wird an der inneren Mission, so muß umgekehrt die äußere Mission unter den heidnischen Kulturvölkern apologetisch zu Werke gehn. Ich weiß ja wohl, daß heutzutage die Apologetik auch in manchen theologischen Kreisen gering angesehen ist, vielfach nicht ohne eigene Schuld derer, die sie betreiben. Ich verteidige auch nicht jene Apologetik, welcher die überlieferte dogmatische Form des Christentums als die Hauptsache dünkt, nicht jene Apologetik, welche um jede Klaue zankt: aber apologetisch im besten Sinne des Worts muß heute unsre Missionsarbeit sein; aus den Vorhöfen des Heiligtums muß sie Schritt für Schritt ins Allerheiligste führen: sie muß mit weitem, freiem Blick das Christentum in den großen Zusammenhang menschheitlicher weltgeschichtlicher Entwicklung hineinstellen. Hierzu kann auch eine rechte Religionsphilosophie ihr wertvolle Dienste leisten. Aber sie lei iese nuretst,

dann, wenn das Auge fest von den Niederungen empor zu der Höhe gerichtet ist; wenn man das Christentum nicht seines einzigartigen Vorzugs vor allen heidnischen Religionen entkleidet, sondern es als den Höhenpunkt aller Gottesoffenbarung erkennt, zu welchem alle religiösen Regungen der Heidenwelt sich verhalten, wie das Stückwerk zu dem Vollkommnen, wie die dunkle Ahnung zur lichten Erkenntnis, wie das Morgengrauen zum hellen Tag.

Soll aber diese apologetische Missionsarbeit in der rechten Weise getrieben werden, so muß man auch Rede stehen können von dem einzigartigen Gute, welches das Evangelium bringt. Man muß zum dritten das Evangelium predigen *nicht als eine neue Kultur, sondern als Hilfe in sittlicher Not*. Alle Achtung jenen opferfreudigen Männern, welche den halbwilden Stämmen dreier Weltteile mit dem Christentum auch die ersten Anfänge einer wahrhaft menschlichen Kultur gebracht, die ihnen zugleich mit dem Evangelium die Wohlthaten christlicher Gesittung kennen gelehrt haben. Aber den Kulturvölkern der alten Welt gegenüber thut ein anderes Missionsverfahren not. Wir brauchen ihnen die Kultur nicht erst zu bringen, denn die haben sie schon; in allen Gütern des bürgerlichen und wirtschaftlichen Lebens, in Kunst und Gewerbe wetteifern sie mit den europäischen Völkern; in vielen dieser Dinge thun sie es ihnen gleich, in manchen übertreffen sie dieselben. Nicht viel anders steht es mit der intellektuellen Kultur. Auf allen Gebieten des Welterkennens haben jene Völker, zu denen wir unsere Sendboten ausschicken, es weit gebracht; die formale Verstandesbildung, die Schulung des logischen Denkens ist bei ihnen bis zu einer vielfach geradezu bewunderungswürdigen Höhe entwickelt. Unser Missionsverein hat es sich darum zum Grundsatze gemacht, zu jenen Kulturvölkern nur Männer von gediegener allgemeiner und wissenschaftlicher Bildung zu senden. Unsre Missionare müssen den hochgebildeten Heiden, an die sie sich wenden, an geistiger Kultur nicht bloß ebenbürtig, sondern überlegen sein. Sie müssen ihnen Achtung einflößen vor der geistigen Macht unsrer abendländisch-christlichen Kultur, damit sie auch mit ihrer Botschaft vom Evangelium williges Gehör finden können. Zumal in Japan, welches den Einwirkungen deutscher Bildung und Wissenschaft aus eigenem Antriebe seine Grenzen erschlossen hat, müssen die Boten des Evangeliums unter den Pionieren deutscher Kultur in den vordersten Reihen stehen.

Aber darum bleibt es doch dabei, daß es nicht ihre Aufgabe sein kann, an die Stelle der altjapanischen oder altchinesischen Kultur die europäische, speziell die deutsche zu bringen. Das Christentum hat die gesamte Kultur des Abendlandes umgestaltet; es bildet vor allem die Grundlage für das ganze geistige Leben unseres deutschen Volkes. Aber nicht darum schicken wir unsere Sendboten aus, um den Japanern das geschichtliche Verständnis der deutschen Kultur zu eröffnen. Hätten wir den heidnischen Kulturvölkern keine höheren Güter zu bieten als eine andere, wenn auch auf edlerem und festerem Grunde ruhende Kultur: so besäßen wir keine genügende Rechtfertigung für unser Unternehmen. Denn *diese* Arbeit können wir getrost den Vertretern weltlicher Wissenschaft überlassen, welche schon vor unseren Sendboten in den fernen Osten gezogen sind. Es ist eine arge Verkennung der Zwecke unseres Vereins, wenn man ihm vorwirft, lediglich dieser Kulturarbeit sich dienstbar zu machen. Er will die Kulturarbeit in den Dienst

der Mission, er will aber nicht die Mission in den Dienst der Kulturarbeit stellen. Nicht als eine neue Kultur, sondern als Hilfe in sittlicher Not wollen wir das Evangelium bringen. Die sittliche Hilfsbedürftigkeit der alten Kulturvölker ist es schon in des Apostels Tagen gewesen, welche dem Evangelium die Wege gebahnt hat. Wie einst unser Herr selbst nicht zu den gesetzesgerechten Pharisäern, sondern zu den Zöllnern und Sündern in Israel, so ist der Apostel Paulus nicht zu den Starken, sondern zu den Schwachen, nicht zu den Selbstzufriedenen, die sich satt und reich und vollkommen dünkten, sondern zu den von der Last und Schuld ihrer Sünde Bedrückten in der Heidenwelt gegangen, zu denen, die, wie es in der Bergpredigt heißt, nach der Gerechtigkeit hungerten und dürsteten. So muß auch heute noch die Predigt des Evangeliums, wo immer sie erschallt, anheben von der Predigt der Buße. Sie muß das Bewußtsein sittlicher Ohnmacht und Schuld wecken, wo es noch schläft; sie muß es schärfen, wo es noch schwach ist; sie muß an das Gewissen der Gebildeten wie der Ungebildeten, der Vornehmen wie Geringen sich wenden; sie muß sie zur Einsicht führen in ihre sittliche Not und dadurch das Verlangen wach rufen nach der Hilfe, welche Christus bringt. Das, was das Christentum von allen heidnischen Religionen unterscheidet, ist dieses, daß es die sittliche Religion im einzigartigen Sinne ist; die Religion, welche alle natürlichen und geistigen Güter den sittlichen unterordnet, welche die Menschheit lehrt, ihren Lebenszweck nicht im sinnlichen Wohlergehen, auch nicht in intellektueller oder ästhetischer Kultur, sondern in sittlicher Vollkommenheit zu erkennen. Wie einst die alten Griechen und Römer, so sind heute die Kulturvölker des Orients ein trauriger Beweis dafür, daß eine hochentwickelte weltliche Kultur keine Schutzwehr zu bieten vermag gegen sittlichen Verfall, gegen das tiefste Elend und die entsetzlichste Verkommenheit des sittlichen Volkslebens. Hier will die Predigt des Evangeliums Hilfe bringen, eine Hilfe, die nicht aus den natürlichen Kräften der heidnischen Völker herausgeboren, die nur als eine Kraft von oben dem natürlichen Volksleben eingepflanzt werden kann; eine Hilfe, die auch dadurch nicht gewonnen werden kann, daß man die heidnische Kultur jener Völker durch eine andere Kultur verdrängt, sondern einzig und allein durch die Botschaft von einem höheren Lebenszweck, einem höheren Frieden und einem höheren Heil, als alle weltliche Bildung, und sei sie noch so verfeinert, gewähren kann.

Diese Botschaft aber sollen unsere Sendboten bringen nicht als eine Parteisache, sondern als Zeugnis von dem Einigen Heiland. Wenn irgend etwas die sittlichen Wirkungen des Evangeliums in den Heidenländern gehemmt hat, so ist es die innere Zerrissenheit der Christenheit selbst, welche auch im Missionswesen sich widerspiegelt. Ich rede hier nicht von der sogenannten Mission der römischen oder russischen Kirche, weder von der Mission der Jesuiten, die überall nur auf Ausbreitung der päpstlichen Herrschaft bedacht ist, noch von der Mission der russischen Popen, die nur ein Werkzeug ist im Dienste der russischen Eroberungspolitik. Ich rede hier lediglich von der evangelischen Mission, der es ernstlich um die Sache des Reiches Gottes zu thun ist. Aber statt das eine Reichspanier unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi zu entfalten, lassen die verschiedenen Missionsgesellschaften ihre besonderen Fähnlein flattern, und nicht selten gewinnt es den Anschein, als sei es ihnen mindestens ebensosehr um die

Sonderlehre ihrer kirchlichen Denomination und Partei, als um das eine über allen Parteigegensätzen stehende Evangelium zu thun. Wie einst zu den Zeiten des Apostels der eine sagte: ich bin Paulisch, der andere: ich bin Apollisch, der dritte: ich bin Kephisch, der vierte gar, als komme ihm der Christenname ausschließlich zu: ich bin Christisch, — so ist es leider auch in unseren Tagen, nicht bloß in den Heimatländern des evangelischen Protestantismus selbst, sondern vielfach auch draußen in den Missionsgebieten. Und dennoch ist ja wie die sittliche Not, welcher die Mission abhelfen will, so auch die Hilfe selbst, welche das Evangelium darbietet, nur eine und dieselbe. Wie sehr die verschiedenen Missionsgesellschaften auch ihre Sonderkonfession und Sondertheologie zu betonen lieben, es ist doch nur Ein Christus, den sie als den Sünderheiland predigen können, nur Ein Evangelium vom Gottesreich und von der Gotteskindschaft der Reichsgenossen, welches der sittlichen Not der Heidenwelt abhelfen kann. Das Gewichtlegen auf die Sondermeinung und Sonderpartei dagegen lenkt die Blicke von der Hauptsache ab auf untergeordnete Dinge, von den sittlichen Forderungen auf theoretische Interessen, von der Bußpredigt, die an den Willen sich wendet, auf Streitfragen, die den Verstand beschäftigen, vom Glauben im rein religiösen Sinne auf den Glauben im Sinne der Dogmatik einer bestimmten Kirchenpartei. So ist's gerade dieser Parteigeist, der den mächtigen Eindruck des Wortes Gottes verkümmert.

Auch hier wieder kann das Missionsverfahren des Apostels Paulus uns zum Vorbilde dienen. Wie ernstlich warnt er die Korinther, sich nach seinem oder eines anderen Lehrers Namen zu nennen. „Ist Christus zertrennt? Ist denn Paulus für euch gekreuzigt? Oder seid ihr auf Pauli Namen getauft?" Wie streng tadelt er den fleischlichen Eifer, die eine Predigtweise herauszustreichen, die andere herabzusetzen; wie empfindlich geißelt er die aufgeblasene Selbstüberhebung, welche zu Gunsten des einen Lehrers wider den andern sich rühmt, als wären diese nicht alle Diener Gottes und Mitarbeiter an Gottes Werk.

Auch unser Verein stünde unter dem Gerichte des apostolischen Worts, wollte er das Evangelium von Christo wieder nur als Parteisache treiben. Wenn er Kreise, die sich bisher der Missionssache fernhielten, sammelt, so soll er darum doch selbst kein Parteiverein sein, und es ist seine Pflicht, auch den Schein, als wäre er ein solcher, ernstlich zu meiden. Wenn er neue Wege einschlägt, um den Kulturvölkern das Evangelium zugänglich zu machen, so darf ihm doch eine bestimmte Theologie nicht höher stehen wollen, als das einfache Evangelium selbst. Keine neue Schule, keine moderne Theologie will er zu den Heidenvölkern bringen, auch kein sogenanntes aufgeklärtes Christentum, das sich vor allem durch verstandesmäßige Kritik der überlieferten Lehrformen beliebt machen wollte.

Bloße Verstandeskritik kann weder den Prediger noch den Hörer erwärmen. Gesetzt auch, es würde das Christentum da und dort in einer Weise gepredigt, die dem aufgeklärten Weltverstande gebildeter Heiden nur den Eindruck eines neuen Heidentums macht, so würden wir dadurch, daß wir einstimmten in diese Kritik, doch noch keine einzige Seele für Christus gewinnen. Dies vermögen wir nur, wenn wir den Kulturvölkern etwas Positives zu bieten haben: wenn wir ihnen mit einem Worte die Herrlichkeit Christi, des Einen Sünderheilandes vor Augen malen.

So wenig aber wie eine rein verständige Kritik, sollen wir den gebildeten Heiden die Dogmatik einer bestimmten theologischen Schule bieten; also keine sogenannte liberale Dogmatik, aber ebensowenig die Dogmatik der Orthodoxie mit ihren „übervernünftigen", jede Möglichkeit des denkenden Erkennens überschreitenden „Wahrheiten". Nicht als eine Summe erstaunlicher Lehren sollen wir das Evangelium verkündigen, sondern als eine Gottesthat zu unserem Heil.

Nahe an neunzehn Jahrhunderte ist das Christentum auf der Welt, und noch immer streiten die Theologen auch in der evangelischen Kirche, was denn eigentlich das Wesen des Christentums sei. Ist's eine neue Dogmatik? Ist's eine neue Moral? Ist's eine neue Welt- und Lebensbetrachtung oder eine Summe wunderbarer Aufschlüsse über die Natur Gottes und der übersinnlichen Welt? Ist's ein neues „Lebensideal", welches Jesus Christus gelehrt hat, etwa Gottvertrauen, Berufstreue und Menschenliebe, oder ist's eine geheimnisvolle Metaphysik, welche die Art und Weise beschreibt, wie göttliche und menschliche Natur ungetrennt und doch ungemischt zu persönlicher Einheit in Christus verbunden sind? So kann man noch lange fortfahren zu fragen. Und doch liegt die Antwort nahe genug. Das Wesen des Christentums ist nichts von dem allen. Denn es ist von vornherein überhaupt keine neue Lehre oder Theorie, keine Summe theoretischer, sei es nun vernünftiger, sei es übervernünftiger Erkenntnisse, sondern zuerst und zuoberst eine That Gottes in der Menschen-Geschichte und zum andern ein thatsächliches Verhältnis zwischen Gott und den Menschen, welches auf jener That Gottes in der Geschichte beruht. Das Christentum ist die Botschaft von Jesus Christus dem alleinigen Heiland, in welchem Gottes Gnadenwille thatsächlich verwirklicht ist, und von der neuen religiös-sittlichen Lebensmacht, die durch Jesum Christum in die Welt gekommen ist. Im Glauben an ihn hat der Sünder einen gnädigen Gott, nicht bloß weil Christus eine neue Lehre von Gott und seinen Motiven und Zwecken, oder eine neue Lehre von dem Zweck der Welt und des Menschen gebracht hätte, sondern weil in seiner Person göttliches Wesen mit menschlicher Natur zur vollkommenen Einheit verbunden und damit ein neues gottmenschliches Leben in der natürlichen Menschheit begründet worden ist. In Christus ist Gott selbst mit seinem Liebewesen gegenwärtig im Menschen und damit zugleich die Menschheit thatsächlich mit Gott geeint.

Das Christentum ist die frohe Botschaft von der Thatoffenbarung der göttlichen Gnade in Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland, und von dem neuen Verhältnisse der Menschen zu Gott, welches durch Christum begründet ist: von der Gotteskindschaft und von dem Reiche Gottes unter den Menschen. Das ist der einfache Kern des Evangeliums, zu welchem sich alle Schultheologie nur wie eine Reihe unvollkommener menschlicher Versuche verhält, die große That Gottes in der Geschichte in Bildern und Gleichnissen zu beschreiben. Dieses einfache Evangelium und nicht die ausgebildete Schultheologie hat einst die griechische und römische Welt erobert. Als Paulus zu den in aller weltlichen Weisheit erfahrenen Korinthern kam, da hat er unter ihnen von nichts anderem wissen wollen, als allein von Jesus Christus dem Gekreuzigten. Er, der mit seiner dialektischen Begabung und seiner schulmäßigen Bildung weit mehr zum

Theologen gemacht schien als zum schlichten Missionar, er hat es doch für seine Pflicht gehalten, bei der ersten grundlegenden Predigt alle Theologie zurückzustellen. Er hat keine hohen Theorien, sondern lediglich das Wort vom Kreuz in schlichter, nach der Meinung der Korinther allzuschlichter Rede verkündigt. Und auf dieser Predigt allein, nicht auf der tiefsinnigen paulinischen Theologie hat sich die Heidenkirche der Folgezeit auferbaut. So kann und soll auch unser Verein den Kulturvölkern des Ostens das Christentum nicht bringen in jener fertigen, theologischen Schulform, wie sie im Laufe der Jahrhunderte durch unsere abendländische Entwicklung gestaltet worden ist. Diese Schultheologie, zu deren Ausbildung jüdische Schriftgelehrsamkeit und griechische Philosophie zusammengewirkt haben, steht dem geistigen Leben der orientalischen Kulturvölker als ein fremdartiges Gebilde gegenüber, das sie in dieser abgeschlossenen Form sich nicht aneignen können. Wir müssen, um ihnen zu dienen, die unserer Theologie geläufigen Formeln erst wieder flüssig machen, indem wir sie gleichsam wieder eintauchen in den warmen Strom religiösen Empfindens. Wir dürfen nicht vergessen, daß alle jene dogmatischen Ausdrücke für sich allein niemals religiöses Leben erwecken können, daß sie erst fruchtbar gemacht werden müssen, indem man diese zusammengesetzten Gebilde auf ihre einfachen Grundverhälnisse zurückführt. Wir würden bei einem so scharf verständigen Volke wie den Japanern wenig ausrichten, wollten wir ihnen metaphysische Geheimnisse vortragen, von denen Menschen nichts verstehen, und gegen deren unvollkommene menschliche Vorstellung immer von neuem die Kritik des Verstandes sich kehrt. Wir würden nur ihren Widerspruch herausfordern, wollten wir durch erstaunliche Künste uns abmühen zu zeigen, wie in Gottes verborgener Natur die Dreiheit zugleich eine Einheit und die Einheit zugleich eine Dreiheit sei, oder wollten wir etwa durch Analogien, wie sie auch der Buddhismus bietet, die Wandlungen eines Gottes und das natürliche Hervorgehen einer göttlichen Person aus der andern erläutern, oder auch unter Anknüpfung an die Vorstellungen der Naturreligion zu erklären suchen, unter welchen Bedingungen in Gott selbst eine Umstimmung des Zorns in Gnade herbeigeführt werde, und wie beschaffen die übermenschlichen Leistungen sein müßten, um solche Umstimmung für Gott möglich zu machen. Statt über die Geheimnisse der göttlichen Natur zu spekulieren, wird der Heidenbote besser thun, von dem Einen Gotte zu reden, der als Vater über uns allen, im Sohne für uns alle, durch seinen Geist aber in allen Gläubigen ist. Statt über das verborgene Wesen Christi zu reden, soll der Missionar hinweisen auf die im Sohne offenbarte göttliche Liebe, er soll ihn vor die Augen der Hörer malen als den Erwählten der göttlichen Liebe, in dem wir den Vater ins Herz schauen, er soll es verkünden, daß das Wort Gottes, welches die Seelen selig macht, in Christus persönlich erschienen sei. Statt eine theologische Theorie über den Hergang der Versöhnung zu entwickeln, wird er sicherer die Herzen der Hörer treffen, wenn er ihnen bezeugt: in Christo *haben* wir einen gnädigen Gott, in ihm *ist* die Versöhnung Gottes mit den Menschen vollzogen, in ihm ist die Menschheit mit Gott geeint.

Aber wie soll, so fragen wir endlich, der Beweis der Wahrheit für die Gottesoffenbarung in Christo geführt werden? Dadurch, daß der

Sendbote unseres Vereins das Evangelium nicht als eine vergangene Geschichte verkündigt, sondern als eine Gotteskraft, welche der Christ im eigenen Innern erlebt. Für die Wahrheit des Evangeliums giebt es nun einmal keinen anderen Beweis, als den Erfahrungsbeweis. Daß Gott in Christo war und in ihm die Welt mit sich versöhnte, das läßt sich nicht wie eine dem natürlichen Welterkennen zugängliche Wahrheit dem Verstande beweisen. Aber erleben läßt es sich von denen, in welchen Christus eine Gestalt gewinnt, als eine Thatsache ihres eigenen inneren Lebens; und der nur hat einen versöhnten Gott, in dessen Herzen Christus von neuem geboren wird. Denn wie der Dichter singt:

Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren
Und wär' es nicht in dir: er wär' für dich verloren.

Diese innere Erfahrung von der seligmachenden und sittlich erneuernden Macht des Evangeliums ist es, welche der Apostel Paulus meint, wenn er von seiner Predigt sagt, daß sie nicht durch vernünftige Worte menschlicher Weisheit, sondern durch den Beweis des Geistes und der Kraft sich wirksam erweise, oder wenn er vom Evangelium rühmt, es sei eine Kraft Gottes denen, die selig werden. So muß es sich auch an der Heidenpredigt unserer Missionare bewähren, daß unser Glaube nicht auf Menschen-Weisheit, sondern auf Gottes Kraft besteht. Diesen Beweis des Geistes und der Kraft vermag aber nur der zu führen, welcher selbst etwas von der Kraft des Evangeliums am eigenen Herzen gespürt hat, von der Kraft desselben, den bekümmerten Seelen Frieden zu bringen und aus alten sündigen, fleischlichen Menschen neue geistige Menschen, Menschen Gottes zu machen. Ein Zeuge Christi kann nur sein, an dessen inwendigem Menschen sich der gekreuzigte Heiland wahrhaft als der auferstandene Fürst des Lebens erwiesen hat. Wir selbst müssen es an uns erfahren haben: Christus hat dem Tode die Macht genommen, dem leiblichen Tode seine Schrecken, dem geistlichen Tode seine seelenwürgende Gewalt. Nur dann, wenn der Christus für uns zum Christus in uns geworden ist, können wir hoffen, daß die Totengebeine wieder lebendig werden. Wir senden unsere Boten aus im lebendigen Glauben, daß diese tote, versteinerte, mumienhafte Kultur, daß diese Erstarrung aller lebendigen Religion einem neuen Leben weichen werde, welches Christus selbst in den Heidenvölkern erweckt. Unsere Heilsboten sollen keine neue Theorie bringen, über die der Verstand disputiert, keine neue Schulweisheit, welche die alte ablöst. Die eine kostbare Perle sollen sie bringen, den Frieden der Seele mit Gott, die Seligkeit der Gotteskinder, die einen versöhnten Vater im Himmel haben. Diese Güter bringen wir den Heidenvölkern, wenn wir ihnen Christum bringen, nicht ein Dogma von Christus, sondern ihn selbst, seine lebendige Person, sein Wort, sein Bild, seine herrliche Gestalt — nicht als etwas ganz Unvorbereitetes in der Geschichte der Völker, sondern als das lösende Wort der alten Rätselfrage des Lebens, als den Stiller aller Sehnsucht, auf den die Völker geharrt haben, als den Stiller alles Haders, als die Lebenssonne, vor welcher die Nacht entflieht, als das lebendige Wort des lebendigen Gottes.

Aber zur Mission durch das Wort muß die Mission durch die That und durch das Leben hinzutreten. Die Heiden müssen es an dem Wandel der Christen merken, daß das Evangelium wahrhaftig eine Gotteskraft ist,

die den Menschen erneut. Nicht ohne Grund hat man die Klage geführt, ein Haupthindernis der Mission in den Heidenländern seien die Christen selbst, die Schein- und Namenchristen, deren sittenloser Wandel Christo zur Unehre gereicht. Um solche Schmach zu tilgen, muß das Missionswerk an denen anheben, welche in die Heidenländer gezogen sind, lediglich um weltlichen Erwerbs willen, ohne ihrer Christenpflicht eingedenk zu sein. Diese Schläfer müssen aufgerüttelt werden aus ihrem geistlichen Schlafe, damit die Kraft des Evangeliums auch ihre Herzen und ihren Wandel erneue. Darum hat auch unser Verein seine Arbeit in Japan mit der Sammlung und seelsorgerischen Pflege unserer evangelischen Landsleute begonnen. Die christliche Gemeinde und das christliche Haus müssen einfach durch ihr Vorbild Mission in der Heidenwelt treiben. Wie in den Zeiten Christi und der Apostel muß es von unseren evangelischen Gemeinden und Familien dort in der Ferne gelten, daß sie ein Salz der Erde und ein Licht der Welt sind. Sie müssen ihr Licht leuchten lassen vor den Leuten, damit die Heiden ihren guten Wandel sehen und den Vater im Himmel preisen.

„Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird Christus dich erleuchten": dieses apostolische Wort soll je und je das Losungswort unseres Vereines sein; es ist ein Wort der Verheißung, das uns in unserer Missionsarbeit ermutigen soll. „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird Christus dich erleuchten": dieses Wort ist zugleich ein Wort der Mahnung, welches nicht bloß an die Christen in den Heidenländern, sondern an uns alle ergeht. Unser Volk muß wieder warm werden für die Mission, denn sie ist ein Gebot unseres Herrn. Wir müssen Mission treiben, wie der Apostel Paulus sie trieb, als eine göttlich auferlegte Notwendigkeit, nicht aus äußerem Antrieb, nicht um uns einen schönen Namen unter den Menschen zu machen, sondern weil wirs nicht lassen können, von den Großthaten unseres Gottes zu reden. Wie das Christentum die alleruniversellste, die allgemeinste menschliche Angelegenheit ist, so sollen auch an der Missionsarbeit alle Anteil haben, in denen Christus eine Macht geworden ist. Es giebt mancherlei Gaben, aber es ist nur ein Geist. So mögen die verschiedensten Richtungen der evangelischen Kirche sich im Missionswerke die Bruderhand reichen zu gemeinsamer Arbeit im Dienste des gemeinsamen Herrn. Wir verlangen für uns nichts anderes, als das Recht, unsere Christenpflicht zu üben, indem wir unsere Sendboten zu den heidnischen Kulturvölkern aussenden. Wir wollen nicht wieder schmähen, wo man uns schmäht, wir wollen aber eingedenk sein des apostolischen Wortes, daß es keinen andern Beweis für die christliche Ächtheit unsrer Missionsarbeit giebt, als den Beweis des Geistes und der Kraft. „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. So aber jemand auf diesen Grund baut Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln: so wird eines jeglichen Werk offenbar werden. Der Tag wird es klar machen, denn es wird durch das Feuer offenbar werden und, welcherlei eines jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren." Bitten wir darum Gott, daß sein Prüfungsfeuer auch unsere Arbeit bewähre. Ja, Herr, lege du selbst den Segen auf unser Missionswerk, denn an Deinem Segen ist alles gelegen. Amen.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.

Festpredigt über 1. Tim. 2, 4—6, von Oberpfarrer D. Graue

gehalten bei der dritten Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins zu Braunschweig den 1. Juni 1887.

Andächtige Festgemeinde! „Gott will es!" So erklang es aus dem Munde alles Volks, als einst auf der Kirchenversammlung zu Clermont die Christenheit zu einem Kreuzzuge aufgerufen wurde, um das heilige Grab zu Jerusalem den Händen der Ungläubigen zu entreißen. „Gott will es", das war und blieb fortan das Losungswort der Kreuzfahrer, als sie unter der Führung mächtiger Fürsten nach dem heiligen Lande zogen. Ist das aber nicht auch unser Losungswort? Und können wir nicht von dem Vereinswerke, daran wir unter dem besonderen Schutze eines edlen deutschen Fürsten arbeiten, mit viel besserem Rechte als jene von ihrem Unternehmen rühmen und sagen: Gott will es!? Jene zogen aus zu gewaltthätigen und blutigen Kämpfen. Wir wandeln auf den Wegen des Friedens und treiben ein Werk des Friedens. Die Begeisterung der Kreuzfahrer war von einer unklaren, schwärmerischen, mehr sinnlichen als geistigen Andacht getragen, welche das Göttliche in Christo äußerlich, handgreiflich erfassen, eine sinnliche, räumliche Vereinigung mit demselben erlangen wollte. Die andächtige Begeisterung aber, mit der wir für unser Missionswerk eintreten und wirken, ist mit der ruhigen Besonnenheit des denkenden, alles prüfenden Geistes und mit dem klaren Bewußtsein unauflöslich verbunden: „Das Christentum ist Geist, heiliger Geist; das Fleisch ist kein nütze, der Geist ist es, der da lebendig macht." Darum anstatt wie jene in die Ferne zu schauen und auszuziehen, um das Grab zu erobern, darin der Leichnam des Herrn geruhet hat, richten wir unsere Blicke und senden unsere Boten in die Ferne, um die Menschenherzen zu erobern für den lebendig machenden Geist des Herrn. Während die Begeisterung der Kreuzzüge, weil ihr ein fruchtloses Ringen und Streben zu Grunde lag, notwendig erkalten und ihr mächtiger Strom immer seichter werden und schließlich im Sande verlaufen mußte, wird die Begeisterung, die unseren Verein begründet und hier zusammengeführt hat, immer kräftiger, unaufhaltsamer sich fortpflanzen von Land zu Land, von Geschlecht zu Geschlecht, und mit immer festerer und fröhlicherer Zuversicht wird alles Volk von unserem Werke sagen: „Gott will es!"

Heute sind wir freilich noch weit davon entfernt, allseitige Zustimmung zu unserem Werke zu finden. Auch solche, die an den Liebesarbeiten des christlichen Glaubens sonst gern teilnehmen, stehen großenteils unserer Vereinsarbeit mit ernsten Bedenken gegenüber, und während die einen, in ihrem Urteil über unsere Bestrebungen noch schwankend von denselben sich fern halten, gehen die anderen zu offenem Angriff über und wollen uns selber an unserem Werke irre machen.

Darum lasset uns diese Stunde dazu benutzen, die Zuversicht in den Herzen fest zu begründen, daß unser Werk von Gott selber gewollt ist. Lasset uns das thun auf Grund des Wortes der heiligen Schrift, das 1. Tim. 2, 4—6 geschrieben steht und also lautet:

„Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Denn es ist Ein Gott, und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch

Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde."

Die verlesenen Worte bezeugen uns Dreierlei: Zuerst, Gott will, daß allen Menschen geholfen werde; sodann, Gott will, daß durch die Predigt von Christo geholfen werde; endlich, Gott will, daß zu seiner Zeit geholfen werde.

Ist dies nicht aber gerade dasjenige, was wir wollen und zu dessen Verwirklichung unser Vereinswerk beitragen soll? Ja, und darum sagen wir von diesem Werke mit Recht: „Gott will es!"

I. Der Begründer dieser altehrwürdigen Stadt, welche unsren Verein gastlich aufgenommen und die Pforten einer ihrer schönen Kirchen uns geöffnet hat, Heinrich der Löwe, hat auch Mission getrieben, aber anders als wir, nämlich im eigenen Vaterlande. Er hat die zwischen Elbe und Oder wohnenden heidnischen Slaven, die er durch sein tapferes Schwert unterworfen hatte, durch die Macht des Kreuzes für christlichen Gottesdienst und deutsche Kultur zu gewinnen gesucht und die von ihm gebauten Burgen und festen Plätze zu Ausgangspunkten christlich germanischer Missionsthätigkeit gemacht. Warum thun wir nicht auch also? Haben wir doch im eigenen Vaterlande, nicht nur zwischen Elbe und Oder, sondern in allen deutschen Gauen noch so viel Heidentum, heidnischen Unglauben, Leichtsinn und Trotz in den Tagen des Glückes, heidnischen Aberglauben, heidnische Trostlosigkeit, Verbitterung und Verzweiflung in den Zeiten der Trübsal und Not. Warum lassen wir uns denn nicht genügen, dagegen zu kämpfen? Warum wollen wir auch in weite Ferne hinaustragen, was Gott uns zum Heil und Trost gegeben hat? Darum, weil Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.

Ja, allen Menschen kann und soll geholfen werden; denn es ist Ein Gott. Wo jedes Volk seine eigene nationale Gottheit verehrt, da hält es sich allein für das Volk, dem die hilfreiche Macht Gottes zur Seite steht, und auf die anderen Völker sieht es als auf Barbaren und unreine Kreaturen, als auf eine Masse des Verderbens hinab. Wo aber ein Volk, wie die alten Römer, auch die Götter der anderen Völker aufnimmt und in einem großen Pantheon verehrt, da schwindet, je größer die Zahl der Götter wird, desto völliger die Ehrfurcht vor ihrer Majestät und das Vertrauen auf ihre Hilfe. Doch nun ist der Eine Gott der Herr über alle Völker und die Hilfe für alle Völker. Wenn es nicht so wäre, wenn, wie viele glauben und lehren, die göttliche Macht in sich zerspalten, mit sich selber in Zwiespalt und die Welt geteilt wäre in ein Reich der Wahrheit und des Heils unter dem Gott der Güte und des Lichtes und in ein Reich der Lüge und des Unheils unter dem Gott der Bosheit und der Finsternis, dann wären die Menschen zu einem Teile unrettbar verloren, Kinder des Teufels, denen nimmermehr könnte geholfen werden. Nun aber ist Ein Gott, dessen Güte reichet, so weit der Himmel ist, und seine Wahrheit, so weit die Wolken gehen; und Er will, daß allen Menschen geholfen werde. Er neiget sich in unendlichem Erbarmen herab über unser ganzes Geschlecht; Er hat die Menschen so lieb.

Die Welt hat und übt auch Liebe. Aber wie wählerisch ist sie dabei! wie oft versagt sie ihre Liebe, dem einen, weil er zu gering und niedrig ist, dem andern, weil er zu sündig ist, dem einen, weil er ihr nicht gefällt, dem andern, weil er zu weit entfernt ist! Gott aber hat Liebe auch für die Abtrünnigen und Unmündigen, und seine Verheißung gilt allen,

die ferne sind und die Er selber herzurufen wird. Die Liebe der Welt suchet niemals nur der anderen Glück, sondern auch das eigene; die Menschen lieben einander unzählige Male nur, weil sie einander bedürfen. Gott aber bedarf niemandes; und wie eine zärtliche Mutter ihr schwächliches, krankes Kind am innigsten liebet, so offenbaret Gott der Herr Seine Huld und Güte den Schwächsten, Ärmsten und Elendesten am reichsten und herrlichsten; Gott erbarmet sich deren am meisten, die Seiner am meisten bedürfen.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Wie Er aber den von Nahrungssorgen bedrängten Armen das tägliche Brot nicht vom Himmel regnen läßt, sondern ihnen durch die Handreichung derer hilft, die an irdischem Besitz ein Übriges haben, so will Er auch denen helfen, welchen das Brot des Lebens für ihre Seelen mangelt; Gott will den Menschen helfen durch Menschen. Darum läßt Er in die Herzen derer, die an Seine Liebe glauben, etwas von dieser Liebe ausströmen; und haben wir das Fest der Pfingsten, das in diesen Tagen uns wiederkehrte, in Wahrheit gefeiert, dann wissen wir aus eigener Erfahrung, was das Wort des Apostels bedeutet: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist."

Tragen wir aber die Liebe in uns, die aus Gott geboren ist, so lassen wir uns an der Vaterlandsliebe ebenso wenig genügen wie an der Familienliebe, aus welcher dieselbe erwachsen ist, sondern, so ernst und treu wir sorgen für unseres Hauses Wohl und daran arbeiten, daß unserem Volke aus allem Verderben und aller Zwietracht herausgeholfen werde, so klar wir uns bewußt sind, daß die Nationen der Erde die rechte Einigkeit unter einander erst finden können, wenn eine jede derselben ein einig Volk von Brüdern geworden ist, unsere Liebe bleibt doch an den Grenzen des Vaterlandes nicht stehen, sondern wandelt überall, so weit der Himmel über der Erde sich wölbet, als in Gottes großem Vaterhause unter den Menschen wie unter Brüdern und Schwestern. Unsre Liebe kennt dann auch keine Sprachgrenzen, sondern ihre Sprache ist die wahre Weltsprache, welche, in wie verschiedenartigen Zungen sie auch redet, von jedem menschlich fühlenden Herzen verstanden und als seine eigene Sprache begrüßet wird. Und siehe, das ist die Liebe, die allen Menschen, auch den entferntesten, das Brot des Lebens für ihre Seelen bringen will.

Hierzu waren zwar zuerst und vor allem diejenigen Christen berufen, welche mit den nichtchristlichen Völkern sich unmittelbar berührten und in mannigfaltigem persönlichen Verkehr mit ihnen standen, darnach auch diejenigen Nichtchristen, welche längere Zeit unter nichtchristlichen Völkern lebend die großen Ideen und Kräfte des Christentums kennen lernten und dieselben als befruchtende Samenkörner in ihre Heimat mitzurücknehmen konnten. Auch hat sich ja thatsächlich das Christentum oftmals auf diese Weise in der Welt verbreitet. Aber die Nichtchristen, die unter christlichen Völkern lebten, haben sie nicht in dem Leben derselben, auch in dem Leben unseres Volkes so viele Brutstätten der Sünde, so viele Pesthöhlen des Elends und des Lasters, so viele giftige Auswüchse der modernen Kultur wahrgenommen, daß sie dadurch an der Wahrheit und dem Wert des Christen-Glaubens nur zu oft völlig irre geworden sind?! Und nun erst die große Menge der Christen, die seit Jahrhunderten mit den nichtchristlichen Völkern verkehrt haben, sie ist wahrlich nicht deshalb zu den Heiden gekommen, um ihnen zu helfen, sondern die einen, um für sich selber gewinnreiche Geschäfte, für sich selber interessante Forschungen zu machen, viele andere aber, um

ihre Abenteuersucht, ihre Glücksjägerei, ihre Wollust, ihre Grausamkeit unter und an den armen Heidenvölkern zu befriedigen. In der That, wenn man alle Greuelthaten, welche von sogenannten Christen an den eingebornen Völkern der fremden Weltteile verübt worden sind, sich vergegenwärtigt, von den Treibjagden auf die Wilden Australiens und dem schmachvollen Handel der Engländer mit Opium, der in Asien große Völker vergiftet, bis zu dem von den wortbrüchigen und grausamen Vertretern und Pionieren der Vereinigten Staaten geführten Ausrottungskriege gegen die Indianer Nordamerikas und all den an den afrikanischen Negern begangenen Verbrechen, dann drängt sich unabweisbar als ein heiliges Gottesgebot die Mahnung auf, daß die christlichen Nationen den mißbrauchten und gemißhandelten nichtchristlichen Völkern Friedensboten senden, die in der Liebe Gottes ihnen Handreichung thun und Hilfe bringen, Missionare senden, die sich nicht etwa daran genügen lassen, nur einzelne Seelen aus diesen Völkern zu retten, sondern die im Dienste des Gottes, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, auf das Ganze dieser Völker ihr Absehen richten und durch Ausbildung eingeborener Lehrer und Prediger die Werkzeuge zu bereiten suchen, durch welche mit der Zeit das gesamte heidnische Volksleben zu einem christlichen umgestaltet wird. Wenn aber die Erfolge solcher Missionsarbeit zunächst geringe sind und deshalb in den Augen der Welt, welche die Menschen massenweise nach Tausenden und Hunderttausenden abzuschätzen pflegt, verächtlich zu sein scheinen, in den Augen des Gottes, vor welchem jede einzelne Menschenseele einen unendlichen Wert hat, sind auch die geringen Anfänge unseres Werkes nicht verächtlich, sondern wohlgefällig.

Ja, wir wissen von unserem Werke: Gott will es. Ein gottgewolltes Werk treiben wir. Denn

II. Gott will, daß durch die Predigt von Christo geholfen werde, und die Sendboten unseres Vereins predigen Christum.

Gott will, daß durch die Predigt von Christo geholfen werde. Denn es ist Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde.

Es ist Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus. Wohl giebt es eine unabsehbare Menge von Erscheinungen in der Natur und in der Geschichte, durch welche Gott und Gottes Offenbarung den Menschen vermittelt wird, und vor allem sind es die vielen großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, durch welche Gott zu den Menschen redet, daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Nicht nur unter den Propheten Israels oder den Weltweisen Griechenlands und Roms, sondern auch in den entlegensten Ländern und Völkern der Erde sind hochbegnadete Männer erstanden, welche ihrem Volke ein Verhältnis zu Gott und eine gewisse Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, wenigstens nach einer Seite hin, vermittelten. Aber doch ist nur Ein wahrer Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus. Denn während die meisten nichtchristlichen Religionen nur dem Volksganzen, dem Staate als solchem eine unmittelbare Verbindung mit der Gottheit, dem einzelnen Menschen aber Anteil an dieser Verbindung und ihren Segnungen nur insofern zuerkennen, als er ein Glied seines Volkes, ein Bürger des Staates ist, vermittelt Christus für jede einzelne Menschenseele eine unmittelbare persönliche Gemeinschaft mit Gott. Während fast alle nichtchristlichen

Religionen ihren Bekennern eine große Zahl von Geboten und Vorschriften auferlegen, dieselben unter ein drückendes Gesetzesjoch beugen und ihr Leben in eine oft harte äußere Zucht einzwängen, ohne doch ihre Herzen von der Sünde erlösen zu können, ist Christus der wahre Mittler dadurch geworden, daß er zugleich der Erlöser ist. Er rufet die mit zahllosen Menschensatzungen Beladenen zu sich: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." Und wenn sie seiner Einladung folgen, führet er die von der Sünde gebundenen, mit Schuld beladenen Herzen zur Versöhnung mit Gott, zum Genuß der Liebe Gottes, welche er ihnen durch sein Leben und Sterben offenbaret hat und aus der sie erlösende und heiligende Geisteskräfte schöpfen, und begründet ihnen also das Himmelreich auf Erden, in welchem sie, wie in einem reichen Vaterhause glückliche Kinder liebeatmend und freudestrahlend dem Vater dienen, also Gott dienen und nicht nur, wie die Heiden manchmal, diese oder jene vereinzelte Tugend üben, sondern alle Tugenden, die der leidenden Geduld und Sanftmut, ebenso wie die des thatkräftigen, schöpferischen Handelns und Wirkens ausbilden und beweisen.

Während aber die in den nichtchristlichen Religionen enthaltene Wahrheit mehr und mehr bald von dem Wust toter Zeremonien, bald von dem Wahn finstren oder leichtfertigen Aberglaubens überwuchert wird, die von denselben beherrschten Völker daher, je höher ihre Kultur steigt, desto mehr den Glauben an ihre eigene Religion allmählich verlieren und dann trotz aller Kultur einer geistigen Verödung anheimzufallen drohen, in welcher mit ihrem religiösen auch ihr sittliches Leben einer Wüste oder einem Sumpfe gleich wird, trägt das Evangelium von Christo Jesu in sich selber die Kraft, alle an dasselbe sich ansetzenden vergänglichen Formen und fremdartigen Bestandteile immer wieder von sich auszuscheiden. Denen, die an Christum glauben, erfüllt sich etwas von der Verheißung des Herrn: „Der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, wird euch in alle Wahrheit leiten". Und weil das Evangelium von Christo der offenbar gewordene Heilswille Gottes selber ist, so erweiset sich dasselbe als eine Kraft Gottes, durch welche den Menschen wahrhaft geholfen wird, aus dem größten Elend, aus dem tiefsten Verderben herausgeholfen wird. Denn dieses Evangelium offenbart seine Herrlichkeit zwar nicht allein im Dunkel menschlicher Not und Verkommenheit; es gleichet nicht den Sternen, die nur in der Nacht leuchten, vor dem Licht des Tages aber erbleichen und verschwinden. Vielmehr wie dasselbe das Licht wissenschaftlicher Erkenntnis nicht zu scheuen braucht, sondern weit überstrahlt, ebenso auch allen Glanz irdischer Freuden und Feste und alle Pracht weltlicher Herrlichkeit. Aber wie gerade dann, wenn es auf Erden dunkel wird, der Himmel seine leuchtenden Heere in ihrer stillen Pracht erglänzen läßt, so entfaltet das Evangelium von Christo seine wundervollste Macht und Schönheit da, wo es im Menschenleben am dunkelsten wird. Und darum, wenn wir dasselbe mitten in die Finsternis heidnischen Wahns, mitten in die trostlose Nacht heidnischen Elends hineintragen und hineinleuchten lassen, so treiben wir Gottes Werk, erfüllen wir Gottes Willen.

Wenn man aber fragt, warum wir uns nicht damit begnügen, durch christliche Bücher und Zeitschriften, vor allem durch Verbreitung der Bibel das Evangelium den nichtchristlichen Völkern darzubieten, warum wir außer-

dem noch Missionare, christliche Prediger in die Heidenwelt aussenden, so antworten wir darauf: Gott will, daß durch die Macht der christlichen Persönlichkeit den Menschen geholfen werde. Aus diesem Grunde verpflichten wir unsere Missionare, die Persönlichkeit Christi selber in den Mittelpunkt ihrer evangelischen Verkündigung zu stellen, die holdselige Gottinnigkeit des lebensfreudigen Erlösers, die erhabene Gottergebenheit des leidenden und sterbenden Erlösers, die himmlische Herrlichkeit des verklärten Erlösers den Heiden vor die Seele zu stellen, das zu thun mit der vollen Macht des frei aus dem Herzen gesprochenen, lebendigen, von Begeisterung getragenen Wortes und zugleich in ihrer eigenen Persönlichkeit etwas von dem Christus zu verkörpern, der heiligen Ernst mit barmherziger Milde, glühenden Eifer mit langmütiger Geduld, volles Aufgeschlossensein für das Leben der Welt mit innigster Versenkung in Gott und Ruhe in Gott, kindliche Demut mit göttlicher Hoheit in sich vereinigte, und ihren ganzen Wandel also zu führen, daß es von jedem unter ihnen heißen kann, was von einem der alten christlichen Kirchenväter gesagt worden ist: „seine Rede wirkte wie der Donner, weil sein Leben der Blitz dazu war". So suchen wir, wie Gott will, durch die Macht der christlichen Persönlichkeit den Menschen zu helfen. Im übrigen aber halten wir darauf, daß unsere Sendboten, wenn sie hinausziehen, das dogmatische und konfessionelle Gezänke, den theologischen und kirchenpolitischen Parteihader ihrer Heimat zu Hause lassen und alle ihre Kraft daran setzen, daß durch die Gotteskraft des Evangeliums auf ihren Arbeitsgebieten ein heiliger christlicher Geistesfrühling und Liebesfrühling erblühe, in edler Weitherzigkeit aber dem neu gewonnenen Christenvolke die Freiheit lassen, die wissenschaftlichen Lehrformen und die kirchlichen und bürgerlichen Lebensformen, in welchen es seinen Christenglauben ausprägen will, selber zu bestimmen und selber zu gestalten. Und darin handeln wir ganz nach dem Vorbilde des Allerhöchsten, der in den Wäldern und auf den Feldern, in Wiesen und Gärten es Frühling werden läßt, den Menschen aber anheimgiebt, die praktischen und wissenschaftlichen Systeme, nach welchen sie die Gaben und Kräfte des Frühlings gebrauchen, durchforschen und nutzbar machen wollen, selber zu bestimmen.

Ja, unser Werk ist ein gottgewolltes. Auch deshalb, weil

III. Gott will, daß allen Menschen zu seiner Zeit geholfen werde. Zu rechter Zeit für die, welchen geholfen werden soll, zu rechter Zeit für die, welche helfen sollen.

Zu rechter Zeit für die, welchen geholfen werden soll. Von Gottes Art, den Menschen zu helfen, schrieb einst der Apostel: „Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott Seinen Sohn". Und haben wir nicht schon in unserem eigenen Leben, bei unserem eigenen Hoffen und Harren auf Gott erfahren, was des frommen Sängers Wort sagt: „Erst muß die Zeit erfüllet sein, dann bricht die Hilf' mit Macht herein". Erst müssen die Herzen für Gottes segnende Gaben empfänglich und bereitet sein, ehe ihnen geholfen werden kann. Und gilt das nicht ganz besonders von den höchsten Gaben Gottes, welche er durch die Predigt von Christo den Menschen darbieten läßt? Wohl ist es völlig irreführend, wenn man gesagt hat, man müsse die Heiden erst zu Menschen machen, ehe man sie zu Christen machen könne. Denn das Höchste und Herrlichste, was wir werden können und wozu uns unser Christenglaube verhelfen soll, ist das, daß wir rechte

Menschen werden; und der Gottesbau der echten, schönen Menschlichkeit, der Tempel der Humanität ist nur da sicher begründet, kann nur da zur Vollendung kommen, wo er auf dem Grunde ruhet, welcher in Christo Jesu gelegt ist. Aber eine gewisse Stufe menschlicher Gesittung und Geistesentwicklung muß ja erreicht sein, ehe ein Volk für das Evangelium von Christo auch nur ein anfängliches Verständnis gewinnen kann. Die Grundwahrheit des Evangeliums, die den Mittelpunkt der christlichen Predigt bildet, daß nämlich Gott durch Jesum Christum sich allen Menschen als Vater darbietet und wir Gottes Söhne und Töchter heißen sollen, kann von solchen Völkern oder Volksstämmen gar nicht verstanden werden, bei denen die Väter nicht freundliche und verständige Schirmherren und Versorger ihrer Kinder, sondern fühllose, blindlings dreinfahrende, oft wild tobende Tyrannen sind, die ihre Kinder auf das grausamste ausbeuten, mißhandeln und quälen. Als wir z. B. vor längeren Jahren in dem Briefe eines Missionars, den die Gesellschaft, an welche er gerichtet war, selber veröffentlichte, das Eingeständnis lasen, daß das heidnische Volk, unter welchem im Dienste dieser Missionsgesellschaft der Briefschreiber arbeitete und für dessen Bekehrung bereits zehn Jahre lang reiche Geldmittel, unsägliche Mühe und Arbeit, ja kostbare Menschenleben geopfert worden waren, erst nach Verlauf dieser zehn Jahre anfing zu begreifen, was die Missionare eigentlich von ihm wollten, da zweifelten wir mit Recht daran, daß für dieses heidnische Volk die rechte gottgewollte Zeit, ihm das Evangelium zu bringen, schon gekommen sei. Dagegen wo unsere Sendboten arbeiten, namentlich in dem Lande, auf dessen Gewinnung wir den größten Teil unserer Mittel und Kräfte verwenden, da ist nicht nur eine gewisse Empfänglichkeit für das Evangelium, da ist offenes Verlangen danach, da erwacht ein ahnungsvolles Verständnis für dasselbe in immer weiteren Kreisen, da ist der verheißungsreiche Anfang unsers Werkes ein sicheres Unterpfand dafür, daß Gottes Zeit und Stunde zu helfen längst gekommen ist. Und wo immer wir noch einem anderen Volke die Predigt von Christo bringen werden, wir werden es nur da thun, wo wir klar erkennen, daß für dieses Volk die Zeit erfüllet ist.

Aber da müssen wir es thun. Denn auch für uns, die wir helfen wollen, ist die rechte Zeit, die gottgewollte Zeit längst gekommen. Alle die von unserem Volke angeknüpften Handelsbeziehungen mit den entlegensten Völkern der Erde, alle die in unserer Zeit eröffneten überseeischen Verkehrswege, alle die in unserer Zeit erfundenen gewaltigen Verkehrsmittel, die wie auf Windesflügeln Menschen von den entgegengesetzten Enden der Erde mit einander zusammenführen, in jüngster Zeit erst die vom Deutschen Reiche unter mehr als einem heidnischen Volke begründeten deutschen Kolonien und Schutzgebiete, dies und so vieles andere sind lauter weithin vernehmliche Glockenschläge auf der Weltenuhr, welche unserem Volke verkündigen: es ist Zeit, hohe Zeit für dich, das Missionswerk kräftig, viel kräftiger und allseitiger als bisher in die Hand zu nehmen.

Als Heinrich der Löwe einst dem deutschen Kaiser die Heeresfolge verweigerte, da war unter den Gründen, die ihn dazu bewogen, wenigstens ein voll und ganz berechtigter, nämlich der, daß er nicht die Hand dazu bieten wollte, die Kräfte der deutschen Nation in der Ferne, auf dem Boden Italiens im Dienste eines Phantoms, der Weltherrschaft des römischen

Reiches deutscher Nation zu zersplittern und zu vergeuden. Wenn aber heute dein Kaiser, deutsches Volk, dich aufruft, in den fernen Ländergebieten, über welchen als Unterpfand deiner Herrschaft und deines Schutzes die Fahne deines Reiches wehet, christliche Frömmigkeit und Tugend und mit derselben christliche Intelligenz und Kultur auszubreiten, so ist es wahrlich kein Zersplittern und Vergeuden deiner Kräfte im Dienste eines Phantoms, was damit von dir gefordert wird, sondern das ist vielmehr der Aufruf zum Streben nach einem von Gott selbst dir vorgehaltenen Ideale, der Weltherrschaft des von Christo begründeten Gottesreiches; und aus den Früchten der Saaten, die du im Dienste dieses Ideals in der Ferne ausstreust, wird ein reicher Segensstrom zu dir zurückfließen und für die Schäden und Notstände deines Heimatlandes dir Linderung, Hilfe bringen, für die überschüssigen Kräfte deiner Söhne und Töchter reichlich lohnende Arbeitgebiete aufschließen. Darum folge diesem Aufrufe, den nicht allein dein Kaiser, sondern ein noch viel Höherer an dich ergehen läßt, der König aller Könige und der Herr aller Herren.

Jetzt ist die rechte Zeit, Mission zu treiben, für euch, evangelisch-protestantische Christen. „Nichts macht weitherziger als die Mission", so schreibt einer der sachkundigsten Vertreter der bisherigen evangelischen Missionsarbeit; und wiewohl wir an sehr vielen Vertretern derselben die Weitherzigkeit bis jetzt oft schmerzlich vermissen mußten, es ist doch wahr: Nichts macht weitherziger als die Mission, wenn dieselbe nicht im Geiste der römischen Hierarchie, dieser personifizierten Engherzigkeit und Unduldsamkeit, sondern in wahrhaft evangelischem und protestantischem Geiste getrieben wird. Denn angesichts des massenhaften Elends der Heidenwelt und des weiten Abstandes ihrer Völker von der Wohlfahrt und Gesittung der christlichen Völker, angesichts der riesengroßen Aufgaben, welche dadurch der Missionsarbeit gestellt werden, erscheinen alle die Unterschiede, welche uns Evangelische unter einander trennen, als verschwindend kleine, lernen wir Protestanten alle, wie wir uns auch sonst nennen, zu welcher Kirche oder Richtung wir uns bekennen mögen, einträchtig zusammenzuwirken, uns als ein Ganzes zu fühlen und zu einem großen evangelischen Bunde uns zu vereinigen. Und wann war das notwendiger als gerade jetzt, wo das römische Papsttum durch seinen Friedensschluß mit dem mächtigsten Staate im Deutschen Reiche neuen weitreichenden Einfluß gewonnen hat und mit seiner alten Macht und List daran geht, mitten in der protestantischen Christenheit und draußen in der Heidenwelt neue feste Burgen seiner Herrschaft aufzurichten!

Ja, jetzt ist die rechte Zeit für unser Volk; es ist Gottes Zeit und Stunde. Wohlan, so lasset uns die Mahnung eines begeisterten Heroldes der evangelischen Mission beherzigen: „Erwartet große Dinge von Gott und unternehmet große Dinge für Gott!" Wohl mit ruhiger Klarheit und Besonnenheit, aber auch mit nimmer verglühender Begeisterung, nicht kleinmütig und kleingläubig, sondern mit fröhlichem Mut, mit starkem, Berge versetzenden, durch himmelhoch sich auftürmende Schwierigkeiten sich Bahn brechenden Glauben lasset uns unser Werk treiben. So werden wir wunderbare Siege erringen und wunderbaren Segen verbreiten. Gott will es! Amen!

Die Hauptstufen des religiösen Lebens der Menschheit.

Von Pfarrer J. Happel in Heubach (Hessen).

(Schluß.)

2. Die national-sittliche Kulturreligion.

Sittliche Instinkte müssen schon ursprünglich in der menschlichen Seele vorausgesetzt werden, denn sie finden sich auch bereits in der Tierseele; auch in der materiellen Natur dämmert bereits das Geistesleben.

Allerdings ist man in der Verwischung der Unterschiede zwischen der Menschen- und Tierseele neuerdings zu weit gegangen; übertragen auf das Gebiet der Urreligion, sind aus diesen materialistischen Theorien lächerliche Widersprüche hervorgegangen, welche Professor Zöckler ergötzlich nachweist. Doch finden sich sittliche Eigenschaften der Menschenseele irgendwie bereits in der Tierseele vor. Nur die abstrakt-dualistische Scheidung von Geist und Leib, während doch nur Materie und Geist sich ausschließende Gegensätze bilden, hat die Analogie der Menschen- und Tier-Seele verkennen können. Auch religiöse Regungen im Tierleben dürfen unbedenklich zugegeben werden.

Daß der Mensch erst durch die Gesellschaft mit anderen seinesgleichen, daß er erst durch die menschliche Gemeinschaft Mensch wird, dieses Bedürfnis wird ihm zuerst das Sittengesetz zum Bewußtsein gebracht haben. Er ist nach Aristoteles das für die staatliche (sittliche) Gemeinschaft bestimmte Lebewesen.

Daher hat doch wohl von vornherein ein artlicher Unterschied zwischen tierischem und menschlichem Leben sich geltend gemacht; und wenn auch die ursprünglichen Sitten als roh angenommen werden müssen, so müssen sie doch darum weder viehisch noch teuflisch gewesen sein. Die heutigen Naturvölker sind jedenfalls kein Beweis für jene Ansicht, beweisen vielmehr eher das Gegenteil.

Die Sittlichkeit muß also schon auf der Stufe der naiv-sinnlichen Naturreligion sich geltend gemacht haben; und es ist deshalb ganz verkehrt, wenn man gar aus den ältesten uns bekannten Urkunden der Inderhindu, die schon damals ein hoch verfeinertes Kulturleben besaßen, noch reine Naturgötter nachweisen zu können glaubte. Schon auf der Stufe der naiv-sinnlichen Naturreligion ist die Gottheit wesentlich sittliche Macht. Nur haben die Götter hier ein wildes Wesen, wie der Naturmensch selbst. Gewöhnlich faßt man den Begriff der Sittlichkeit zu eng, denkt dabei nur an das christliche Sittenprinzip, so wird die Sittlichkeit der Naturvölker verkannt.

Wenn aber auch das Prinzip der Sittlichkeit bereits auf der Stufe der naiv-sinnlichen Naturreligion wirksam ist, so kommt es doch ursprünglich noch nicht recht zum Bewußtsein, sondern wirkt instinktiv. Erst auf der Stufe der bewußten Kulturreligion bilden die sittlichen Mächte des Völkerlebens den eigentlichen Inhalt der Religion, insbesondere des Gottesglaubens. Jetzt müssen die elementaren Gewalten der äußeren materiellen Natur den humanisierten, geschichtlichen, menschlichen Lebensmächten das Feld räumen. Solange die Götter wesentlich Krieger, Jäger, Räuber waren, sind sie blutdürstig, grausam, hart und leidenschaftlich gewesen. Nun aber sind sie Stifter der Ehe, Erfinder der Künste und Wissenschaften,

Gründer der Staaten, Wächter der sittlichen Weltordnung geworden. Darum ist nicht mehr rohe Kampfeswut, sondern der lebendig machende Geist der Hauch ihres Mundes. Wenn einst der Sturmwind im eigentlichen Sinne des Worts der Odem der Gottheit war, so ist jetzt der Geist des Völkerlebens ihr unmittelbarster Ausfluß.

Das Orakel auf der sittlichen Religionsstufe.

Auf der sinnlichen Religionsstufe *wohnt* die Gottheit den *sinnlichen* Erscheinungen *als solchen* ein, daher kann sie auch ganz unvermittelt durch dieselben Orakel geben. In jeder Quelle, in jedem Baum, in jeder Wolke und in jedem Stern zumal, aber auch in Steinen und Hölzern selbst, namentlich in ihren Bildern kann sie zeitweilig oder bleibend Wohnung machen; so spricht sie denn auch durch diese sinnlichen Phänomene zum Menschen auf die unmittelbarste Weise. In der Quelle vernimmt man ihr Murmeln, im Donner ihr Schelten, im Waldesrauschen ihr geheimnisvolles Geflüster. Dieser kindliche vertrauliche Verkehr der Gottheit mit dem Menschen hört in dem Augenblick auf, wo die Gottheit nicht mehr den Erscheinungen der materiellen Natur als solchen einwohnt, sondern nur noch in den geistigen und sittlichen Mächten des Volks- und Völkerlebens gegenwärtig gedacht wird.

Wohl redet Gott auch jetzt noch durch das *Feuer*, aber es ist das Feuer der dichterischen Begeisterung; durch den *Sturmwind*, aber es ist das Erbrausen des Gesangs; durch das *Licht*, aber es ist das Licht, welches in der Seele des Propheten aufblitzt und alle Lebensverhältnisse wunderbar beleuchtet.

Das Orakel bekommt jetzt einen *höheren Gehalt*, es wird den *Zwecken* der moralischen Gemeinschaft dienstbar. Während es auf der Stufe sinnlicher Naivetät bei der Befragung des Orakels hauptsächlich um die Beseitigung augenblicklicher individueller Verlegenheiten, um die Befriedigung subjektiver, egoistischer Bedürfnisse sich handelte, kommen nun höhere, wichtigere Dinge in Betracht. Die Begründung und Einrichtung von Staaten, die Aussendung von Kolonien kann nicht ohne den Rat der allwissenden und vorschauenden Gottheit unternommen werden. Keine Veränderung des Bestehenden und Altbewährten kann gelingen, wenn nicht der Geist der Gottheit die Reformer beseelt.

Die Propheten und Sänger weissagen nun nicht mehr von den Dingen des alltäglichen Lebens, sondern schauen in die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins, in die Vergangenheit und Zukunft des Volks- und Völkerlebens, sie weisen die sonst unsichtbaren Fäden auf, welche die Gottheit mit der Menschheit verknüpfen, den Zusammenhang der Schuld und der Strafe, die Hoffahrt der Freude und den Tiefgang des Leids.

Nicht *willkürliche*, subjektiv erzeugte Phantasien erschauen, erspähen die Dichter und Künstler, sondern die im Geiste ihres Volkes schlummernden Idealbilder des Göttlichen werden durch das von Gott geschärfte Auge des Dichters, durch die von der Gottheit geführte Hand des Künstlers zur Erscheinung gebracht.

Nicht mehr im Blättergeflüster, sondern in den zartbesaiteten Regungen der Seele, in den geheimnisvollen Antrieben des Gewissens wird jetzt vornehmlich die Stimme der Gottheit vernommen.

Das Opfer und Gebet auf der sittlichen Religionsstufe.

Da die Götter mit der Entwicklung der sittlichen Gemeinschaft eine höhere Natur angenommen haben, also nicht mehr bloß Krieger, Jäger, Hirten, Räuber sind, sondern Erfinder des Ackerbaues, Stifter der Ehen und Staaten, Schöpfer der Gewerbe, Künste und Wissenschaften, so sind auch die Gnadengaben, welche sie verleihen, von feinerem und reicherem Gehalt. Die individuellen sittlichen Eigenschaften oder Tugenden, welche man unter den höchst stehenden Kulturvölkern des vorchristlichen Altertums den einzelnen Göttern zuschrieb, sind jetzt das wichtigste religiöse Eigentum, das wertvollste Charisma. Schon im homerischen Zeitalter werden einzelne hervorragende Menschen, Helden, Könige u. s. f. in Beziehung auf ihre Virtuositäten mit den höchsten Göttern verglichen; es wird angenommen, daß ihnen von diesen jene Gaben verliehen worden seien. Athene begnadigt ihre Lieblinge mit der Erfindungsgabe und der kriegerischen Tüchtigkeit, Apollo schenkt vorzüglich die künstlerischen Vermögen.

Es sind also wesentlich sittliche Eigenschaften, welche man sich durch Opfer und Gebet anzueignen sucht; es ist nicht mehr bloß der materielle Leib an und für sich das höchste individuelle Eigentum. Mit immer deutlicherem Bewußtsein hat man erkannt, daß der Mensch eine vom bloßen Tier verschiedene, eine moralische, näher sittliche Aufgabe zu erfüllen hat und also auch höherer Eigenschaften und Fähigkeiten bedarf, wie sie durch die schöne Seele in dem schönen Leibe ihren Ausdruck finden und an dem *ἀνὴρ καλὸς κἀγαθός*, dem für die religiös-sittliche Gemeinschaft tauglichen Mann am vollkommensten zur Erscheinung kommen.

Es sind bereits hohe soziale Tugenden — unter dem religiösen Gesichtspunkt aufgefaßt: Gnadengaben, — welche der rechte Beter, beziehungsweise Opferer in der klassischen Welt von der Gottheit erhält. Demgemäß wird nun auch die Opfergabe selbst gehaltvoller, geistiger, sittlicher. Allerdings wirkt auch auf diesem Standpunkt die sinnlich-naive Anschauungsweise noch nach. Während nämlich auf der höchsten Stufe der normalisierten Religion, wie wir später sehen werden, die sinnlich-körperliche Speise nur noch ein Vehikel ist, weil der Gott, dem man opfert, als ein rein geistiges Wesen angesehen wird, so hat auf der mittleren Stufe der national-sittlichen Kulturreligion die Darbringung der sinnlichen Speise auch noch einen Zweck an und für sich. Es wird angenommen, daß die Götter zwar nicht mehr die grobmaterielle, aber eine feinere, spiritualisierte Speise genießen, gleichsam den Extrakt der grob-materiellen Nahrungsmittel, bei den Griechen Nektar und Ambrosia, bei den Indern den Soma, bei den Persern den Haoma; die deutschen Götter lieben Morgentau, und Jahve ergötzt sich noch am Duft. Eben deshalb, weil hier die Götter noch nicht rein geistige, näher heiliggeistige, sondern nur spiritualisierte, gleichsam verfeinerte materielle Wesen sind, und weil infolgedessen auch die materiellen Opfergaben noch eine Bedeutung in sich haben, abgesehen von den sogleich zu nennenden Geschenken, werden nicht allein Brot und Wein dargebracht, nicht bloß die spezifisch menschliche Speise also, sondern allerlei Tierfleisch und „Früchte des Feldes."

Während auf der obersten Stufe moralisierter Religion die sinnliche Gabe nur noch sinnbildliche Bedeutung hat, ist das jetzt zwar auch schon

in gewisser Beziehung der Fall, nämlich eben insoweit die sittlichen Geschenke als die höchsten angesehen werden; aber man leistet auch der Gottheit noch einen Dienst unmittelbar und nicht bloß wie auf der höchsten Stufe mittelbar, dadurch nämlich, daß man für die Menschen arbeitet und duldet, für ihren Dienst sich den Leib zubereiten läßt. Auf der mittleren Stufe haben die Götter noch an dem besonderen, ausschließend religiösen, noch nicht sittlich erfüllten, nicht ausschließlich im Dienste der Menschenliebe stehenden Opferdienst ein Wohlgefallen.

Aber der Fortschritt über den Standpunkt der naiven Sittlichkeit hinaus ist doch unverkennbar. Denn das Selbstopfer geschieht jetzt nicht mehr durch die Abschlachtung von Menschenfleisch oder durch Selbstverstümmelung, sondern dadurch, daß man sich der sittlichen Aufgabe seines Gottes widmet. Die ausgewählten und besten Speisen, welche man nun darbringt, sind eben jene sittlichen Eigenschaften, welche der spezielle Gott am liebsten hat, weil sie zu seiner eigenen Natur gehören. Auch hier schon heißt es: „Meine Speise ist, daß ich thue den Willen meines Gottes." Der gewaltige Unterschied ist nur, daß eben der „Vater Jesu Christi" noch etwas ganz anderes, viel Höheres will, als was Apollo, Athene und auch Zeus gewollt haben. Ares z. B. hat noch keinen anderen Willen, als den, daß man die von ihm verliehenen Waffen in der Schlacht trägt, die Person des Trägers ist ihm sogar einerlei. Il. 7, 147.

Auch die Opferfreude, der Enthusiasmus, nimmt einen höheren Gehalt an. Auf der elementarsten Stufe, wo es ausschließlich auf die somatische Aneignung ankommt, erfreut man die Götter durch Zechgelage, Fressen, Saufen und Huren, sowie durch wilde Gesänge und Tänze. Der somatische Geschlechtsgenuß als solcher ist hier schon eine Opferhandlung. Jedoch darf auch in dieser Beziehung die Übertreibung als eine spätere Entartung angesehen werden, als ein Heruntersinken auf einen untermenschlichen Standpunkt. Denn wenn man die Reinheit des ehelichen Lebens betrachtet, wie sie nachweislich bei den ältesten Römern und unseren Vorfahren bestanden hat, so kann man nicht glauben, daß dieselben mit viehischen Zuständen ihre geschichtliche Entwicklung begonnen hätten. Sittliche Roheit und viehische Lasterhaftigkeit sind denn doch noch zwei sehr wohl aus einander zu haltende Dinge. Wir werden übrigens hierüber noch weiter unten zu sprechen haben.

Der eigentliche Fortschritt über die naiv-sinnliche Stufe zeigt sich darin, daß die Opferfreude nun in wahrhaft künstlerischen Leistungen auf dem Gebiete des Spiels, Gesanges und Tanzes besteht. Melodische Gesänge sind dem Apollo angenehm, gymnastische Spiele dem olympischen Zeus, Pferderennen gefällt dem Poseidon. Wie das Gefühls-, ist auch das Begehrungs-Leben hier schon hoch entwickelt, die geistigen Interessen, die höheren moralischen Empfindungen sind erwacht. Das gesellige Leben wird immer geschmackvoller und geistiger, demgemäß die religiöse Freude gebildeter, reicher. Wohl zeigt sich auch schon auf diesem Standpunkte etwas von der „göttlichen Traurigkeit"; es ist nicht bloß der Schmerz über weltliche Verluste, in der griechischen Tragödie spricht sich vielmehr schon ein „adeliger" Seelenschmerz aus; schon ist ein hochmoralisiertes Schuldgefühl da, wie's nur durch eine vielseitige sittliche Bildung erworben werden kann.

Das Sakrament auf der Stufe bewußter Sittlichkeit.

Heiligtümer von sittlichem Gehalt giebt es zwar auch schon auf der Stufe naiver Sinnlichkeit, nämlich soweit die Familien- und Stammes-Sitte bereits eine objektive Macht geworden ist, welcher sich das Individuum unterworfen fühlt. Alles, was Träger, Leiter, Vermittler dieser Stammessitte ist, muß als Sakrament im höheren Sinne des Worts bezeichnet werden. Aber die Sakramente sind auf dieser Stufe noch von sehr dürftigem sittlichen Inhalt, weil das moralische Leben der Naturvölker noch wenig entwickelt ist und sich auf wenige rohe religiös-sittliche Begriffe und Gewohnheiten beschränkt.

Das Maß des sittlichen Gehalts eines Sakraments hängt nun aber keineswegs von dem Gegenstand selbst ab, welcher zum Sakrament erhoben wird. Es ist nicht so, als ob z. B. rohe Steine oder Hölzer, wenn sie zu heiligen Sachen erhoben sind, an und für sich schon einen geringeren sittlichen Gehalt des „Heiligen", welches an oder in ihnen sich darstellt, repräsentierten, als z. B. kunstvoll gearbeitete Bildsäulen; vielmehr kommt es einzig und allein auf ihren *inneren* Wert, d. h. auf den größeren oder geringeren Gehalt der *religiös-sittlichen Macht* an, welcher mit diesen sinnlichen Mitteln in Verbindung gebracht, und auf die Art und Weise, wie sie mit ihnen in Beziehung gesetzt ist.

An und für sich war die Bildsäule des olympischen Zeus von Phidias ein bei weitem gehaltvolleres Sakrament als etwa das unbehauene Brett im Adyton des Tempels der Athene; weil der geniale Künstler nicht bloß seinen eigenen, sondern gleichsam den religiösen Geist des ganzen griechischen Volkes seiner Zeit in den Stein gelegt hatte, während das rohe Holz das alles nicht zum Ausdruck bringen konnte. Aber dieser Mangel wurde nicht allein reichlich ersetzt, ja bei weitem überboten durch die Macht und den Reichtum religiös-sittlicher Empfindungen, Anschauungen, Erinnerungen *vieler Generationen* des griechischen Volkes, welche sich mit jenem *uralten* Brett verknüpften; so daß selbst das, was scheinbar einen Hauptmangel desselben gegenüber der Bildsäule des Phidias ausmacht, nämlich seine sinnliche Roheit, in Wahrheit es gerade erst recht gehaltvoll erscheinen ließ, weil von ihm mit weit größerem Recht, als von dem letzteren gesagt werden konnte, daß der Wille der Gottheit es geschaffen habe, während die Bildsäule des Phidias so offensichtlich von Menschenhand gefertigt war.

Besonders geistvoll und feinsinnig hat über den soeben besprochenen Punkt Herder gehandelt. Nachdem er ausgeführt, wie „Zeitbilder, Forschorakel" die ältesten Heiligtümer der Ägypter waren, fährt er fort: . . . „In der Einfalt der alten Zeiten war nicht nur dies alles: das Heiligtum des *Ursprungs*, des *Erbteils*, der *Gottesstiftung*, des *tiefsten Altertums* der Welt kam dazu und umgab's mit welchem Glanze! Hier war mehr als eine heilige Form, als ein Hermes-Besiegelter Kanope! Sagen der Urwelt hingen daran: die besten, edelsten, der Menschheit nötigsten Künste waren davon ausgegangen: was konnte man sich größer denken, als die *Einwirkung aller Kräfte, Sterne, Naturgeister, Zeiträume* auf *Ein Werkzeug* und die Rückwirkung dieses Werkzeugs auf alle die Wesen, Zwecke und Schicksale? — Mikrokosmos, ein kleiner Weltinhalt war der Talisman durch alle Kunst menschlicher Hände. Und nun mit Götternamen, heiliger Sprache, heiligen Charakteren, heiliger Form besiegelt." —

In demselben Sinne repräsentiert auch der Stein in der Kaaba ein Sakrament von nicht geringem religiös-sittlichem Gehalt: die vieltausendjährigen Erinnerungen, Traditionen, Sitten der arabischen Völkergemeinschaft nämlich, und es darf dieses Heiligtum insofern keineswegs dem Fetisch irgend eines beliebigen Wilden gleichgestellt werden, da der letztere schon als Schöpfung des einzelnen von viel dürftigerem Inhalt ist. Andererseits aber zeigt eben auch wieder eine Vergleichung des Steins der Kaaba mit den beiden Steinen in der israelitischen Bundeslade, wie viel reicheren und höheren sittlichen Gehalt das israelitische Heiligtum von demselben Augenblick an repräsentierte, wo den Steinen das Gesetz Moses eingegraben wurde, während ursprünglich dieselben wahrscheinlich nur in unbestimmter Allgemeinheit, — ohne Schriftzüge, allein geweiht durch das Altertum, — das Palladium Israels darstellten. Und so steht denn freilich auch die Bildsäule des Phidias als Sakrament an religiös-sittlichem Gehalt bei weitem über den noch ganz rohen Darstellungen des Göttlichen aus der hellenischen Urzeit; ebensoviel, wie das Leben der Griechen zur Zeit des Phidias reicher, tiefer und vielseitiger entwickelt war, denn ehemals, wo man das geheimnisvolle Walten der Gottheit mehr nur zu ahnen und anzudeuten als im klaren Bilde anzuschauen und darzustellen vermochte.

Je reicher daher das Volks- und Völkerleben an religiös-sittlichem Inhalte wird, desto gehaltvoller werden auch seine Sakramente. Während somit die verkümmertsten Volksstämme der Wilden nur Heiligtümer von noch ganz rohem und dürftigem Inhalt haben, ist derselbe namentlich im griechischen und israelitischen Volksleben bereits zu einer hohen und mannigfachen Entfaltung gelangt. Die fortschreitende Vergeistigung und Versittlichung des Sakramentsbegriffs zeigt sich namentlich darin, daß die Vorgänge der äußeren materiellen Natur vergegenwärtigenden Sakramente mehr und mehr gegenüber den historischen d. h. aus dem Völkerleben entnommenen zurücktreten. Die Naturvölker haben noch keine Geschichte im engeren Sinne dieses Wortes, sie leben noch in und mit der äußeren materiellen Natur, ohne sich recht ihres Unterschiedes von derselben bewußt zu werden, sie haben auch keine über die Erhaltung der materiellen Existenz hinausliegenden, keine eigentlichen Kulturzwecke. Infolgedessen sind auch ihre Sakramente nicht bloß der Natur entnommen, sondern haben auch einen auf die Natur bezüglichen Inhalt und Zweck. Die höchsten Heiligtümer der Kulturvölker sind zwar ebenfalls der äußeren Natur entlehnt, — denn woher sollten sie sonst genommen werden? — aber sie haben einen auf die Volksgeschichte bezüglichen, die sittlichen Vorgänge des Volkslebens im weitesten Sinne des Wortes vergegenwärtigenden Inhalt und Zweck. Das Natürlich-Sinnliche an ihnen ist nur sinnbildlich zu verstehen, während es auf dem Standpunkte der naiven Sinnlichkeit ganz eigentlich als solches genommen wurde. Denn hier sind die Götter wesentlich die Gewalten der äußeren materiellen Natur, die Götter sind gleichsam nur die andere, geheimnisvolle Seite dieser Naturgewalten, dort dagegen wesentlich sittliche Lebensmächte, genauer, historische, kulturelle Mächte, Stifter der Ehen, des Ackerbaues, Gründer der Städte und Staaten.

Doch haben die sittlichen Heiligtümer zunächst nur einen nationalpartikularistischen Gehalt, universelle sittliche Heiligtümer giebt es

anfänglich nicht; denn die Entwicklung der Menschheit muß notwendig durch den Partikularismus hindurchgehen. Die buddhistischen, christlichen, muhammedanischen Heiligtümer waren im Anfang der Menschheit schlechthin unmöglich. Es ist sehr wichtig, diesen Satz mit allen seinen Konsequenzen ins Auge zu fassen. Insbesondere nämlich ergiebt sich hieraus, daß die eine Urreligion im altdogmatischen Sinn nicht dagewesen sein kann.

Die universell-moralische Weltreligion.

Die „Menschheit" in der Gesamtheit ihrer Generationen (d. h. auch die bereits abgeschiedenen Menschengeschlechter mit einbegriffen) mag in einem stetigen Fortschritt begriffen sein. Die empirische Geschichte aber kennt keinen solchen Fortschritt, sondern zeigt einen Wechsel von Wachstum und Verfall. Es scheinen sogar alle, auch die physisch und geistig begabtesten Nationen sich allmählich zu erschöpfen und zu verbrauchen, wie alle Organismen. Jedes unter nicht zu ungünstigen Bedingungen lebende Volk nimmt einen Aufschwung; aber derselbe ist zugleich auch ein teilweiser Erkrankungsprozeß, ein Fortschritt zwar, aber zur Bestialisierung und Dämonisierung des Geisteslebens.

Da die Religion nicht ausschließlich in der Sittlichkeit, nicht bloß im geistigen Prinzip der menschlichen Persönlichkeit, sondern auch im materiellen Prinzip, im „Fleische" wurzelt, so trägt sie selbst mit zur Materialisierung des Geisteslebens bei. Es giebt nun materialisierte Götter d. h. die wüsten Leidenschaften, die Laster der Gesellschaft werden zu Göttern gemacht. Auch die religiösen Thätigkeiten, das Opfern, Orakeln und Zaubern werden zu einem Dienste der „Lüste und Begierden des Fleisches."

Die Religion löst sich von dem sittlichen Leben los, nimmt eine selbständige Stellung neben dem übrigen (wissenschaftlichen, geselligen künstlerischen Leben) ein, stellt sich auf sich selbst und wird dadurch zum religiösen Handwerk. Das Opferwesen wird immer unmäßiger und raffinierter. Das Zaubern (Wundern) wird ein vom „Heiligen" d. h. auf die sittliche Besserung abzielenden Handeln, losgelöstes „Geschäft." Es kommt das Zeitalter der greulichen Götter- und Religionsmischung. Das ist recht eigentlich die Zeit der Dämonenherrschaft.

Die Wiedergeburt der Religion.

„Die Kultur leidet Unterbrechungen, die Religion nicht." Das religiöse Bedürfnis tritt gerade in solchen Zeiten des Untergangs der Kultur besonders mächtig hervor; denn die Religion nimmt im menschlichen Geistesleben eine zentrale Stellung ein. Die Erneuerung des religiösen Geisteslebens wird bedingt durch den Wechsel der höchsten Lebensinteressen der Völker, welche (die Lebensinteressen) den Inhalt der Religion allemal in erster Linie bestimmen.

Zwar hatte ich schon in meiner „Religiösen Anlage" die hohe Bedeutung der Individualität für die religiöse Entwicklung hervorgehoben; doch fehlte die richtige Anschauung von der psychologischen Wurzel der Religion; seitdem diese im Selbsterhaltungstriebe erkannt ist, kommt die Thatsache, daß das höchste Lebensinteresse der Völker ihren jeweiligen Inhalt bildet, erst zu ihrer vollen Geltung. Nun tritt erst die wahre Eigentümlichkeit sowohl der israelitischen und der christlichen in ihren verschiedenen Einzelerscheinungen („Konfessionen"), als auch der heidnischen Religion in

das rechte Licht. Ebenso wird nun erst recht klar, worin die „heidnische Abgötterei" eigentlich besteht, in der Richtung auf das „Weltleben" nämlich; wie schon Stuhr treffend hervorgehoben hat. Es ist daher verkehrt, den wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritt mit dem moralischen einfach zu identifizieren. Weder der wissenschaftliche noch der künstlerische Fortschritt können die Entartung des menschlichen Geisteslebens aufhalten oder eine Erneuerung desselben bewirken.

Gegen die oben angezeigte unvermeidliche Materialisierung des Völkerlebens kann nur vom Zentrum der menschlichen Persönlichkeit aus eine wirksame Reaktion ausgehen; sie muß stattfinden durch eine moralische That d. h. durch eine Erhebung und Befreiung des innersten Kerns der menschlichen Persönlichkeit, wie nur der religiöse Glaube sie zu leisten vermag. Auf einer solchen Erhebung aus dem innersten Kern des menschlichen Personlebens beruht die Entstehung aller Weltreligionen, nicht bloß des Mosaismus und des Christentums, sondern auch des Buddhismus und Muhammedanismus.

Doch ist nur in Israel die moralische Erhebung über die endliche Welt hinausgekommen, nur hier ist der „Glaube" geboren worden, der die „Welt überwunden" hat. Wie ist das israelitische Ingenium hierzu gekommen? Seine „wunderbare" Begabung hat dazu geführt. Die Völkergeschichte ist eben — unbeschadet der „natürlichen" und „gesetzmäßigen" Entwicklung — allenthalben der Wunder voll und ganz besonders die religiöse Geschichte, weil hier die großen Rätsel des Daseins, Endlichkeit und Unendlichkeit, Geist und Stoff sich am innigsten berühren. Nur soll man das Wunder nicht bloß in der Geschichte Israels finden wollen. Das hellenische Geistesleben, die römische Staats- und Rechtsidee ist nicht minder ein „Wunder vor unseren Augen."

Übrigens ist aus dem Bisherigen wohl deutlich geworden, daß auch die „prophetische" Religion Israels nicht durch einen „Zauberschlag" in die Geschichte eingetreten sein kann; auch hier war der Weg von der Sinnlichkeit zur Geistigkeit und mancherlei Abwege und Rückwege unvermeidlich. Wohl aber muß eine ursprüngliche Prädisposition Israels zu seiner so eigentümlichen religiösen Entwicklung vorausgesetzt werden. Zu leicht nimmt man das hier vorliegende Problem, wenn man die „Propheten" (und gar noch erst der exilischen und nachexilischen Zeit) zu Schöpfern der „ethischen" Religion Israels macht. Die Ingenien, — wie groß sie immer sein mögen, — können nichts schaffen, was nicht schon in den Tiefen des Geisteslebens ihres Volkes „wunderbar schläft."

Da jede Wiedergeburt des religiösen Geisteslebens, wie alle Weltreligionen und dazu die Reformation des 16. Jahrhunderts beweisen — aus einer moralischen d. h. nicht einseitig kulturellen oder intellektuellen, sondern geschlossenen That aus dem innersten religiösen Kern der menschlichen Persönlichkeit ihr Dasein verdankt, so folgt hieraus, daß es unrichtig ist, den Naturvölkern deshalb einen tieferen religiösen Standpunkt zuzusprechen, weil sie in der „Kultur" noch soweit zurückgeblieben seien.

Es ist überhaupt ein eigensinnig festgehaltenes Vorurteil unserer Zeit, im „Wissen", welches dann wieder mit dem heutigen Naturerkennen als gleichbedeutend genommen wird, die eigentliche Ursache des moralischen Fortschritts der Menschheit zu finden.

Die aus heiligem Geistesleben wiedergeborene Religion Israels hat ihr Wesen im scharfen Gegensatz zu der materialisierten ägyptischen und kanaanitischen Landesreligion gewonnen. Es war die einzigartige Erkenntnis des israelitischen Ingeniums, daß der Mensch als moralisches d. h. auf Selbstbestimmung beruhendes, mit persönlicher Verantwortlichkeit ausgerüstetes Wesen, artlich vom Tiere verschieden sei. So konnte auch die Gottheit nur noch als moralisches Wesen vorgestellt werden; wie, bezeichnend genug, schon daran zu erkennen ist, daß ihr, im Unterschied von allen heidnisch-mythischen Gottesvorstellungen, ausschließend menschliche Glieder in dem eben bezeichneten Sinne zugeschrieben werden. Indem der Mensch und Gott als eigenartig höhere, d. h. nicht mehr bloß natürliche Wesen sich aneinander an- und für einander aufschließen, schließen sie sich eben hierdurch von der unpersönlichen d. h. rein natürlichen Kreatur ab. So kommen denn jetzt eigenartig höhere, heilig-geistige Interessen in die Welt.

Diese höhere Religion Israels konnte also nur dadurch zustande kommen, daß die menschliche Natur selbst aus dem heiligen Geistesleben wiedergeboren und zu ihrem wahren Wesen hergestellt wurde. Dazu gehörte eine vielhundertjährige, vielleicht vieltausendjährige, — wenn irgendwo, dann hier — unter sichtbarem Einfluß der Leitung Gottes stehende Entwicklung des edelsten menschlichen Geisteslebens, bis es endlich in dem Personleben Jesu von Nazareth seine reinste und vollendetste Verwirklichung gefunden hat.

Diese Verwirklichung und der damit erfolgreiche Eintritt eines neuen höheren Geisteslebens in das Dasein der Menschheit wäre aber nicht möglich gewesen, wenn nicht zuvor und zugleich ein vollständiger Wechsel der höchsten Lebensinteressen unter den sogenannten mittelländischen Völkern (Semiten und Indogermanen) stattgefunden hätte, wobei die Idee einer rein moralischen Gemeinschaft, welche alle persönlichen (sittlichen) Geister des Weltalls umfaßt, geboren wurde.

Das Orakel auf der normalisierten Religionsstufe.

Schon auf der national-sittlichen Kulturstufe hatte das Orakel einen reichen und tiefen sittlichen Gehalt. Immer deutlicher machte sich die Einsicht geltend, daß die sittlichen Ordnungen der Familie, des Staates u. s. f. das eigentliche Interesse der Gottheit seien. Auch die prophetische und künstlerische Begabung hatte eine sittliche Richtung genommen. Doch hat sich das Orakel auf diesem Standpunkte nicht völlig aus den Banden der Naturreligion loszureißen vermocht. Allerdings dient das Orakel sittlichen Zwecken, aber doch nur endlichen sittlichen Zwecken: auf die Einrichtung endlicher Staaten, aber nicht auf das unendliche Reich Gottes bezieht sich das Orakel. Die großartige völkergeschichtliche Perspektive eines Jesaia oder Apostels Paulus ist deshalb hier nicht möglich. Doch nähert sich der den Menschen zum Mittelpunkte ihrer Betrachtung nehmende Standpunkt der hellenischen Weisen der von Gott ausgehenden Weltanschauung der israelitischen Propheten.

Schon die alttestamentlichen Propheten weissagen von einer Zeit, wo alle Individuen befähigt sind, das Orakel Gottes unmittelbar zu empfangen. Diese Zeit ist durch Jesus Christus erfüllt. Das Mittel der Offenbarung ist der „Heilige Geist", welcher bleibend im Menschen Wohnung macht. Mittelbar ist nun die ganze Welt Offenbarungsorgan Gottes; insbesondere

die „Heilsgeschichte." Es giebt jetzt keine absonderlichen Zeichen mehr, wohl aber hervorragende Zeichen, welche die unergründlich tiefen und unerschöpflich reichen weisheitsvollen Wege Gottes besonders deutlich ahnen und vorausschauen lassen. Die ganze Welt ist nun „Gottes Wort." Gesetzlose Eingriffe Gottes in den Weltzusammenhang sind durch die göttliche Heiligkeit ausgeschlossen.

Das Opfer auf der normalisierten Religionsstufe.

Auf der vorigen Stufe, der national-sittlichen Kulturreligion, mußte sich namentlich der Mangel heiliger Liebe im Opfer bemerkbar machen, weil die rein moralische Natur Gottes als der heiligen Liebe noch nicht erkannt war. So ist Gott erst durch Jesus Christus vollkommen offenbar geworden. Die Aufgabe des Opferers bestand nun darin, sich diese Liebe anzueignen, „einzuverleiben." Dazu mußte die menschliche Natur erst in ihrer vollen Normalität (ihrem Begriff entsprechenden Beschaffenheit als Bild Gottes) hergestellt sein. In einer sündigen (abnorm entwickelten) Menschenwelt mußte die Liebe, welche Jesus sich aneignete, einerseits als Zorn, andererseits als Barmherzigkeit sich äußern: als Zorn gegenüber dem Sünder, der von der Sünde nicht loslassen will, als Barmherzigkeit gegenüber dem Sünder, der von der Sünde nicht loskommen kann. So wurde sein Opfer zum höchsten Selbstopfer und Schuldopfer. Sein Enthusiasmus (von Gott begeistertsein) war der Zorn (Feuergeist) der heiligen Liebe, in welchem er sich verbrannte. Hierdurch hatte sich also Jesus innerhalb der sündigen Menschheit die göttliche Natur (heilige Liebe) angeeignet, und so kann dieselbe nun in ihm und durch ihn von der übrigen Menschheit auch angeeignet werden. Im Glauben, d. h. in geistig-organischem Zusammenhang mit dem Hohenpriester der Menschheit (Gott in Christo), wird nun unser Essen und Trinken ein Aneignen der göttlichen Natur.

Das Sakrament auf der normalisierten Religionsstufe.

Die Absicht beim Sakramentmachen geht dahin, der Menschheit die göttliche Willenskraft zur Herrschaft über die Welt zu erwerben. Aber da der heilige Gott und die sündige Menschheit in Feindschaft zu einander stehen, so muß die Schuld und Sünde erst aufgehoben werden; es bedarf also eines Sakraments, durch welches Beides geschieht. Ein vollkommenes Deckungsmittel (Bezahlung, Löse-Geld, Sühne, Äquivalent) der Sünde und Schuld (ein das Gewicht der Sünde und Schuld aufwiegendes Wertstück) ist notwendig; nur mit einem solchen Sakrament (Wertstück) wird dem Anspruch der göttlichen Gerechtigkeit, d. h. dem was dazu gehört, um zu Gott in das richtige (freundschaftliche) Verhältnis zu kommen, vollkommen genug gethan; die Schuld wird durch ein solches Sakrament vollkommen bezahlt.

Das einzige Mittel (Bezahlung, Löse-Geld, Sakrament), dies zu bewirken, ist die heilige Liebe selbst. Aber wie soll sie in die Menschheit hereinkommen? Nur dadurch, daß Gott einen Menschen geboren werden läßt, welcher der Träger (Opferlamm) dieser Liebe in der sündigen Menschheit zu werden vermag. Er verbüßt die Schuld der Menschheit und eignet ihr so die Liebe zu; hierdurch ist der Menschheit das Mittel (Sakrament) zugeeignet, in welchem ein definitiver (durchschlagender) Sieg über die

Sünde davon getragen ist. Von hier aus können nun die normalmoralischen Sakramente immer vollständiger nicht der Qualität, sondern der Quantität nach beschafft werden, „bis Gott ist alles in allen."

Rede, gehalten bei der Taufe zweier Japaner in Deutschland.*)

Wohl ist es eine hoch bedeutsame und für Euer ganzes Leben entscheidungsvolle Handlung, welche uns heut hier an heiliger Stätte vereint. Ihr wollt Euch durch das Sakrament der heiligen Taufe in den Bund der Christenheit aufnehmen lassen, wollt Euch dadurch zu einer neuen Religion, zu dem Evangelium Jesu Christi bekennen. Es müssen schwer wiegende Gründe sein, welche Euch dazu bestimmen; denn Ihr trennt Euch damit endgültig von der Religion, in welcher Ihr aufgewachsen seid. Und was wäre dem Menschen ehrwürdiger, als die Weise der Gottesverehrung, welche ihm von den Eltern, von den Vorfahren überliefert ist? Pflegt sich doch damit für ihn alles, was hoch und hehr und heilig ist, zu verbinden. Auch wäret Ihr undankbar, wenn Ihr für die religiösen und sittlichen Mächte, unter deren Einfluß Ihr Eure Kindheit verlebtet, nur Geringschätzung hättet; denn mit diesen Mächten ist Euer Vaterland groß geworden, aus ihnen zog es ein gutes Teil der Kraft, mit welcher es Jahrhunderte lang gegen übermächtige Nachbarn, ja, gegen das Andringen der abendländischen Völker seine Selbständigkeit behauptet hat. Wenn Ihr dennoch im Begriff steht, das letzte Band mit dem Glauben Eurer Väter zu lösen, so bewegt Euch dazu allerdings einesteils die klare Erkenntnis der täglich sich erweiternden Kluft zwischen den früheren Religionen Eures Volkes und der Bildung der Gegenwart; aller Einsichtigen unter Euren Volksgenossen hat sich das Gefühl bemächtigt: das Alte ist vergangen, die bisherigen Religionen haben sich ausgelebt; es muß ein Neues aufgehen. Aus diesem Gefühl heraus haben auch Eure teuren Eltern, als sie ihre geliebten Söhne in den fernen Westen entsandten, in hoher Weisheit Euch volle Freiheit gewährt, in Europa alles, auch die Religion zu prüfen und das Beste zu behalten. Aber wenn Ihr Euch nun, wie ich der Zuversicht lebe, von ganzem Herzen dem Evangelium Jesu zugewandt habt, so leitet Euch dabei doch nicht allein die Unhaltbarkeit des Alten, sondern weit mehr die Herrlichkeit des Neuen, das Euch aufgegangen ist. Diese Herrlichkeit — die Herrlichkeit der Religion Jesu und die Bedingung, unter welcher wir dieser Herrlichkeit teilhaftig werden, wollen wir uns denn heut noch einmal vergegenwärtigen.

Die Herrlichkeit unsrer christlichen Religion kann uns nicht kürzer und schöner vor die Seele gestellt werden, als durch das Wort, welches Ihr vorhin vernommen habt: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder heißen sollen! Durch dieses Wort wird ein Bann gebrochen, in welchem alle Religionen, mit Ausnahme des recht verstandenen Christentums, die Seelen der Menschen gefangen halten: das ist die Furcht vor der Gottheit, das ist das heimliche Bangen vor der übersinnlichen Welt, welches in allen anderen Religionen mehr oder weniger sich ausprägt; das ist im Zusammenhange damit der Aberglaube, welcher in seinen unzähligen

*) Der eine der Täuflinge war 19, der andere 17 Jahre alt.

Gestalten doch immer auf das Eine abzielt, die zürnende Gottheit durch allerlei äußerliches Werk zu versöhnen und dadurch das Gespenst der Furcht vor der übersinnlichen Welt zu verscheuchen. Aber Jesus Christus spricht: „Fürchte dich nicht! denn Du bist Gottes Kind. Sei getrost, Deine Sünde ist Dir vergeben; denn der große Vater aller Menschen hat auch Dir sein Herz aufgethan und fordert nur das Eine von Dir: Gieb mir, mein Sohn, Dein Herz!" Nun muß der Geist der Furcht weichen. Nun muß es auch aus Euren Herzen jubelnd antworten: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen". —

Gotteskindschaft — das ist das erlösende Wort, dessen wir alle bedürfen; das allein kann uns von der Furcht vor der übersinnlichen Welt und von allem daraus gebornen Wahnglauben befreien. Gotteskindschaft — darin habt auch Ihr nun Stillung für das tiefste Sehnen Eures Herzens gefunden. Das ist das Neue, dessen auch Euer Volk insbesondere zur Lösung der schweren Aufgabe bedarf, die bewundernswert rasche Umgestaltung seines äußeren und inneren Lebens, durch welche es in den letzten Jahrzehnten hindurch gegangen ist, zur gedeihlichen Vollendung zu führen.

Oder giebt es ein einfacheres Mittel, die Furcht vor der übersinnlichen Welt und den letzten Rest des Wahnglaubens zu überwinden? Bedarf es dazu nur dessen, den Glauben an die übersinnliche Welt, die Religion überhaupt hinter sich zu werfen und sich mit dem Fortschritt der Bildung und einer dieser Bildung angemessenen Moral zu begnügen? Ihr wißt, daß nicht wenige diesseit und jenseit des Ozeans, viele auch unter Euren Volksgenossen dieser Meinung das Wort reden. Aber Ihr wißt auch: wir sündigen, in Selbstsucht befangenen Menschen sind ohne den Halt der Religion zu schwach, um unter den Stürmen des Schicksals und unter den Versuchungen des Lebens von außen und innen unbeirrt dem Himmelsbilde sittlicher Vollkommenheit nachzuringen, das in jedes Menschen Brust schlummert. In der Tiefe jedes Menschenherzens lebt ein Sehnen darnach, zu lieben und geliebt zu werden. Aber diese göttliche Anlage des Menschen zur Liebe muß ohne den Glauben an einen Gott der Liebe, der die Welt durchwaltet, wie eine wurzellose Pflanze verkommen und bei aller Bildung der Selbstsucht, wenn auch einer noch so verfeinerten Selbstsucht, weichen. Ein Volk ohne Religion geht trotz alles scheinbaren Fortschritts unaufhaltsam der sittlichen Auflösung entgegen. Wir bedürfen in dem Bewußtsein unserer Schuld, Sünde und Schwachheit der erlösenden Liebe von oben, die uns mit Gott versöhnt. Wir bedürfen in dem mannigfachen Weh der Erde des Glaubens an den liebreichen Vater, der uns alle Dinge, auch das Leid zum Besten lenkt. Wir bedürfen an den Gräbern unserer Lieben und auch angesichts des Grabes, das unser wartet, der Hoffnung auf ein Wiedersehen in einer höheren Welt. Und alles das ist uns in dem einen Wort gegeben: Wir sind nun Gottes Kinder; Gott ist die Liebe; und, wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.

Und das ist nicht nur ein Wort, ein bloßer Gedanke, der wahr und falsch, vielleicht auch nur ein schöner Traum sein kann, sondern dies Wort ist That und Wahrheit geworden, ist in Jesu Christo, dem Sohne Gottes, Fleisch und Blut geworden. In seinem Leben und Sterben spiegelt sich Gottes Liebe wieder; in seinem „Vater vergieb ihnen" vom Kreuz herab, ertönt uns allen das Wort der Versöhnung von oben; in seinem Glauben

an die Liebe des Vaters und an das ewige Leben bis zu seinem letzten Hauche: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist", gewinnen auch wir die Zuversicht: Ich bin gewiß, daß keine Macht im Himmel und auf Erden, nicht Leben noch Tod mich von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, zu scheiden vermag. Der Gottessohn, der vom Kreuze herab über den Abgrund der Sünde und der Todesfurcht uns allen, seinen Brüdern und Schwestern, die rettende Hand reicht und alle Menschen aller Zungen, aller Völker ohne Unterschied des Standes und der Bildung zu einem großen Liebesbunde der Menschheit als Kinder Gottes am Vaterherzen Gottes vereinigt: das ist die Herrlichkeit, welche Euch die neue Religion bringt.

Und was nimmt sie Euch? — Entfremdet sie Euch etwa Euren Lieben daheim? Wie sollte das die Religion dessen thun, dessen letzte Gedanken am Kreuz Gedanken liebender Fürsorge für seine Mutter waren? Nein, wenn Ihr Eure teuren Eltern, Geschwister und Verwandte von Herzen geliebt habt, Christus wird sie Euch mit doppelter und dreifacher Glut der Liebe umfassen lehren; denn er schlingt um Euch und sie außer den Banden des Blutes noch das andre, durch welches Ihr in ihnen nun mit Euch Kinder Gottes erblickt; und dieses Band verbindet Euch über den Abgrund des Todes hinaus auch mit denen, deren Angesicht Euer sehnendes Auge vergeblich suchen wird, wenn Ihr die traute Erde der Heimat wieder betreten dürfet. Was Euch die neue Religion nimmt? Entfremdet sie Euch etwa dem Vaterlande? Vielmehr mit neuer aufopferungsfähiger Liebe zu ihm, mit neuer Ehrfurcht vor Eurer Obrigkeit, mit neuer hingebender Begeisterung, Eurem Vaterlande zu dienen, wird sie Euch erfüllen. Tüchtiger wird sie Euch machen, an Eurem kleinen Teile zu der Lösung der schönen, aber schweren Aufgabe mitzuwirken, welche Eurem Volke vorgelegt ist, in dem erfreulichen Aufschwung, den es genommen, dafür zu sorgen, daß unter dem gewaltigen Fortschritte, da so manches alte, unhaltbar gewordene Band gefallen ist, ihm der innere Halt bewahrt und befestigt werde, und daß es die gefährlichen Klippen einer falschen Freiheit vermeide. In der neuen Religion ist dieses Band und zugleich das gegeben, was ebenso fest bindet, als frei macht; denn was könnte die Glieder eines Volkes inniger verknüpfen, als das Bewußtsein, daß sie alle Kinder Gottes sind? Und was machte freier und bände zugleich fester an die ewigen heiligen Gottesordnungen, als die Liebe, des Gesetzes Erfüllung? Oder könnte Euch die neue Religion vielleicht in Widerspruch mit der Bildung der Gegenwart setzen? O, Ihr habt es wohl erkannt: Echte Bildung und Wissenschaft und ächte Religion, ächtes Christentum sind unzertrennliche Freunde. Die recht verstandene Religion Jesu fordert nichts Vernunftwidriges von uns; und wahre, segensreiche Bildung gedeiht nur da, wo sie von den Wassern des Lebens getränkt wird, die aus dem unerschöpflichen Brunnquell der Liebe Gottes fließen. Wie solltet Ihr nicht gern zu diesem Quell herantreten? Bringt Ihr doch in der Religion Jesu Eurem Vaterlande zwar wohl etwas Neues, aber doch nicht ein Fremdes! Denn die Religion der Liebe ist im Grunde die älteste, ursprünglichste, die es giebt. Als Gott den Menschen ihm zum Bilde schuf, da hat er in sein Herz das Sehnen nach Liebe, das Heimweh nach Gott gelegt. Die christliche Religion ist die Erfüllung dessen, was an Samenkörnern der Wahrheit in allen Religionen aller Völker zer-

streut ist, was die Frommen und Weisen aller Zeiten, aller Orten — und auch in Eurem Vaterlande — geahnt und ersehnt haben; sie ist die trauteste, heimatlichste unter allen, denn sie führt uns in die wahre Heimat, in das Vaterhaus, an das Vaterherz Gottes.

Das ist die Herrlichkeit der Religion, zu der Ihr Euch heut bekennt. Und welches ist die Bedingung, unter der Ihr dieser Herrlichkeit teilhaftig werdet? Was soll ich sagen? Ist es Buße? Ist es Glaube? Oder ist es Liebe? Gewiß ist es die Buße, die Sinnesänderung; denn Jesus spricht: „Thut Buße! (d. h. ändert Euren Sinn!) das Himmelreich ist nahe herbeigekommen". Gewiß ist es der Glaube, denn der Apostel spricht: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde allein durch den Glauben ohne des Gesetzes Werk." Gewiß ist es die Liebe, denn scheidend hat der Erlöser den Seinen das Vermächtnis hinterlassen: „Dabei wird jedermann erkennen, daß Ihr meine Jünger seid, so Ihr Liebe unter einander habt." Aber wer hat je die schwere Kunst, zu lieben, ausgelernt? Wer müßte nicht, um sie ganz zu lernen, nicht etwa nur in einmaliger, sondern in beständiger Buße und Sinnesänderung an sich selbst arbeiten, um aus der Selbstsucht und dem Eigenwillen immer mehr in die Liebe unseres Heilandes und in den Gehorsam unter Gottes Willen hineinzuwachsen? Und wie sollen wir zu diesem Lernen Mut fassen, wenn nicht durch den Glauben an die erlösende Macht der Liebe Gottes, die sich uns in Christi Liebe bis zum Tode geoffenbart hat. Darum: Buße, Glaube, Liebe, — alles in eins ist es, wodurch wir der Herrlichkeit des Evangeliums teilhaftig werden.

Wohl ist es eine schwere, himmelhohe Aufgabe, die Euch hier gestellt ist. Wohl empfindet Ihr es tief in dieser Stunde, wie unentbehrlich Euch dazu die Kraft von oben sein wird, wie sehr Ihr deshalb bedürfen werdet des unabläßigen sich Versenkens in das Wort Gottes, in die Liebe des Heilandes im stillen Kämmerlein und in der kirchlichen Gemeinschaft, der immer wiederholten Bekräftigung Eures heutigen Gelübdes und der Erneuerung Eures Taufbundes am Tische des Herrn. Aber wie selig ist auch das Ziel, wie köstlich ist es schon, diesem Ziele nachzuringen! Denn was ist seliger, als Gott und seine Mitmenschen zu lieben, sich selbst in ihnen zu vergessen und sich von Gott und — auch daran wird es nicht fehlen — von guten Menschen geliebt zu wissen! Wie köstlich die Aufgabe, an seinem wenn auch noch so kleinen Teile an der Ausgestaltung des großen Gottesreiches mitzuwirken! Wie köstlich für Euch insbesondere, daran mitzuarbeiten, daß Euer teures Volk immer mehr ein edles Glied in dem Liebesbunde der Menschheit werde! Ich sehe aus Eurem Geiste heraus eine neue, herrliche Zukunft Eures Vaterlandes; ich sehe das alte Banner Japans, das Sinnbild der leuchtenden Königin des Himmels, der aufgehenden Sonne, Eurem Volke voranwehen in neuem Sinne, in verklärter Gestalt als das Sinnbild der unsichtbaren Sonne der Liebe Gottes mit der Inschrift: „Meine Kindlein, liebet Euch untereinander!" Ich sehe in diesem Banner die Völker des Aufgangs und des Niedergangs, des Ostens und Westens sich die Hände reichen. Hoch und hehr schon die Aufgabe und köstlicher noch der Siegespreis: das ewige Leben!

Darum, wie schwer der Kampf auch sei, o harret aus bis an das Ende! Welche leichten oder dornenvollen Wege Euer himmlischer Vater hier in der Fremde oder in der fernen Heimat Euch führen werde, es ist uns

verhüllt. Die wir hier um Euch versammelt sind: diese Eure erwählten Taufzeugen, unter ihnen die, welche in hingebender väterlicher und mütterlicher Fürsorge Euch Eltern und Heimat zu ersetzen suchten, und wir alle, Eure Freunde und Lehrer, wie die zahlreichen Glieder der christlichen Gemeinschaft, in die Ihr jetzt aufgenommen werdet, die wir mit Euch durch diese Stunde als durch ein unlösbares Band — auch über weite Räume, wenn wir nun von einander scheiden werden, ja über den Tod hinaus verbunden werden, — wir alle erflehen für Euch in liebender Teilnahme Gottes reichsten Segen und äußeres wie inneres Glück, Heil und Frieden für Eure ferneren Lebenswege hüben und drüben. Aber was auch Gott über Euch verhänge, Freud oder Leid, o werdet nicht müde und mutlos im Kampfe! Und ob Euch unter den Stürmen des Schicksals und im Gefühl der eigenen Schwachheit bange werden wollte: dann denket dieser Stunde, denket des heiligen Gelübdes der Treue bis an den Tod, das Ihr da abgelegt! Denket der herrlichen Zukunft Eures Vaterlandes, für die Ihr mit einzutreten habt, für die Ihr mit verantwortlich seid! Denket an Euer selbst Vollendung und an die Krone im Jenseits! Und wenn die Kniee im Kampfe wanken wollen, so gedenket dessen, der selbst vorangeht und die Bahn bricht und uns kämpfend zur Seite steht, der schwach, wie wir, auch einst — für uns! — in Gethsemane gekniet, um dennoch siegesmutig dem Tode entgegen zu gehen! Gedenket der Kraft, die jedem Gotteskinde, das sich nach ihr streckt, zu Gebote steht, enthalten in dem Wort: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Amen!

Spinners Urteil über die englische Staatskirche.

In seinem Berichte über seinen Aufenthalt in England (vgl. Jahrgang 1886, Heft 2, S. 110 u. ff.) äußert sich Spinner über die englische Staatskirche folgendermaßen:

„Die bekannten drei großen Parteien High-, Broad- und Low-Church gruppieren sich hinwiederum in mannigfachen kleinern Parteischattierungen: als Beispiel nenne ich innerhalb der ersten Partei die gemäßigten Highchurchmen und die Ritualisten. Die Church of England gleicht, wenn ein Bild für ihr Verhältnis zum Papalismus erlaubt ist, einem Vogel, dem zeitlebens ein Stück der Eierschale anklebt, ihn hindernd im frischen, fröhlichen Flug in reinerer Luft. Sie ist stolz, diese Kirche, nennt sich mit besonderer Betonung und Vorliebe catholic und rühmt sich ihrer selbst von den eigenen vorurteilslosen Klerikern bestrittenen apostolischen Succession; sie liebt es nicht, protestantisch zu heißen; der deutsche und schweizerische Protestantismus, der mit dem Aufgeben der Succession wie in Kultus und Kirchenregiment so radikal das Band mit Rom gelöst, ist nach ihrem Urteil Dissentertum, Sektiererei.

Seit einigen Jahrzehnten hat der römische Sauerteig, der innerhalb dieser Kirche ununterbrochen, aber nie auffallender als in der Gegenwart wirkte, die gute Frucht getragen, daß die Kunst, zumal die Architektur, die Berücksichtigung fand, die ihr im Zusammenhang mit dem religiösen Leben nun einmal gebührt und ihr vom Protestantismus des Kontinentes nicht mehr länger vorenthalten werden sollte. Selbst die Dissenters haben sich dieser ästhetisch-religiösen Reformbewegung nicht zu entziehen vermocht, wie die meisten ihrer bedeutenden Chapels beweisen. Die Mehrzahl der neuern Kirchengebäude sind Muster stilgerechter altenglischer Gothik (der Renaissancebau scheint verpönt zu sein, trotzdem die ältern Bauwerke diesen Stil vielfach zu vollendeter Ausführung gebracht. Die Gothik

ist, so hörte ich hier sagen, christlicher. Ich begreife, daß Perioden erregten Gefühlslebens, ich will nicht sagen, der Sentimentalität, wie wir sie gegenwärtig auch in England haben, die himmelanstrebende Gothik der klassischen Kunst vorziehen und allzusehr mißachten läßt, was der letztern ergreifende Schönheit ist: Reinheit der Form, Klarheit und Ruhe. Daß diese englische religiös-ästhetische Bewegung in Gefahr ist, in ein bedenkliches Fahrwasser zu geraten, deute ich nur an. Eine kleine, aber charakteristische Illustration dazu bietet mir der Umstand, daß der Klerus, dem früher das Tragen des einfachen schwarzen „Geneva Gown" während des Kultus gestattet war, nunmehr während des liturgischen Aktes in weißem Surplice mit Stola zu erscheinen hat.

Die Stützen der Kirche sind Aristokratie und wohlhabender Mittelstand. Es gilt für diese Kreise nicht gerade als standesgemäß, Glied einer der im ganzen populären Sekten zu sein. Ich ließ mir sagen, daß die Kirche seit einigen Jahren wieder mehr an Boden unter dem Volke gewinnt, und ich irre wohl nicht in der Beobachtung, daß die allgemeine religiöse Neubelebung auch auf die Church of England einen Impuls ausgeübt. Es wurde mir erzählt, daß vor wenigen Jahrzehnten viele englische Clergymen sich mehr den Sport, als die Pastoration und das Studium angelegen sein ließen. Traf ich auch noch manche pfarrherrliche Sportliebhaberei und der beati possidentes genug, so steht doch Studienfleiß, ganz besonders aber Hingabe an die praktische Seite des Berufes, im Vordergrunde. Die Palme gebührt in dieser Hinsicht wohl am meisten dem rührigen Highchurchman. Und wahrhaftig, etwelche Reform thut dieser Kirche dringend not; mag sie nach außen als wohlgefügter Bau erscheinen, trotzig jede Annäherung anderer Denominationen abweisend, selbst den römischen Katholiken Dissenter nennend, in Wirklichkeit ist sie zerrissen und das gerade Widerspiel einer sich selbst genügenden harmonischen Einheit. Der Ritualismus hat in Kultus, Dogmatik, Theorie des Kirchenregiments viel mehr Verwandtschaft mit dem römischen Katholizismus, als den protestantischen Prinzipien und fühlt sich denn auch faktisch von dem erstern mehr angezogen, als von der centralen Kraft der Kirche, zu der er nominell gehört; anderseits haben die mehr puritanisch gerichteten Low-Churchmen in bitterer Gegnerschaft gegen den Ritualismus den Boden der Kirche nach Seite der Dissenters hin faktisch verlassen; sie haben keinen innerlichen Grund mehr, sich von den Dissenters zu unterscheiden. Diesen haben sie denn auch ihre Sympathien mehr geschenkt, als ihren Mitbrüdern in derselben Kirche, den nach Rom gerichteten Highchurchmen und den liberalisierenden Broadchurchmen. Der einzige Grund, den sie für ihre Trennung von den Dissenters geltend machen können, ist ihre Angehörigkeit zur bischöflichen Staatskirche mit apostolischer Succession, ein Grund, auf den meines Erachtens aber gerade ein konsequenter Low (oder evangelical) Churchman am wenigsten Gewicht legen darf.

Einen ganz besonderen Uebelstand erblicke ich in der Art und Weise, womit ein Curate (ein pfründeloser Hülfskleriker) zu einer Living (Pfründe) gelangt. Die Pfründen sind käuflich, es ist faktisch der Willkür des Pfründebesitzers (Patrons), manchmal einer einzelnen Persönlichkeit, anheimgestellt, die Wahl zu treffen und damit den Curate zum oft reichbesoldeten Vikar (eventuell Rektor) zu erheben. Es hat dieser Umstand so oft eine Ungerechtigkeit gegenüber den Curates oder Gemeinden zur Folge, gegenüber ersteren, indem oft tüchtige Köpfe, edle Charaktere allzulange unberücksichtigt bleiben, verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen, mitunter wol auch Kriecherei und dergleichen, zu unverdienten Erfolgen verhelfen; gegenüber den Gemeinden, indem diesen auch die leiseste Mitbethätigung an der Pfarrwahl verunmöglicht ist. Diesem letztern Uebelstande mag es vielerorts zugeschrieben werden, daß das Band zwischen Geistlichen und Gemeinden ein recht lockeres ist. Hat so auf der einen Seite der Patron (eventuell der bestätigende Bischof) zuviel Macht, so hat er auf der andern

zu wenig, sobald der Curate rite in den Besitz der Pfründe gelangt und damit zum Vikar (Rektor) avanciert ist. Faktisch ist dieser nun auf seinem Gebiete unumschränkter Herr; mag er noch so unpopulär, noch so träge, ja geradezu ungenügend sein, kein Patron, keine Gemeinde, kein Bischof, kein Erzbischof darf ihm seine Pfründe nehmen. Der Staat erlaubt es nicht, es sei denn, daß dem Inhaber ein gesetzlich bestraftes Vergehen nachgewiesen werden kann. Diese Protektion von seiten des Staates mag allerdings insofern segensreich wirken, als das Los des Pfründeninhabers nicht in die Hände einzelner Patrone gelegt ist. Im übrigen aber ist es wohl nicht nötig, auf die gefährlichen Konsequenzen jenes Verhältnisses, des Bewußtseins der Pfründensicherheit, aufmerksam zu machen. Zur Ehre des gegenwärtigen Klerus sei jedoch gesagt, daß das Pflichtbewußtsein jenes andere weit überwiegt, jedenfalls weit mehr als bei seinen Vätern. Daß die Patronsrechte, die Pfründen käuflich sind, ist ein Uebelstand, den ich im Vorbeigehen berühre.

Nur angedeutet sei, daß der religiöse Jugendunterricht, soweit ihn die offizielle Geistlichkeit zu geben hat, recht im Argen liegt und einer Reform dringend bedarf. Soweit ich sehe, arbeiten die Dissenters auf diesem Gebiete glücklicher; wenn in kirchlichen Kreisen hierin mehr geschieht, so ist es der privaten Initiative des Geistlichen zu verdanken. Der Segen des Konfirmationsunterrichtes ist in der Church of England unbekannt, und die Konfirmation, die nur vom Bischof vorgenommen werden darf, verliert an Innigkeit, Begeisterung und Tiefe, was sie an äußerlicher Feierlichkeit und Kuriosität gewinnt."

Litteratur.

P. D. Chantepie de la Saussaye, Dr. theol. in Amsterdam. Lehrbuch der Religionsgeschichte. I. Band. Freiburg i. Br., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr. 465 S. und X. 9 Mark.

Es darf wohl als ein charakteristisches Zeichen des embryonalen Zustandes, in welchem die neuere vergleichende Religionsgeschichte namentlich bei uns in Deutschland sich befindet, angesehen werden, daß ein Lehrer an der Amsterdamer Universität mit der Abfassung eines Lehrbuchs der Religionsgeschichte für deutsche Hochschulen beauftragt werden mußte. Auch gereicht es dem Herrn Verfasser zu nicht geringer Ehre, daß er als Niederländer des hochdeutschen Ausdrucks bis zu einem immerhin seltenen Maße und soweit mächtig ist, um eine für deutsche Leser genießbare Darstellung zu liefern. Eine andere Frage war, ob derselbe das Zeug besaß, ein wissenschaftliches Lehrbuch der Religionsgeschichte zu schreiben, welches dieser noch um akademische Existenzberechtigung ringenden Disziplin schon durch sein Dasein Achtung erobern mußte. Der Verfasser ist unstreitig einer der Ersten auf dem Plane gewesen, als es sich um die Inaugurierung unserer jungen Wissenschaft handelte und hat sich durch seinen emsigen Eifer ein so ausgebreitetes Wissen auf diesem Felde erworben, wie es noch immer nur wenige besitzen; auch hat er die besondere Gabe populärer, durch gewandte Anfassung und Behandlung des Gegenstandes selbst weitere Kreise interessierender Darstellung hinlänglich bewiesen. Diese Virtuosität des Verfassers hat sich auch in dem vorliegenden Buche nicht völlig verleugnet, obwohl es ihm in dem fremden Sprachgewande viel schwerer werden mußte, sie vollständig leuchten zu lassen. Einige Partien namentlich in der ägyptischen, assyrischen und indischen Religionsgeschichte wird man hier gern lesen. Trotz aller dieser und mancher anderen Vorzüge können wir jedoch, so sauer uns dies harte Urteil fällt, die Überzeugung nicht verschweigen, daß der Verfasser den Anforderungen, welche man jetzt schon an ein wahrhaft wissenschaftliches Lehrbuch der Religionsgeschichte stellen darf, nicht entsprochen hat. Dazu fehlt vor allem eine aus der Tiefe geschöpfte Erfassung des Gegenstandes, eine prinzipielle, philosophisch durchgearbeitete Grundanschauung

von demselben. Die „objektive Haltung bezüglich der kontroversen Punkte", deren die Vorrede sich rühmt, wäre ja gewiß das Richtige; aber sie wird nicht durch eine äußerliche Nebeneinanderstellung der verschiedenen Ansichten gewonnen, sondern durch eine Darstellung der verschiedenen Ansichten aus ihren Prinzipien heraus. Die bloße „Sammlung von einigem Material zur Lösung der Hauptfragen, welche die Religionswissenschaft beschäftigen", (V) genügt doch nicht zu einem wissenschaftlichen Lehrbuch derselben, welches kein bloßes Ideenmagazin sein darf. Die religionsphilosophischen Probleme, welche der Verfasser im ersten allgemeinen Teil behandelt, muß man entweder gar nicht, oder mit wirklich religionsphilosophischem Geiste behandeln; bei der die Prinzipienfragen nur notizenartig streifenden Darstellung des Verfassers bleibt einem zuletzt immer wieder nur der Eindruck: „es kann so sein, und es kann auch so sein, „nichts Gewisses weiß man nicht" (Reuter). Dieser Mangel einer aus der Tiefe des Gegenstandes gewonnenen Grundanschauung des Verfassers und aus den Prinzipien der Religionswissenschaft durchgearbeiteten Erfassung und Darlegung des Problems macht sich durch das ganze Buch geltend und nimmt ihm den Wert eines wissenschaftlichen Lehrbuchs der Religionsgeschichte. Vor allem zeigt sich derselbe schon in der Anordnung des Stoffs, die ja allerdings gewissermaßen recht populär genannt werden kann, aber dem Buch auch seinen wissenschaftlichen Charakter von vornherein raubt. Der Verfasser verteilt seinen Stoff gleichsam auf vier Schubladen, die in keinem näheren Zusammenhange stehen, als daß ihr Inhalt sich irgendwie mit der Religionsgeschichte berührt. In der ersten erhalten wir allerlei Philosophisches, in der zweiten allerlei die verschiedenen Äußerungen und Bethätigungen des religiösen Lebens betreffende (phänomenologischer Teil), in der dritten allerlei geographische, ethnologische und anthropologische Notizen, endlich im historischen Teil eine Art populärer Altertumswissenschaft der Chinesen, Ägypter, Babylonier, Assyrer und endlich der Inder (denen der Löwenanteil zufällt, ein Viertel des ganzen Buches). Das alles ist so äußerlich nebeneinander gestellt, so wenig in eine innere und notwendige Beziehung zu einander gebracht, daß man den Gegenstand, von dem die Rede sein soll, oft ganz vergißt, und nicht ein Lehrbuch der Religionsgeschichte, sondern ein Lesebuch, in welchem allerlei religionsvergleichende, anthropologische, historische und andere Notizen und Skizzen zusammengetragen sind, vor sich zu haben glaubt. Eine beliebte Redewendung des Verfassers ist (116, 211, 334, 109 u. a.) „Wir müssen hierüber einiges bemerken." Eben an diesen Bemerkungen zeigt sich dann recht handgreiflich, wie wenig der Verfasser in das Wesen der Sache einzudringen vermag. Wer, beispielsweise, vom Wesen des Opfers und des Gebets Vorstellungen hat, wie sie auf S. 106 und 107 vorgetragen werden, wo u. a. die Behauptung ausgesprochen ist, die „Opferidee gehöre nicht zum Wesen des Christentums", sollte doch keine auf wissenschaftlichen Wert Anspruch machende Religionsgeschichte schreiben wollen.

Julius Happel.

H. H. Johnston, „Der Kilima-Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Äquatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und kommerziellen Verhältnisse, sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebiets." Aus dem Englischen von W. von Freeden. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886. 524 S. 15 Mark.

Der Verfasser, welcher bereits durch die Veröffentlichung der Resultate einer Forschungsreise im Gebiete des Kongo die Aufmerksamkeit des für die Erschließung des schwarzen Erdteiles sich interessierenden Publikums in hervorragendem Maße auf sich gezogen hat, bietet demselben im vorliegenden Werke die Ergebnisse einer Reise, die er im Auftrage der Britischen Association zur Förderung der Wissenschaften und der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London unternommen hatte, um die Fauna und Flora „des Königs von Afrikas Bergen", des Kilima-Ndjaro zu erforschen. Wenngleich nun aus diesem Grunde die

Hauptthätigkeit Johnstons während seiner nur zehnmonatlichen Reise auf das spezifisch naturwissenschaftliche Gebiet gerichtet war, so beschränkte sie sich doch nicht darauf, sondern mit unermüdlichem Fleiß und bewundernswerter Ausdauer ist der tapfere Reisende bemüht gewesen, auch auf anderen Gebieten unsere Kenntnis jenes interessanten Teiles von Afrika zu bereichern und bei seiner durch frühere Reisen erworbenen genauen Bekanntschaft afrikanischer Verhältnisse, bei seiner scharfen Beobachtungsgabe und dem auch an ihm nicht zu verkennenden praktischen Geschick des Engländers ist es nicht zu verwundern, daß auch die nicht naturwissenschaftlichen Resultate seiner Reise, zumal in anthropologischer und linguistischer Beziehung weit über die Grenzen Englands hinaus gerechtes Aufsehen erregt haben. In frischer, den ganzen Zauber Johnstonscher Schilderungskunst tragender Darstellung wird uns auf den ersten 300 Seiten des Buches ein anschauliches Bild der an heiteren und ernsten Episoden so reichen Reise entrollt, während die wissenschaftliche Ausbeute derselben über Klima, Geologie, Botanik, Zoologie, Anthropologie und die hochinteressanten Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebiets die übrigen 200 Seiten ausfüllt.

Ohne auf den ersten Teil, dessen Lektüre ebenso genußreich als lohnend ist, hier näher einzugehen, seien aus der reichen Fülle des zweiten nur einige Andeutungen über die Punkte gegeben, die für unsere Zwecke am meisten von Belang sind und die der Verfasser in dem 19. Kapitel unter „Anthropologie" zusammengestellt hat.

Das von Johnston durchforschte Gebiet besteht einmal aus wohlbewässerten Waldgebieten längs der Meeresküste, an den Ufern der Flüsse und Seen und auf den verschiedenen Gebirgssystemen und dann aus weiten, nur ganz spärlich bewachsenen Ebenen rings um das Bergmassiv des Kilima-Ndjaro. Im fruchtbaren Gebiete sitzen fleißige Ackerbauer, die ethnologisch und sprachlich zur großen Bantufamilie gehören, während in der ungastlichen Wildnis der Ebene die räuberischen Massai hausen, die nach des Verfassers Ansicht für jetzt noch als eine selbständige Gruppe in der afrikanischen Völkerfamilie angesehen werden müssen. Auch von ihnen haben sich schon einige, wo angängig, dem Ackerbau zugewandt, und obschon sie bei ihren stolzen Vettern, die dem räuberischen Nomadenleben treugeblieben, nicht gerade in hoher Achtung stehen, haben sie doch eine sicherere Zukunft als jene, die über kurz oder lang vor die Alternative gestellt werden, auch „Wakuafi", d. h. Ackerbauer, zu werden, oder zu verhungern, da kürzlich eine furchtbare Viehseuche ihre Herden fast vernichtet hat und die Gelegenheit, den umwohnenden Stämmen das Vieh zu rauben, immer seltener wird.

Von den religiösen Vorstellungen der Massai erfahren wir, daß sie ein unbestimmtes höchstes Wesen verehren, „Engai" genannt, ein weibliches Wort, das sowohl „Himmel" als auch „Regen" bedeutet. Als seinen zeitweiligen Wohnsitz sehen sie die beiden Gipfel des Kilima-Ndjaro an, der deshalb „En-gadji-En-gai" oder Götterhaus genannt wird. Sie suchen den Gott, welcher hauptsächlich über Regen und Gras befiehlt, durch lautes Singen und Tanzen gnädig zu stimmen, oder sie rufen dazu die Vermittelung einer zweiten, mehr untergeordneten Gottheit an, welche sie „Enaiterkob" nennen. Es scheint dies im Gegensatz zu Engai eine Art Erdgeist zu sein. („Enkob" heißt die Erde, Welt). Furcht vor Geistern oder Dämonen ist den Massai fremd, ja, sie machen sich lustig über das benachbarte Bantuvolk wegen seiner umständlichen Sühnopfer für die Verstorbenen; nur scheuen sie sich, nach dem Tode einer geliebten Person den Namen derselben je wieder auszusprechen, damit der Geist nicht etwa dem Rufe gehorche und zurückkehre.

Moral im engeren Sinne fehlt ihnen ganz, die Begriffe „gut" und „schlecht" kennen sie gar nicht und wenn sie, meint Johnston, einmal moralische Grundsätze aufstellen sollten, so würden sie wahrscheinlich sagen: gut sein heißt einfältig sein, und ferner: sei schlau und du wirst vorwärts kommen. Aber den Vorzug besitzen

sie vor ihren Nachbarn im Norden und Westen, daß der Muhammedanismus sie noch nicht erreicht und in tolle Fanatiker verwandelt hat. Für den Verkehr mit Weißen zeigen sie eine ausgesprochene Vorliebe, zunächst freilich nur erst aus Handelsinteressen, doch dürften sie auch höheren Einflüssen sich zugänglich zeigen. — Die Bantubevölkerung in den gebirgigen Teilen des Landes besteht aus einer Menge von kleinen Stämmen, die in beständiger Fehde mit einander leben. Leider steht hier der Sklavenhandel noch in bedenklicher Blüte, und die Sklavenhändler der Küste sind es namentlich gewesen, die unter ihnen der Lehre des Propheten schon teilweise Eingang verschafft haben; der kleine Stamm der Wataweta z. B. hängt ihr bereits in seiner Gesamtheit an. Im übrigen finden sich bei ihnen nur geringe Spuren ursprünglicher Religion, um so größer aber ist die Furcht vor Zauberern und Gespenstern, welche von einzelnen als in großen Waldbäumen wohnend gedacht werden, vielleicht aus dem Grunde, weil z. B. die Wateita ihre Toten allezeit im Walde begraben. Auch diese Bantubevölkerung zeigt sich dem Weißen freundlich, ja, instinktiv zu ihm hingezogen, so daß die christliche Mission voraussichtlich auf eine erfolgreiche Arbeit gegenüber auch den muhammedanischen Einflüssen rechnen könnte. Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist das dem Europäer in jeder Beziehung zusagende Klima, namentlich der höher gelegenen Partien des Landes und deren ausnehmende Fruchtbarkeit, die zu europäischer Ansiedelung geradezu auffordert.

Berlin. H. Witzschel.

Zeitschriften*).

1. **Allgemeine Missionszeitschrift**, herausgegeben von D. Gustav Warneck, 14. Band. April, Mai und Juni 1887.

Heft 4 (April): Welches Interesse und welchen Anteil hat die Mission an der Erziehung der Naturvölker zur Arbeit? 1. Referat des Missions-Superintendent Merensky; 2. Bemerkungen des Missionsinspektors Oehler und 3. des Missionsinspektors Kratzenstein auf der Halleschen Missionskonferenz am 15. Februar 1887; 4. Nachtrag des Herausgebers. Die Mission der „Vereinigten Methodisten-Freikirchen" Englands in Ostafrika (nach dem Neukirchener Missions- und Heidenboten 1887, Nr. 3). Heft 5 (Mai): Die Februarmissionswoche in London, von Rev. Schleicher in London. Die hauptsächlichsten Hindernisse des Evangelii unter den Bassuto, von Superintendent Kikebusch. Missionsrundschau II., Afrika, von G. Warneck. Heft 6 (Juni): Bagamoyo und die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, von D. Grundemann. Religionsgeschichtliche Studien im Anschluß an Gloatz' spekulative Theologie, von Dekan P. Wurm (Fortsetzung). Der französische Nationalismus und die Mission, von G. Warneck. Missionsrundschau III., Ozeanien, von G. Kurze. —

2. **Evangelisches Missionsmagazin**, Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. April, Mai und Juni 1887.

Heft 4 (April): Missionsarbeit in Malabar, von J. Frohnmeyer. Aus den Jahresberichten deutscher Missionsgesellschaften. Heiratsgesetz und Hochzeitsfeier im Kurgland (Ostindien), von F. Veil. Missionszeitung (Afrika, Türkei, Ostindien, China, Japan, Kanada). Heft 5 (Mai): Die Erziehung des Negers zur Arbeit I. Meine Reise von China in die Heimat: 1. von Hongkong nach Honolulu, von Miss. Lechler. Missionszeitung (Afrika, Arabien, Indien, China, Korea, Neuguinea, Ozeanien). Heft 6 (Juni): Meine Reise von China in die Heimat: 2. die Sandwichinseln, von Miss. Lechler. Die Erziehung des Negers zur Arbeit II. Missionszeitung (Afrika). —

---

*) Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß sämtliche Bücher und Zeitschriften, welche in unseren Litteraturberichten angezeigt oder besprochen werden, von uns der Allgemeinen Missionsbibliothek in Straßburg überwiesen werden und von derselben entliehen werden können, die Zeitschriften jedoch erst nach Abschluß des laufenden Jahrganges. Die Redaktion.

3. **Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.** 1887. Nr. 4 bis 6.
Nr. 4 (April): Aus unserer bornesischen Mission. Nr. 5 (Mai): Von unseren Stationen in Silindung und Toba (Sumatra). Nr. 6 (Juni): Unsere diesjährige Generalversammlung. Übersicht über unsere Missionsarbeit im Jahre 1886. Aus unserer sumatranischen Arbeit.

4. **Deutsche geographische Blätter.** Herausgegeben von der geographischen Gesellschaft in Bremen durch Dr. M. Lindeman.
Jahrg. 1887, 2. Heft: Eine Fahrt nach dem persischen Golf II., von K. Mertens. Die Insel Hainan, von B. C. Henry. Einiges aus der Republik Liberia, von H. Hartert. —

5. **Deutsche Kolonialzeitung.** Organ des Deutschen Kolonialvereins in Berlin. Redakteur: Gustav Meinecke. 1887. 7.—12. Heft.
7. Heft: Deutsch-Wituland. Rekognoszierungsfahrten in der Kamerunkolonie VII. Reise in dem portugiesischen Westafrika V., von Otto von Dewitz. Die deutsch-westafrikanische Kompagnie. Erster Verlust der Baseler Missionare in Kamerun. 8. Heft. Die rechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete, von Karl v. Stengel. Rekognoszierungen in Deutsch-Wituland, von R. Rabenhorst. Reise in dem portugiesischen Westafrika VI., von Otto von Dewitz. 9. Heft: Deutsch-Wituland (mit Karte). 10. Heft: die 4. ordentliche Generalversammlung des deutschen Kolonialvereins in Dresden am 6. und 7. Mai 1887. Rekognoszierungsfahrten in der Kamerunkolonie VIII. Englische Missionen am Tana. Zur Ethnographie Madagaskars. Geschäftsbericht des deutschen Kolonialvereins für 1886. 11. Heft: Zur Frage der Negererziehung, von A. Merensky. Die 4. ordentliche Generalversammlung des Deutschen Kolonialvereins. Missionen in Ostafrika (unter „Kolonial-Chronik"). 12. Heft: Die rechtliche Stellung der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten I., von Karl v. Stengel. Deutsche Kolonie Stolzenfels am Oranjefluß, von C. G. Büttner. Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. —

6. **Kolonial-Politische Korrespondenz.** Organ der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. 1887. Nr. 11—25.
Nr. 11: Wie erzieht man die Neger zur Plantagenarbeit, von Hörnecke, auch in Nr. 12 und 13. Nr. 12: Das 2. englische Blaubuch über Zanzibar, auch in Nr. 13, 15. und 17. Nr. 14: Stanley über die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. Nr. 15: —. Nr. 16: Die Gründung einer katholischen Mission in Deutsch-Ostafrika. Nr. 17: Die Bantu-Sprache im Orientalischen Seminar. Der augenblickliche Stand der Missionsarbeit in Ostafrika. Nr. 18. Expedition Peters, auch in Nr. 20. 23. Nr. 19: Die Stammesgliederungen des Somali-Volkes. Aus Ostafrika (Bericht der bayrischen evangelischen Missionsgesellschaft). Nr. 20: — Nr. 21: Zur Frage einer subventionierten Dampferlinie nach Ostafrika, auch in Nr. 23. 24. Nr. 22: Der Ackerbau im Somalilande. Nr. 23—25: —

7. **Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission,** herausgegeben von Missionsinspektor C. G. Büttner in Berlin. 1887. Nr. 2—6.
Nr. 2: Unser Verhältnis zu den englischen Missionsgesellschaften in Ostafrika. Die revidierten Satzungen. Aus dem Leben des Missionars Greiner, auch in Nr. 3 und 4. Nr. 3: die Abordnung unseres ersten Missionars. Die Methodisten im Tanagebiet. Aus der Arbeit der Church-Mission in Ostafrika. Nr. 4: Unsere Missionsexpedition. Dar-es-Salaam, auch in Nr. 5. Thätigkeit der bayrischen Missionare in Jimba. Nr. 5: Aus unserer Gesellschaft. Missionen in Ostafrika. Deutsche Witu-Mission. Aus der Methodistenmission in Ostafrika. Nr. 6: Reisebericht des Missionars Greiner. Abordnung der Schwester Maria Rentsch (als erster Pflegerin nach Ostafrika). —

8. **The Church at home and abroad,** published by order of the General Assembly of the Presbyterian Church in the United States of America. Presbyterian board of publication, Nr. 1334 Chestnut Street, Philadelphia Pa. 1887, April, May and June.

Nr. 4 (April) enthält eine Missionsrundschau über Indien mit einer Missionskarte, einen Aufsatz über den Islam, das Evangelium in den japanischen offiziellen Kreisen, eine Übersicht über die Missionen während der Regierung der Königin Viktoria und Missionarsbriefe von verschiedenen Arbeitsgebieten, aus Kanazawa in Japan u. s. w. Nr. 5 (Mai) bringt eine Missionsrundschau über Siam und Laos, einen Aufsatz über christliche Erziehung in Japan von William Imbrie in Tokyo, Berichte aus Japan u. s. w. Nr. 6 (Juni) unterrichtet über den Stand der Mission in Afrika (mit zwei Karten), den Branntweinhandel in Afrika und enthält das Schreiben des Missionars W. Imbrie (Tokyo) über „eine Krisis in Japan," sowie verschiedene Berichte aus anderen Missionsgebieten u. s. w.

9. **Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft,** herausgegeben von D. Victor und Missions-Inspektor Zahn in Bremen. 12. Jahrgang. Nr. 1—4.

Nr. 1 (Januar): Das älteste und größte Arbeitsfeld der protestantischen Mission (Ostindien). Wann feiert Anyako (in Westafrika) Pfingsten? Nr. 2 (Februar): Ein Besuch in Peki (Westafrika). Das größte Reich der Erde (China), auch in Nr. 3. und 4. Nr. 3 (März): —. Nr. 4 (April): Ein Missionsfest in Ho (Westafrika). —

10. **Die Biene auf dem Missionsfelde,** herausgegeben vom Missions-Inspektor Prof. Plath. Verlag des Goßnerischen Missions-Vereins in Berlin. 1887. Nr. 1—6.

Nr. 1 (Januar): Missionarsbericht aus Ghazipua, Chupra, Loharbagga. Nr. 2 (Februar): Aus Loharbagga und Burju. Nr. 3 (März): Aus Loharbagga und Bericht des Missionars Ernst. Nr. 4 (April): Bericht des Missionars Ernst. Nr. 5 (Mai): Aus dem letzten Generalbericht über die Kolhsmission, auch in Nr. 6, von Missionar H. Onasch. Nr. 6 (Juni): Unter Christen und Heiden um Loharbagga, von Missionar Hahn. — Th. Arndt.

Missionsrundschau.

Indien.

Von Dr. phil. H. Lisco z. Z. in London.

1. Der Indische Archipel und Hinterindien (außer Barmah).

Der indische Archipel, bewohnt von den Stämmen der malayischen Völkerfamilie, wurde nach der Entdeckung des indischen Seewegs zuerst von den Portugiesen okkupiert. Seit 1600 aber sind die letzteren von den Holländern (Ostindische Handelsgesellschaft) verdrängt worden. Nederlandsch Indie mit 28 Millionen Einwohnern umfaßt jetzt das ganze Inselgebiet mit Ausnahme der Philippinen (spanisch), des nördlichen Borneo (englisch), des östlichen Timor (portugiesisch).

Der Islam, welcher schon seit 1200 von Malakka aus die verschiedenen auf dem Archipel herrschenden Religionsformen (Brahmanismus, Buddhismus, Dämonendienst) siegreich zu bekämpfen begonnen hatte, hat auch in den letzten drei Jahrhunderten reißende Fortschritte gemacht, in seinem Vordringen unterstützt durch die malayischen Unterbeamten der holländischen Regierung. (Java noch 1610 bei der Gründung Batavias fast ganz heidnisch, ist heut muhammedanisch.)

Der Katholizismus, von Spaniern und Portugiesen gewaltsam den sich unterwerfenden Stämmen aufgezwungen, herrscht heut noch auf den spanischen Philippinen,

die bisher der evangelischen Mission verschlossen blieben; im holländischen Reich ist die Zahl seiner Bekenner auf 50 000 herabgesunken.

Die evangelische Mission hat mit der Besetzung des Archipels durch die Holländer begonnen. Die Ostindische Handelsgesellschaft war durch ihre Statuten zur Ausbreitung des reformierten Glaubens verpflichtet. Man richtete Schulen ein und ließ durch Reiseprediger das Evangelium verkünden. So wurden besonders im Molukkengouvernement, in der Residentschaft Timor und auf Java bis 1700 über 40 000 Christen gesammelt. Allerdings war die Christianisierung eine im allgemeinen nur sehr oberflächliche: in den katholischen Gemeinden ward oft zwangsweise die Reformation eingeführt, auch verlockte man durch äußere Vorteile die Eingeborenen zum Übertritt (Reischristen). Immerhin haben sich diese christlichen Gemeinden doch bis in unser Jahrhundert erhalten, wenn auch meist in trostlosem Zustande, durch Lehrer schlecht unterrichtet, von Predigern fast nie besucht.

Das Christentum dieser Namenchristen neu zu beleben war die Aufgabe, welche sich vorzüglich die neberlandsche Zendelinggenootschap (1797) gestellt hatte. Sie hat seit 1815 in Timor und dem Molukkenarchipel durch ihre Missionare das Evangelium verkünden und Schulen einrichten lassen. Ihr erster Sendbote Kam † 1833 hat sich durch seine rastlose Thätigkeit den Namen eines Apostels der Molukken erworben, Roskott vertiefte das Schulwesen (Seminar von Amboina), auch eine Anzahl von Deutschen hat in den Diensten der Gesellschaft gestanden, so Bär, der erste Missionszögling Basels, der von 1825 ab auf der Insel Kisser wirkte, † 1851.

Die Missionsgesellschaft ist von der Leitung des Missionswerks in diesen Gegenden im Jahre 1869 zurückgetreten, — die Regierung pflegt es seither durch Einrichtung von (konfessionslosen) Schulen und Anstellung von Predigern und Hilfspredigern. — Im ganzen sind es über 60 000 Christen in mehr als 80 Gemeinden, die von 13 Predigern versorgt werden. —

Eine kurze Übersicht über jene Gebiete mag hier folgen.

In der Residentschaft Timor (mit Sawu, Sumba und Rotti) leben über 20 000 (?) Christen.

Auf der Insel Banda befinden sich unter 7000 Einwohnern 1000 Christen. Die zur Residentschaft Banda gehörigen christlichen Gemeinden der Key, Aru und Südwesterinseln werden leider jetzt mehr oder weniger dem Andrängen des Islam preisgegeben.

Die Insel Amboina ist das Hauptbollwerk des Christentums in jenen Gegenden (Christen-Amboinesen). Von 30 000 Einwohnern sind 22 000 Christen.

Ganz christlich sind die 3 Uliassen Saparua, Haruka, Nusalaut (22 000 Christen in 29 Gemeinden.)

Die Insel Ceram (390 000 Einwohner), nur in ihrem südlichen Teil den Holländern unterworfen, besitzt in 26 Gemeinden 12 000 Christen.

In der nördlichsten Residentschaft des Molukkengouvernement Ternate (Almaheira umfassend) hat die Regierung für im ganzen 1000 Christen in Ternate und Batjan einen Hilfsprediger; zugleich wirkt seit 1866 auf Almaheira die Utrechtsche Zendingvereeniging (3 Stationen: Missionar van Dyken) doch sind die bisher erzielten äußeren Erfolge gering. —

Auf den Sangiinseln, südlich von den Philippinen arbeiten seit 1858 Goßnersche Missionare (im Dienste der Regierung.) Das Neue Testament ist durch Kelling übersetzt. Durch treue Arbeit ist es gelungen, die Zahl der Christen auf 20 000 zu vermehren (unter 80 000 Einwohnern der 70 Inseln).

In Celebes hat die Mission große Erfolge erzielt, unter den in der Landschaft Minahassa (Nordostspitze der Insel) wohnenden heidnischen Alifuren. Die Nederlandsche Zendelinggenootschap hatte hier ihre Boten seit 1826 (Hellendorn; seit 1830 die Deutschen Riedel † 1860 und Schwarz † 1859 (Schüler Jänickes),

später Graafland und Wilken.) „Im allgemeinen verfolgten die Missionare den Plan, erst den Heiden etwas Besseres mitzuteilen und Lust danach zu erwecken, in der sicheren Erwartung, daß dann das Falsche leicht in Abgang geraten würde." (Grundemann VI, 1, 207.) „Das Evangelium breitete sich weniger durch merkwürdige Bekehrungen als mit der stillen regelmäßigen Wirksamkeit des Sauerteigs weithin aus." (Grundemann VI, 1, 206.) Es gelang, den ganzen Stamm fast dem Christentum zuzuführen (95 000 Christen von 118 000 Alifuren). — Schulen wurden gegründet, Eingeborene wurden in Tomohon und Tanawanko herangezogen zu Lehrern und Evangelisten, eine Monatsschrift Tjahaja Sijang wurde herausgegeben. Die segensreiche Wirkung der Mission in diesem Lande erkennt selbst der unparteiische Wallace an, wenn er sagt: „Niemand, der diese Menschen sieht und von ihrem früheren Zustand hört, kann daran zweifeln, daß sie moralisch und physisch viel höher stehen als früher." (Grundemann VI, 1, 217.) Im Jahre 1878 hat die holländische Regierung nun die Fortführung auch der Mission in Minahassa übernommen; 9 Missionare traten als Hilfsprediger in den Dienst des Staates. Die Gesellschaft pflegt jetzt nur noch die Missionsschulen.

Borneo (2 Millionen Einwohner) wird nur in seinem südlichen Teil von den Holländern beherrscht. Von der Hafenstadt Bandjermassin aus, der Hauptstadt des holländischen Territoriums ist seit 1835 die rheinische Mission zu den nördlich wohnenden, wilden Dajaken vorgedrungen. Auf 7 Stationen hatte sie bereits Gemeinden zu sammeln begonnen, als das ganze Werk durch einen Aufstand der durch Mekkapilger aufgereizten Bevölkerung vernichtet wurde. In Tangohan und Pandaali wurden 4 Missionare mit 3 Frauen im Mai 1859 ermordet. Erst lange Zeit nach dem Ende des an diese Revolution sich anschließenden Krieges gestattete die Regierung den Missionaren ihr Werk von neuem zu beginnen (1866). Jetzt sind auf 7 Stationen 910 Christen gesammelt. Das von Henneman 1872 in Kwala Kapuas für die Erziehung von Nationalgehilfen gegründete Seminar ward 1878 nach Depok (Java) verlegt.

Die Engländer haben seit 1841 das im Nordwesten Borneos belegene Reich von Sarawak in ihrem Besitz (Radscha Brooke). Dortselbst wirkt seit 1848 eine anglikanische Mission (S. P. G.) die auf 6 Stationen eine Gesamtzahl von jetzt 3000 Kirchengliedern besitzt (Bischof von Labuan und Singapur).

Auf der Insel Java (20 Millionen Einwohner) arbeitet die Mehrzahl der niederländischen Missionsgesellschaften an der Ausbreitung des Evangeliums, doch ist es bisher zu einer weitergehenden Bewegung unter der muhammedanischen Bevölkerung nicht gekommen. 1880 waren noch nicht 8000 Eingeborene Christen geworden. Die koloniale Kirchenregierung hat auf Java einen Hilfsprediger, der eine in Depok schon 1714 gebildete Gemeinde (jetzt 600 Seelen) versorgt. Die Nederlandsche Zendelinggenootschap, anknüpfend an eine durch „Vater Emde" aus Walbeck in Surabay hervorgerufene religiöse Bewegung, arbeitet seit 1848 im Osten der Insel unter den Javanern und hat durch Jelle Eeltjes Jellesma, „den Apostel der Javaner", † 1858 und seine Nachfolger in Modjowarno, Kediri und Malang über 4000 Christen gesammelt. Harthoorn, ein früherer Missionar der Gesellschaft, übte an diesem Werke scharfe Kritik in seinem Buche De evangelische Zending en Oost-Java (1863). Die Nederlandsche Zendingvereeniging arbeitet im Westen der Insel unter den Sundanesen auf sieben Stationen, hat aber nach mehr als 20jähriger Thätigkeit nur 270 Heiden bekehrt. Dagegen hat die streng konfessionelle Nederlandsche Gereformeerde Zendingvereeniging auf mehreren Stationen in der Mitte der Insel (Tagal, Purworedjo, Probolingo) über 2000 Christen gesammelt.

Auf Sumatra endlich (5 Millionen Einwohner, die zum größten Teil Muhammedaner sind) hat sich ein Feld reichgesegneter Thätigkeit der Mission erschlossen unter den Battas, einem heidnischen Stamm im nordwestlichen Teil

der Insel (500 000), den vollständig zu unterwerfen den Holländern erst 1878 gelang. Die Rheinische Mission arbeitet hier seit 1861, — sie hat jetzt 13 Stationen, die sich von der Hafenstadt Siboga zu dem nördlich gelegenen Tobasee hinziehen. Die bedeutendste derselben ist Pea Radja mit 4000 Christen. Im ganzen giebt es 10 000 christliche Battas. In Silindung ist ein Seminar. Das Neue Testament ist von Nommensen und Schreiber in zwei der Battadialekte übersetzt.

Unter den heidnischen Bewohnern der Siboga gegenüberliegenden Insel Nias arbeitet die rheinische Mission (Denninger) seit 1865 und hat bisher auf 4 Stationen 500 Christen gesammelt.

Hinterindien, das bis zu Anfang unseres Jahrhunderts ziemlich unberührt geblieben war von europäischem Einfluß, ist durch die Kämpfe der letzten Jahrzehnte von Franzosen und Engländern zum größten Teil unterworfen worden. Im Osten der Halbinsel haben sich die Franzosen seit 1859 ein Kolonialreich (Kambodscha Kochinchina) erobert, sie beherrschen jetzt auch den früher China unterthanen König von Annam. Die Engländer haben durch drei Kriege (1829, 1852, 1885) das im Westen der Insel gelegene Barmanenreich ihrer Herrschaft eingefügt. Unabhängig sind jetzt nur noch der König von Siam und einige muhammedanische Radschas im Süden Malakkas.

Die Religion, welcher weitaus die meisten der 33 Millionen (?) Einwohner der Halbinsel anhängen, ist der Buddhismus, der seit 500 nach Christo von Ceylon aus siegreich vordrang.

Der Katholizismus hat in Barmah und Siam nur geringen, in Annam dagegen großen Erfolg gehabt. Es soll dort jetzt unter 21 000 000 Einwohnern über 500 000 Christen geben, die in 7 apostolischen Vikariaten unter 12 europäischen und 264 einheimischen Priestern stehen.

Die evangelische Mission hat mit größerem oder geringerem Erfolg allein in den westlich von Annam liegenden Gebieten gearbeitet.

Eins der härtesten aller Missionsfelder ist Siam (7—8 Millionen Einwohner) mit seiner buddhistischen Selbstgenügsamkeit und der Stumpfheit und Schlaffheit seines Volkes (Thai). Seit einem halben Jahrhundert wird dort das Evangelium verkündet, ohne daß es gelungen wäre, dasselbe dem Volksleben irgendwie als einen lebenskräftigen Keim einzupflanzen (Grundemann III, 2, 200).

In der Hauptstadt Bangkok wirkte Gützlaff vorübergehend (1828—1831). Dann haben sich vorzüglich die Amerikaner um die Evangelisierung des Landes gemüht. Der amerikanische Board (Dr. Bradley) arbeitete von 1835—1850 ohne wesentliche Resultate. Die amerikanischen Baptisten besitzen jetzt nach einer Thätigkeit von über 50 Jahren in Bangkok 5 Kirchen mit 100 christlichen Chinesen. (!) Die amerikanischen Presbyterianer, die 1847 das Missionswerk begannen, haben doch auch Thais bekehrt und versorgen jetzt auf 2 Stationen (Bangkok und Petschanburi) an 400 Christen. Sie haben auch 1866 ihre Mission ausgedehnt nach Tschiengme der Hauptstadt des von Siam abhängigen, nördlich gelegenen Laosreiches (200 Christen). Der jetzt regierende König von Siam ist englisch erzogen und den Europäern nicht abgeneigt. Er ordnete 1879 allgemeinen Unterricht an, gestattete den Leibeigenen Loskauf und gewährte den Christen in Laos durch ein Toleranzedikt Freiheit von der Fronarbeit am Sonntag.

Auch der Süden der Halbinsel Malakka ist bisher von den Engländern nicht unterworfen worden. Sie besitzen hier nur die drei straits settlements Pulo pinang (seit 1786), Malakka (seit 1824) und Singapur (seit 1849) und sonst noch auf dem Festlande die Provinz Wellesley (seit 1820) und den Distrikt Perak. Unter den die Halbinsel bewohnenden 500 000 muhammedanischen Malayen ist bisher noch nicht nachhaltige Mission getrieben worden. — Die zum großen Teil von Chinesen bewohnten straits settlements haben lange Zeit der Londoner Gesellschaft als Versuchsstationen für ihre chinesische Mission gedient, sind nun

aber seit 1846 wieder verlassen. Seitdem haben baptistische und andere Freimissionare (Keasberry, Grant) kleine Gemeinden gesammelt in Pulo pinang, Perak und Singapur (meist Chinesen). In Singapur wirken seit einigen Jahren auch englische Presbyterianer und bischöfliche Methodisten. Endlich hat auch die S. P. G. seit 1861 auf diesem Felde zu arbeiten begonnen. In Singapur besitzt sie 250 Kirchenglieder und hat nun ihre missionarische Thätigkeit 1878 nach Pinang und Wellesley, 1884 nach Perak (Saipeng) und Malakka ausgedehnt (Bischof von Singapur und Labuan).

Aus der Mission der Gegenwart.

Nach katholischen Quellen berichtet D. Warneck (A. M. Z. 1887, S. 143) über die römisch-katholischen Missionsbeiträge von 1885, welche in der Gesamtsumme sich nur auf 5 300 000 Mark belaufen, wovon ca. 547 000 Mark auf das katholische Deutschland entfallen. D. Warneck bemerkt dazu: „Rom brüstet sich so gern mit seinen kirchlichen Leistungen; mit den Missionsbeiträgen kann es aber beim besten Willen keinen Staat machen, sie wären geradezu kläglich, wenn nicht noch Frankreich einigermaßen in den Riß träte (ca. 3 500 000 Mark). Die Beiträge sind auch in den letzten Jahren nicht in die Höhe gegangen: 1882 betrugen sie 6 725 000 Frank. Selbstverständlich decken diese unbedeutenden Beiträge die Höhe der Missionskosten nicht (vgl. Protest. Beleuchtung der röm. Angriffe auf die evangel. Heidenmission S. 316 u. ff.). Bis heute ist aber noch niemals und nirgends Rechnung über die katholischen Missionskosten gelegt worden. Die Hauptsummen für den römisch-katholischen Missionsbetrieb liefern vermutlich die Klostervermögen, Kapitalzinsen und — Regierungsgelder. In der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 28. November 1885 erklärte Windthorst ausdrücklich, daß in dem Budget Frankreichs ein bedeutender Missionsposten stehe und gelegentlich des Karolinenstreits haben wir erfahren, daß auch Spanien staatlicherseits die Missionskosten bestreitet." —

Auf Veranlassung des Direktors der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Dr. Peters, schickt die römisch-katholische Missionsanstalt in Reichenbach bei Regensburg 2—3 Geistliche und 12 Laienbrüder nach Deutsch-Ostafrika, alljährlich soll eine weitere Schar nachfolgen. Auch die Erziehung der weiblichen Jugend durch Missionsschwestern, ebenso die Einrichtung von Schulen und Spitälern ist vorgesehen. (A. M. Z. 1887, S. 224 u. E. M. M. 1887 S. 255).

Auch die evangelische Missionsanstalt in Neukirchen bei Mörs will sich an der Mission in Deutsch-Ostafrika beteiligen, sie schickt 2 Missionare nach Deutsch-Wituland. (Nachr. a. d. ostafrik. Miss. 1887, No. 5.)

Vereinsnachrichten.

I. Aus dem Jahresbericht von Missionar Faber für 1886.

Kein epochemachendes Ereignis hat Ostasien im verflossenen Jahr bewegt. Der politische Himmel ist jedoch nicht unbewölkt, auch ist die Luft schwül, so daß sich plötzlich ein Gewitter zusammenziehen und entladen kann. Weder den Franzosen in Tonkin, noch den Engländern in Birma ist es gelungen, Frieden herzustellen in ihren annektierten Gebieten. Das Militär hat noch fortdauernd blutige Arbeit! Es wird behauptet, China habe in beiden Ländern die Hand im Spiel. Unwahrscheinlich ist das durchaus nicht. Für die auswärtigen Mächte ist es ein Glück, daß China an chronischer Finanznot leidet, und daß noch keine Eisenbahnen vorhanden sind, welche eine schnelle Konzentration der verfügbaren Truppen ermöglichen. Es ist eigentlich zu verwundern, daß die schlauen chinesischen Staatsmänner

das nicht längst erkannt und verwertet haben. Als Christen und Boten des Evangeliums können wir uns nur freuen, wenn China dauernden Frieden erhält und durch innere Reformen sich mehr und mehr zu einer Großmacht ersten Ranges emporarbeitet.

Allerdings erscheint dieses schöne Ziel noch in grauer Ferne.

Wir haben ebenfalls keine Ursache, mit Eifersucht und Mißgunst die Machtvergrößerung Englands zu verfolgen. Man muß den Engländern nachrühmen, daß sie es verstehen, durch ihre Herrschaft allüberall die Eingeborenen zur Arbeit anzuregen, sie, soweit es die Verhältnisse erlauben, in allgemeiner Bildung zu fördern und damit den Wohlstand der Kolonialländer zu ermöglichen.

Alle englischen Kolonien sind jetzt in blühenderem Zustande, als das vor der englischen Besitzergreifung der Fall war. Es wird sich darum auch bald der Unterschied zwischen Birma und Tonkin erkennbar machen. Als evangelischer Christ und Missionar kann man sich überhaupt über die Fortschritte der englischen Kolonisation nur freuen, dagegen französische und spanische nicht anders als bedauern. Es ist noch ein schwarzer Punkt in der Geschichte des 19. Jahrhunderts, daß katholische Missionare in allen Kolonien protestantischer Länder freien Zutritt haben, dagegen für Boten des Evangeliums die Kolonien katholischer Staaten hermetisch verschlossen sind. In Annam resp. Tonkin ist den evangelischen Missionaren unter christlicher Regierung der Zutritt verweigert, während unter heidnisch-chinesischer Oberhoheit jetzt keine Schwierigkeit mehr in den Weg gelegt wird. Gut wäre es daher, wenn solche Thatsachen allgemeiner bekannt gemacht würden, damit die öffentliche Meinung gelegentlich einen Druck auf diplomatische Verhandlungen ausüben könnte.

Der Norden Chinas ist zwar ruhig, aber die Beziehung zu Japan ist keineswegs ungetrübt. Sobald China zur See Überlegenheit erlangt hat, wird das kleine Japan in eine mißliche Stellung zum großen Nachbar geraten. Vielleicht, daß die gegenseitige Eifersucht bald eine Krisis herbeiführt. Korea ist ebenfalls in einer üblen Lage und kann seine Selbständigkeit nur behaupten, weil die Nachbarstaaten einander den Raub nicht gönnen.

China hat an der Grenze bedeutende Truppenmassen konzentriert, besonders nach Rußland hin. Rußland fand sich dadurch veranlaßt, ebenfalls seine Position zu verstärken. Es ist jedoch durchaus nicht im Interesse Rußlands, sich jetzt in einen Krieg mit China zu verwickeln. An Gelegenheit, sich auf Kosten Chinas zu vergrößern und zu bereichern, fehlt es doch selten lange.

Am besten wäre es wohl, wenn die Mandschurei, vielleicht verbunden mit der Mongolei, ein selbständiger Staat würde.

Auch Tibet würde durch Unabhängigkeit von China für sich und jedenfalls für die übrige Welt Gewinn haben und bringen.

Ostturkestan kann unter chinesischer Herrschaft ebenfalls nicht gedeihen. Das sind für China alles schwache Punkte, und die politischen Verhältnisse werden wahrscheinlich Ende 1887 nicht mehr so liegen, wie jetzt im Anfang des Jahres.

China wird auch für Deutschland von Jahr zu Jahr wichtiger. Da ich jedoch erst kürzlich eine längere Abhandlung über den Gegenstand an die

Deutsche Kolonialzeitung (1887, Heft 6) abgesandt habe, so will ich hier nur darauf verweisen. Es ist anzunehmen, daß das deutsche Element im fernen Osten von Jahr zu Jahr zunimmt; jedenfalls ist das im Interesse des deutschen Handels und der chinesischen Industrie zu wünschen. Eine andere Sache ist es jedoch in religiös-moralischer Beziehung. Je mehr deutsche Ansiedlung im Ausland zunimmt, desto mehr wird es nötig, daß deutsche Sitte, deutsche Manneskraft und deutscher Glaube auch im Ausland gepflegt werden; sonst kann es leicht geschehen, daß Deutschland jährlich an hunderttausend kräftige Jünglinge hinausläßt und dafür abgelebte Leute mit allerlei Krankheitskeimen zurückerhält, welche die Nationalkraft schwächen. In der Ferne läßt sich jedoch nicht viel ausrichten, wenn nicht in der Heimat besser vorgearbeitet wird. Dieses muß besonders in der Schule geschehen und durch die Presse, aber auch die Kirchen sollten ihre Aufmerksamkeit mehr auf den Gegenstand richten.

Überschwemmung und dadurch veranlaßte Not für Zehntausende gab es sowohl im Norden als im Süden Chinas. Anstatt jedoch die Mündungen der großen Flüsse zu vertiefen, fährt man fort, die natürlichen Anhäufungen von Sand und Schlamm noch durch künstliche Sperren zu verstärken und somit das Wasser zu nötigen, sich Auswege durch bebautes Land zu suchen.

Auf der Insel Hainan brach eine Rebellion aus, welche noch nicht unterdrückt ist. Zwar scheinen die Ureinwohner besiegt zu sein, aber die Hakkachinesen sind noch unter den Waffen gegen die Mandarintruppen. An solchen Aufständen, welche oft mit großem Blutvergießen verbunden sind, fehlt es leider im großen China in keinem Jahr. —

Die Missionsarbeit hatte ihren ungestörten Fortgang und dringt immer mehr nach allen Seiten ins Innere Chinas vor.

Nur in Chung-king, der einzigen halbgeöffneten Stadt in der großen Provinz Sze-chuan, kam es zu Exzessen gegen die fremden Missionare. Es wurde viel Eigentum zerstört, aber kein Leben verletzt, jetzt ist die Angelegenheit bereits als geordnet zu betrachten, da die chinesische Regierung Entschädigung gezahlt hat und die Missionare zurückkehren. Großartige Missionserfolge können nicht berichtet werden. Es geht das Werk noch immer seinen langsamen Gang weiter. Der Sauerteig wirkt unter der scheinbar ruhigen Oberfläche, bis die ganze Masse durchdrungen sein wird. Wie im Bild, so in der Wirklichkeit wird zunächst jedoch nur eine Gährung erzeugt, welche im rechten Augenblick richtige Behandlung erheischt.

Meine eigene Arbeit bestand im Anfang des Jahres bis zur Abreise von Hongkong hauptsächlich in Vorbereitung der neuen Auflage meines Werkes über Civilisation in chinesischer Sprache. Das Werk ist nun von der Religious Tract.-Society (British and Foreign) angenommen und in Holzplatten geschnitten, also chinesisch stereotypiert; ein Exemplar wird zu 40 Cts. verkauft. Ein englischer Kaufmann auf Hongkong, Herr Granville Sharp, bezahlte die Hälfte der Herstellungskosten der Holzplatten und auch den Rest der Unkosten der teuern ersten Ausgabe.

Diese erste Auflage kostete rund 1200 Dollars für Typendruck, Einband und Korrektur. Dazu trug bei ein deutscher Freund in Hongkong 25 Doll., die Herren Schmidt & Cie. in Shanghai 100 Doll. und ein anderer Deutscher 5 Doll.

Die Hauptsumme wurde durch Verkauf gedeckt. Jetzt ist dem Werk die Möglichkeit einer weiteren Verbreitung gesichert.

In Shanghai begann ich sofort die Erlernung der Mandarinsprache (Wanking-Dialekt), arbeitete auch folgende biblische Geschichten aus, zu welchen schöne Illustrationen aus England benutzt wurden: 1) König Salomo. 2) Königin Esther. 3) Ruth. 4) Josef und seine Brüder. 5) Daniel, der Prophet. 6) Moses. 7) Vögel und Säugetiere der Bibel.*)

Natürlich hatte ich diese Geschichtsbilder in ganz anderer Weise zu behandeln, als das gewöhnlich in der Heimat der Fall ist.

Die Geschichten des Alten Testamentes bieten sehr viel des Anziehenden für die Chinesen; diese Seiten stelle ich besonders in den Vordergrund. Dazu sind gründliche chinesische Vorstudien erforderlich. Meine Aufgabe ist auch sonst nicht leicht.

Ich stehe als Deutscher und als einziger Missionar einer noch unbekannten Missionsgesellschaft mitten unter vielen hochgeehrten englischen und amerikanischen Graduierten verschiedener Fakultäten und den Angehörigen großer und einflußreicher Gesellschaften. Ferner ist es nicht leicht, so zu schreiben, daß die verschiedenen Denominationen keinen Anstoß nehmen. Meine Wirksamkeit kann unter den jetzigen Umständen nur Erfolg haben, wenn ich anerkannt tüchtige Arbeit liefere, welche zugleich echt evangelisch ist, ohne irgend welche konfessionelle oder nationale Ecke zu zeigen.

Am meisten Arbeit machte das letzte Heft über Vögel und Säugetiere. Grade in Beziehung auf das Natur-Gebiet enthält die chinesische Sprache sehr viel unrichtige und abergläubische Ausdrucksweisen. Neue Vorstudien über den Tierdienst in China kamen mir dabei sehr zu statten. Auch auf die buddhistische Tiertheorie und das damit im Zusammenhang stehende Verbot animalischer Nahrung hatte ich einzugehen. Dann wieder die blutigen Opfer des Altertums und der Neuzeit, sowie deren Abschaffung im Christentum. Weiter galt es, Tierquälerei und Tierschutz kurz und bündig zu behandeln. Auch gab ich eine erschöpfende Darlegung der Unterschiede des Menschen vom Tier. Alles das ist auf den ersten und letzten unabgeteilten Seiten behandelt.

Außer der naturgeschichtlichen Beschreibung der Bilder gab ich auch die parabolische Anwendung in der heiligen Schrift.

In der chinesischen Litteratur dient die Natur ebenfalls als Gleichnis fürs Seelen- und Sozialleben des Menschen oder kurz gesagt, des irdisch-menschlichen Lebens.

In der Bibel und besonders in den Parabeln Christi wird das Irdische zum Gleichnis des Himmlischen. Im Chinesischen ist das Physische mit dem Ethischen vielfach vermengt, während in unserer Bibel das Irdische nie mit dem Himmlischen verwechselt oder vereinerleit wird. Das Himmlische ist auch jetzt noch im Irdischen enthalten, doch nicht im freien, sondern im gebundenen Zustand, nicht in schönster Blüte, welche dereinst im Reich Gottes entfaltet wird, sondern für jetzt noch gehemmt und vielfach verunstaltet.

Um dem großen Übelstand der Mehrzahl verschiedener chinesischer Bibelübersetzungen abzuhelfen, wird von vielen Seiten eine neue Übersetzung gewünscht, welche als Union-Version dienen soll. Ein älterer Missionar

*) Dieselben befinden sich in der Allgemeinen Missionsbibliothek in Straßburg.

unternahm eine solche Arbeit und vollendete das Neue Testament, das von der schottischen Bibelgesellschaft probeweise gedruckt wurde. Die Lokalkonferenz der Missionare von Shanghai erwählte eine Kommission von drei Personen, worunter ich mich befand, die Arbeit zu prüfen und dem Übersetzer die Kritik zukommen zu lassen. Ich erhielt als Anteil das Evangelium Lukas und die beiden Korintherbriefe. Nach Einsendung meiner Bemerkungen wünschte man mich mit mehreren andern Missionaren als weiteren Revisor der ganzen Arbeit; dieses glaubte ich jedoch ablehnen zu müssen, da ein großer Teil meiner Zeit dadurch absorbiert werden würde; Aussicht auf die gewünschte Union-Version ist überdies zunächst nicht vorhanden. Diese neue Übersetzung wird nur die bereits vorhandenen um eine Nummer mehren. In Shanghai protestierten sogar nachträglich etliche Missionare gegen Aufstellung eines Revisionskomitees, und in Peking hat ein amerikanischer D. D. (Dr. theol.) eine Union-Version seiner Art in Angriff genommen, auch bereits ein Evangelium als Probe herumgeschickt, das ebenfalls wenig Beifall findet. Wenn aber auch auf diese Weise viel Kraft zersplittert wird, so ist doch solche Arbeit nicht ganz verloren. Es wird das Werk immer wieder nach einer Seite weiter gefördert, und alles dies Material wird in Zukunft von Wert sein, wenn die Zeit für eine Union-Version wirklich gekommen ist. Die jetzigen Übersetzungen sind Vorarbeiten und Notbehelfe, bis christliches Bewußtsein und Schriftverständnis unter den Chinesen weiter entwickelt sein wird.

Ich arbeite nun zunächst an einem Kommentar zum Lukas-Evangelium weiter und bereite außerdem ein größeres Werk über die chinesischen Klassiker vor.

Meine litterarische Thätigkeit bringt es mit sich, daß ich meist in stiller Zurückgezogenheit lebe. Auch aus Gesundheitsrücksichten ist das angezeigt; aber unumgänglich gemacht wird es durch die Notwendigkeit gründlicher Vorbereitung für Arbeiten in chinesischer Sprache, welche bleibenden Wert haben sollen. Ganz schließe ich mich jedoch vom Verkehr mit der Außenwelt nicht ab. Die Missionare hier haben eine monatliche Konferenz und eine wöchentliche erbauliche Versammlung. Da findet sich Gelegenheit zum Gedankenaustausch. Der Jünglings-Verein hat wöchentlich eine Versammlung mit Vortrag und daran geknüpfter Diskussion, woran ich mich hie und da beteilige. Als Mitglied des nördlichen Zweiges der Royal-Asiatic-Society findet sich ebenfalls öfters Gelegenheit, eine Meinung abzugeben. Von Amtshandlungen hatte ich zwei Kindertaufen. Ein deutscher Gottesdienst fand hier statt, von Herrn Georg Müller aus Bristol veranlaßt, wobei ich mit Lied und Eingangsgebet half. Sonst fand ich bisher wenig Berührungspunkte mit den Deutschen in Shanghai; doch wird sich wohl allmählich eine gegenseitige Bekanntschaft anbahnen.*)

Die Aufgabe ist eine große nach allen Seiten, und meine Kraft und Fähigkeit gering. Möge es Gott wohlgefallen, sich auch in meiner Schwachheit mächtig zu erweisen und sein Reich im großen China zu fördern!

*) In Shanghai beabsichtigen die Deutschen eine evangelische Gemeinde zu errichten. Ein Komitee, an dessen Spitze Generalkonsul Dr. Focke steht, ist beauftragt, die nötigen Schritte einzuleiten. Faber pflog hierüber mit Focke eingehende Beratung; das Ergebnis derselben entzieht sich indessen vorläufig noch der öffentlichen Mitteilung. E. B.

II. Deutsche Missionsbibliothek in Japan.

Von Pfarrer Spinner in Tokyo.

In den Monaten Februar und März dieses Jahres sind zwei Büchersendungen, die eine von Zürich, die andere von Bremen ausgehend, hier wohlbehalten angekommen. Ich beabsichtige nach Abschluß der Sendungen einen definitiven Katalog drucken zu lassen, bis dahin behelfe ich mich mit einem Zettelkataloge. Von einigen Freunden ersucht, auf Grundlage der geschehenen Sendungen mitzuteilen, welche Gesichtspunkte für unsere Missionsbibliothek in Japan besonders in Betracht kommen, bitte ich unter Bezugnahme auf den früheren Aufruf von Dr. Hering unsere gütigen Geber und besonders die Herren, welche die Sammlung übernommen, um freundliche Berücksichtigung einiger Wünsche:

1. Als Lesepublikum kommen in Betracht: Schüler, welche die Anfangsschwierigkeiten in der deutschen, englischen, französischen Sprache überwunden haben, bis hinauf zum Studenten der Medizin, Jurisprudenz, Philosophie oder technischen Wissenschaften; die Theologen, denen weder die hiesige Universitäts- noch Mittelschulbibliotheken zur Verfügung stehen, sollten ganz besonders berücksichtigt werden. Im ferneren hoffe ich, daß unsere Bibliothek für die Gelehrten, speziell die Theologen und Philosophen, und überhaupt für den Kreis der allgemein Gebildeten von Bedeutung werden wird.

2. Nur Werke in deutscher, englischer oder französischer Sprache können verwertet werden. Gemäß den in jüngster Zeit entworfenen und zum Teil schon an die Öffentlichkeit gelangten Plänen soll in Zukunft das Studium des Englischen mit ganz besonderer Energie betrieben werden. Das Deutsche und noch mehr das Französische werden dem Englischen gegenüber auf einen engen Kreis beschränkt werden. Immerhin wird das Studium der deutschen Sprache eine Notwendigkeit bleiben für die meisten, denen es um eine gründliche juristische, philosophische oder medizinische Bildung zu thun ist. Gerne möchte ich die Notwendigkeit betonen, daß wir unsere Bibliothek nicht nur auf die deutsche Sprache beschränken.

3. Als Litteratur empfiehlt sich:

a) Theologie: Sämtliche Disziplinen, besonders Encyklopädien, Kommentare, Einleitungswerke, erwünscht sind kurzgefaßte, populäre Bibelerklärungen, historische und systematische Werke, praktische Theologie. Viel begehrt sind populäre Verarbeitungen wissenschaftlicher Theologie. Kurzgefaßte apologetische Litteratur ist dringendstes Bedürfnis. In dem bisher Gesandten findet sich vorherrschend Erbauungslitteratur. Auch diese ist brauchbar, wenn sie in einfacher Sprache und nicht gar zu alt ist; in der Regel eignet sie sich aber besser zum Geschenk und Verkauf als zum Ausleihen. Kirchengesangbücher sind genug vorhanden. Auch die neuere englisch-theologische Litteratur sollte vertreten sein. Neue Testamente erbittet man in einer leichtverständlichen Übersetzung.

b) Philosophie: Leitfaden für Logik, Psychologie, Geschichte der Philosophie, Ethik. Induktive Methode findet hier besseres Verständnis. Umfangreichere Bearbeitungen wie die von Zeller, Überweg, Kuno Fischer sind geeigneter als die Originalschriften der Philosophen. Es ist sehr zu wünschen, daß man in Japan noch anderen Philosophen begegnet als nur Mill, Spencer und Buckle. Gern gelesen werden gutgeschriebene kleinere philosophische Aufsätze, besonders solche mit apologetischem Charakter.

c) Juristische, naturwissenschaftliche, mathematische, technische Litteratur findet sowohl im streng wissenschaftlichen wie populären Gewande sehr dankbare Leser.

d) Pädagogik: alle Schulbücher, vorausgesetzt, daß sie neuern Datums sind, in allen drei Sprachen, besonders Grammatiken und Lesebücher. Wörterbücher für moderne Sprachen. Alle Leitfäden und Bibelauszüge für den Religionsunterricht. Jugendschriften mit belehrender Tendenz (Spamers Verlag). Bücher über politische und Kultur-Geschichte, Geographie. Sehr gebeten wird um lateinische und griechische Grammatiken und Lesebücher sowie um neuere Schulausgaben der weniger schwierigen römischen und griechischen Klassiker, Lexika. Bei diesen Werken bitte ich die französische Sprache weniger berücksichtigen zu wollen. Sehr wertvoll ist für dies Land, wo die Pädagogik im höchsten Ansehen steht, eine reichhaltige, pädagogisch wissenschaftliche Litteratur, deren Fundament das Christentum ist.

e) Geschichte: Beckers Weltgeschichte ist in zwei Exemplaren vorhanden. Alle Sammelwerke, bedeutendere Monographien, Leitfäden, hauptsächlich auch in Kunstgeschichte (Abbildungen von Kunstgegenständen, Ansichten) sind willkommen.

f) Von modernen Klassikern sind vorhanden: Schiller, Körner, Herder, Klopstock, Boileau, Racine. Darf ich auch hier um weitere, gütige Beiträge bitten?

4. Über die Qualität der Werke im allgemeinen darf ich mir vielleicht in aller Bescheidenheit im Interesse der Ersparnis an Frachtkosten die Bemerkung erlauben, daß alles, was in Europa wertlos ist, in Japan nicht an Wert gewinnt. Bedenkt man, daß der Japaner mit einiger Schweirigkeit, aber auch mit bedeutender Intensität ein fremdes Buch liest, so wird man es nicht Phrase bezeichnen: Nur das Beste ist für ihn gut genug. Der Verlust eines verhältnismäßig langen Zeitraumes, den er zum Lesen seines Buches verwendet, muß durch die Bedeutung des Inhalts des Gelesenen ausgeglichen werden. Man verzeihe mir gütigst auch das Gesuch, man möge nur solche Litteratur schicken, die nicht gar zu alt, schon ihrer altertümlichen Sprachformen wegen unverständlich ist.

5. Über den Umfang der Bibliothek steht mir keine Bemerkung zu. Dankbar bin ich für die kleinste Gabe. Vielleicht habe ich die Grenzen zu weit gezogen, wenn ich an die Schöpfung einer populär und allgemein wissenschaftlichen Bibliothek gedacht, die auf allen Gebieten des Wissens hervorragende Werke aufweist, einer Bibliothek, deren Zweck das Christentum ist. Nur das möchte ich versichern, daß auch die umfangreichsten Sendungen keine Verlegenheit wegen Platzmangels verursachen.

6. Der Umstand, daß die Bibliothek vor der Fertigstellung des Katalogs nicht in ausgedehntem Maße benutzt werden kann, legt den Wunsch nahe, es möchte die Sammlung und Übersendung, wenn möglich, noch im Laufe dieses Jahres zu Ende geführt werden.

Die eifrige Benutzung der bis anhin übersandten 400 Bände läßt voraussehen, daß, sobald das Material gesammelt und geordnet ist, das Unternehmen den gehofften segensreichen Erfolg haben wird. Einige amerikanische Missionare finden die Idee nachahmenswert.

Recht herzlichen Dank möchte ich vorläufig all den verehrten Gebern sagen, den lieben Bekannten und Unbekannten vom Fuß des Säntis bis

zur Nordsee, die mit ihrer Gabe ein Wort des Grußes gesandt und manche teure Erinnerung aufgefrischt, rufe ich es wieder zurück von unserem herrlichen verheißungsvollen Sonnenlande: Behüt' Euch Gott!

Tokyo, 26. März 1887. Spinner.

III. Dritter Jahresbericht des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins,

abgelegt vor der Generalversammlung in Braunschweig den 1. Juni 1887 vom Vereinspräsidenten Dr. Buß in Glarus.

Seit der letzten Generalversammlung sind 9 Monate verflossen. Es ist also nicht ein Jahr, es sind nur diese 9 Monate, über welche der Vorstand bezüglich der Vereinsthätigkeit Rechenschaft abzulegen hat. Aber auch diese kurze Zeit bietet der Berichterstattung Stoff genug dar, denn unser Werk hat während derselben nicht stille gestanden. Lassen Sie mich Ihnen also mitteilen, wie sich innerhalb dieses Zeitraumes die Verbreitung und das innere Leben des Vereins wie insbesondere seine Missionsarbeiten im In- und Auslande gestaltet haben.

1. Verbreitung des Vereins.

Auch dies Jahr dürfen wir ein erfreuliches Wachstum des Vereins konstatieren. Die Zahl der Zweigvereine ist von 44 im letzten Jahr auf 60 resp. 61, die Zahl der Mitglieder von 5400 auf 7600—7800 gestiegen. Von den früheren Zweigvereinen hat sich einer, nämlich die theologische Konferenz in Breslau, aufgelöst und mit dem Breslauer Lokalverein verschmolzen. Die übrigen sind unverändert geblieben; doch haben die meisten einen kleinen, etliche einen nicht unerheblichen Zuwachs an Mitgliedern erfahren, so besonders der pfälzische Landesverein, Brieg, Breslau, Frankfurt a. M. und Meiningen, und 17 neue Sektionen sind hinzugetreten, nämlich der Schleswig-Holsteinische Landesverein mit den 3 Lokalvereinen Wesselburen, Hemmingstedt und Oldenswort mit zusammen 370 Mitgliedern, in der Pfalz die 7 Ortsvereine Friesenheim, Obersulzen, Neustadt a. H., Winzingen, Radenbach und Frankenthal mit zusammen 466 Mitgliedern, Wiesbaden mit 78, Ifta bei Eisenach mit 20, der studentische Zweigverein Bonn und Luxemburg (mit 55 Mitgliedern), die erste ausländische resp. außerhalb Deutschlands und der Schweiz gelegene Sektion, und als jüngste, am 11. Mai mit 58 Mitgliedern gegründet, Hamburg. Dazu kommt endlich ein erster Frauenmissionsverein im Dienst unserer Sache, in Berka bei Eisenach. Seien alle diese neuen Zweige am Baum des Vereins, diese sichtbaren Zeichen seiner frischen Triebkraft, uns herzlich willkommen und mit Freuden begrüßt. Ganz besonders möchte das Vorbild von Berka die Frauen und Töchter auch anderer Städte zu ähnlichem Vorgehen ermuntern und das in Luxemburg aufgesproßte Reis auch in weitern Gegenden des Auslandes nachahmende Beachtung finden.

Die Mitgliederzahl aller 61 Zweigvereine zusammen beträgt rund 7000. Die übrigen 600—800 liefern meistenteils die da und dort bestehenden größern Gruppen von Mitgliedern, die sich wohl bald auch zu festen Verbänden zusammenschließen werden. Solche finden sich in Rheinland-Westfalen, wo Dank der warmen Fürsprache des evangelischen Gemeindeblattes das

Interesse für die Mission im Sinne unserer alle Richtungen umfassenden Bestrebungen sich erheblich gesteigert hat, ferner in Guben, Frankfurt a. O., Coburg ꝛc. und in mehreren Schweizerkantonen wie Appenzell a. Rh., Graubünden, Basel, Luzern, Aargau. In Bremen, Osnabrück und anderu Städten werden sich die vielen Freunde unserer Sache wohl in Bälde zu entschiedenem Handeln vereinigen. Die festgegliederten Verbände erzeugen allein ein regelmäßiges, aktives Teilnehmen an den Vereinsbestrebungen, ziehen die zerstreuten Einzelmitglieder der Gegend an und bieten ihnen Halt. Solche Verbände zu schaffen, ist deshalb überall zu empfehlen, wo sich auch nur ein kleiner Kern von zuverlässigen Gesinnungsgenossen findet, der sich zusammenschließen kann.

In die Reihen unserer Mitglieder hat leider der Tod schon manche Lücke gerissen. Besonders schmerzlich empfinden wir den Heimgang zweier Männer, die, verschieden an Alter und Wirksamkeit, der eine in Deutschland, der andere in der Schweiz, von Anfang an mit Begeisterung und Thatkraft ihre reichen Gaben auch den Missionsbestrebungen unseres Vereins liehen: Prediger D. Lisco in Berlin, der schon 1845 einen Missionsverein auf bekenntnisfreier Grundlage ins Leben zu rufen trachtete, dessen Haus ein Sammelpunkt der in Berlin studierenden Japaner war und der sich um unsere Sache bis in die letzten Tage seines Lebens treu und warm bemühte, und Pfarrer Lic. Rüetschi, P. D. in Münchenbuchsee bei Bern ein überzeugungs- und verständnisvoller Führer der kirchlichen Mittelpartei, der Sekretär der Frankfurter Missionskonferenz von 1883 und Schriftführer des schweizerischen Zweigvereins, welcher in der Blüte der Manneskraft seiner reichen Wirksamkeit an Gemeinde, Lehrerseminar, Universität und dem Kirchenblatt für die reformierte Schweiz entrissen ward.

2. Inneres Leben des Vereins.

Das innere Leben des Vereins zeigt im wesentlichen dieselben Züge, die der letztjährige Bericht näher gezeichnet hat. Nicht alle Sektionen entwickeln dieselbe Regsamkeit, was teils von sehr verschiedenen lokalen Verhältnissen, teils aber auch dem sehr verschiedenen Eifer der führenden Persönlichkeiten zuzuschreiben ist. Während einzelne sich fast nur darauf beschränken, die Beiträge einzuziehen, setzen andere alle möglichen Mittel in Bewegung, um ihren Mitgliedern Anregung zu bieten, neue zu gewinnen und das Missionsinteresse in immer weiteren Kreisen zu wecken, während wieder andere im Interesse der Sache zu vorsichtigem, stillem und langsamem Vorgehen sich genötigt sehen, aber es doch wenigstens zu regelmäßigen Vorstandssitzungen und Vereinsversammlungen bringen.

Auch dies Jahr wurden zur Belebung des Missionssinnes von der großen Mehrzahl der Zweigvereine öffentliche Feiern irgend welcher Art veranstaltet. 11 größere Missionsfeste, 44 öffentliche Vorträge und 60 von den Vorständen veranstaltete Missionsgottesdienste, mehrere 100 Missionspredigten, ohne besonderen festlichen Anlaß von geistlichen Mitgliedern des Vereins gehalten, sind zu unserer Kenntnis gelangt. Zürich allein hatte einen Cyklus von 7 öffentlichen Vorträgen.

Weimar und Hemmingstedt veranstalteten Missionsstunden, Dornburg neben Predigten und Vorträgen auch Missionsbetstunden und Leseabende. Manche Vereine halten Lesezirkel, wieder andere verbreiten das Missionsblatt.

Immermehr bürgert sich die Praxis ein, bei größeren Anlässen Redner von auswärts kommen zu lassen. Ein Redner u. a. sprach in 9 weit auseinandergelegenen Städten (Dr. Arndt). Eine seltene und besonders ergreifende Feier erlebte Potsdam, indem dort vor versammelter Gemeinde zwei übertretende junge Japaner durch ein Mitglied unseres Ortsvereins (Ritter) die heilige Taufe empfingen. Die Jahresfeste, Vorträge und Gottesdienste waren an den meisten Orten zahlreich besucht, viele fanden gedrängt volle Säle und Kirchen; Frankfurt zählte bei seiner Jahresfeier Tausende von Zuhörern. An manchen Orten macht die frühere gleichgültige oder mißtrauische Zurückhaltung der Bevölkerung aufrichtigem Interesse und ungescheuter freudiger Zustimmung Platz. Die noch vor kurzem so mißachtete Mission fängt an, populär zu werden.

Der Centralvorstand hielt seit der letzten Generalversammlung nur eine Plenarsitzung und erledigte während der übrigen Zeit die nötigen Geschäfte auf Grund der vom Ausschuß ihm gemachten Vorlagen auf dem Wege schriftlicher Umfrage. Die laufenden Geschäfte fanden ihre Besorgung durch den Ausschuß, der sich abwechslungsweise in Zürich, Basel und Straßburg jeweilen unter Zuzug beratender Freunde versammelte und die Ausführung seiner Beschlüsse dem Bureau übertrug. Ueber diesen Beratungen wie über dem ganzen Vereinsleben schwebte im Berichtsjahr manchmal recht fühlbar die leider noch nicht beseitigte Kriegsgefahr. Unwillkürlich sahen sich die leitenden Organe bei jeder ernstern Frage, insbesondere, wenn es sich darum handelte, neue Unternehmungen zu wagen, die dem Vereine auf lange hinaus größere ökonomische Verpflichtungen auferlegen würden, zuerst vor die Frage gestellt, ob wir auch beim Ausbruch kriegerischer Verwicklungen imstande sein würden, das Begonnene fest und sicher weiterzuführen, da beim Eintritt dieser Eventualität für die Jahresbeiträge voraussichtlich ein beträchtlicher Rückgang zu gewärtigen stände. Wir mußten sitzen und rechnen, daß wir nicht einen Turm zu bauen anheben, den wir nachher zum Schaden für die Sache wie zum Spott über uns selber unvollendet stehen oder wieder zerfallen lassen müßten. Solche Zeiten gebieten Vorsicht, Geduld und Selbstverleugnung, und so wehthuend es sein mag, es darf der Kopf dem Herzen nicht in allen Teilen folgen. Wir mußten uns namentlich in Bezug auf den Fortgang des Werkes in Japan die schmerzlichste Zurückhaltung auferlegen. Unsere Kasse nämlich gewährt uns noch immer erst sehr bescheidene Mittel und, wenn sie auch dies Jahr wieder eine erfreuliche Zunahme der Gaben aufweist, so sollten wir doch über die doppelten und vierfachen Summen verfügen können, um den auf uns eindringenden Bedürfnissen auch nur einigermaßen gerecht zu werden.

3. Unsere Missionsarbeit und deren Erfolge.

a) Im Inland.

Unsern Statuten gemäß sucht der Verein die Lösung seiner Aufgabe u. a. auch dadurch zu fördern, daß er in der Christenheit das Interesse für die Mission zu wecken und die Kenntnis der nichtchristlichen Religionen zu vermehren bestrebt ist. Zu diesem Zwecke hat er, abgesehen von der Thätigkeit der Zweigvereine und einzelnen Mitglieder in ihren Kreisen, zunächst zweierlei unternommen, nämlich 2 publicistische Organe geschaffen und 1 allgemeine Missionsbibliothek errichtet.

1) Die Vereinsorgane.

Unsere beiden Organe sind bekanntlich das vom Stadtpfarrer Schück in Heidelberg so geschickt redigierte Missionsblatt und die mehr wissenschaftliche Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, redigiert von Prediger Dr. Arndt in Berlin, Pfarrer Happel in Heubach und dem Berichterstatter. Jenes wird nun in 11,000 Exemplaren gedruckt und zählt zur Zeit mit Einschluß der Vereinsmitglieder, die es unentgeltlich erhalten 9970 oder rund 10,000 Abonnenten. Die Zeitschrift hat an Abonnentenzahl ebenfalls zugenommen, doch beläuft sich diese Zahl jetzt erst auf ca. 600, und es kann der Wunsch nicht unterdrückt werden, die Mitglieder möchten sich die Haltung dieses größeren Vereinsorgans noch mehr als bisher zur Pflicht machen.

2) Allgemeine Missionsbibliothek.

Bei der letzten Generalversammlung wurde der Centralvorstand ermächtigt, mit der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg einen Vertrag abzuschließen behufs Errichtung einer allgemeinen Missionsbibliothek daselbst. Dieser Vertrag ist mittlerweile vereinbart und wie von uns, so auch vom Kaiserlichen Staatsministerium für Elsaß-Lothringen am 6. November genehmigt worden.

Diesem Vertrage gemäß hat sich die Straßburger Bibliothek verpflichtet, die allgemeine Missionsbibliothek in ihre Räume aufzunehmen und zu verwalten, ohne indessen auf das Eigentumsrecht an ihr Anspruch zu erheben. Die Missionsbibliothek wird separat verwaltet und katalogisiert; in Bezug auf die Leitung und Benutzung dagegen gelten ganz dieselben Bestimmungen, welche für die Straßburger Bibliothek maßgebend sind. Sie steht wie diese unter dem Kaiserlichen Oberbibliothekar und dem Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen; die Bibliothekbehörde ist für die Integrität des Bücherbestandes verantwortlich und muß Verlorengehendes ersetzen. Für die Benutzung sind die denkbar liberalsten Bestimmungen zugestanden. Wer Bücher zu beziehen wünscht, hat sich lediglich mit einem schriftlichen Gesuch an den Oberbibliothekar zu wenden, und sofort wird ihm das Verlangte wohl verpackt, unentgeltlich und portofrei zugesandt. Das ausgelegte Porto ist bei der Rücksendung zu vergüten; jede andere Entschädigung fällt weg. Indem so die Missionsbibliothek durch ihre leichte Zugänglichkeit jedermann dienen kann und auf einen vollständig neutralen Boden gestellt ist, verdient sie auch das Vertrauen und die Zuwendungen aller Missionsgesellschaften, gleichviel, ob dieselben die Tendenzen des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, der sie ins Leben gerufen, billigen oder nicht. Es ist deshalb nicht nur in unseren Organen die Bitte um Übersendung von Büchern und Zeitschriften erlassen, sondern es sind auch die sämtlichen Missionsgesellschaften, deren Adressen uns zugänglich waren, durch ein Zirkularschreiben ersucht worden, das Zustandekommen einer möglichst vollständigen Sammlung der ganzen das Missionswesen beschlagenden Litteratur durch Zuweisung ihrer Publikationen und allfälliger anderer Werke ihrerseits fördern zu wollen, damit sie wirklich zu dem werde, was zu sein sie bestimmt ist, ein Zentralpunkt für alle Studien über Mission. Sie soll enthalten: 1) alle irgend erhältlichen Werke über die äußere Mission und ihre Geschichte aus alter und neuer Zeit; 2) in möglichster Vollständigkeit die sämtlichen Publikationen der Missionsgesellschaften, ihre Berichte, Zeitschriften, Traktate u. s. w.; 3) die Werke von Missionaren, Forschungsreisenden und Geographen über die Missionsgebiete, ihre Länder und Völker und die daselbst unternommenen Missionswerke; 4) theologische Werke, welche die Mission berücksichtigen; 5) überhaupt Werke jeglicher Art, seien es historische oder linguistische oder praktisch erbauliche u. s. w., die irgendwie für

die Missionsstudien von Bedeutung sein können. Der Geistliche, der über Mission predigt, der Dozent, der über Missionswesen oder Religionsgeschichte vorträgt, der Missionsschriftsteller, der irgend eine Frage aus dem weitschichtigen Gebiete der Mission zu bearbeiten vornimmt, der Missionsfreund, der sich in der ihm benötigten Litteratur heimisch zu machen wünscht, der Geograph und Ethnograph, der Sprach- und Kulturforscher, sie alle sollen hier das nötige Material vereinigt finden können und so der Mühe und den nicht geringen Schwierigkeiten enthoben sein, die oft schwer erhältlichen Werke und Zeitschriften an den verschiedensten Orten sich erbitten zu müssen, ohne sie doch in gewünschter Vollständigkeit zu erlangen. Wer sich jemals über das Missionswesen gründlich orientieren wollte und an dem Umstand, daß das Material so zerstreut und schwer zugänglich ist, ein großes Hemmnis fand, nicht zum wenigsten auch der Missionar, der von seiner einsamen Station aus oft nicht weiß, woher er sich die ihm nötige Litteratur verschaffen soll, und die Missionsgesellschaften, die sich auch über die Thätigkeit ihrer Schwestern auf dem Laufenden erhalten möchten, werden den Wert eines solchen Mittel- und Sammelpunktes der gesamten Missionslitteratur zu würdigen wissen. Je vollständiger und umfangreicher diese Bibliothek sich gestaltet, desto heller wird auch die bisher so viel verkannte Bedeutung der Mission für die Wissenschaft und den Kulturfortschritt der Menschheit ins Licht treten.

Der Grund ist gelegt, einige hundert Bände sind bereits beisammen, eine Anzahl Missionsgesellschaften hat ihre Mitwirkung in freundlich entgegenkommender Weise zugesagt, zur Vermehrung ist ein jährlicher Kredit aus der Centralkasse bewilligt, und in den Straßburger Professoren Gerland, Holtzmann und Lucius ist eine Spezialkommission zur Förderung der Vereinsinteressen bei der Bibliothek ernannt. Mögen derselben nun auch recht viele Beiträge zugewendet werden!

b) Im Ausland.

Kern und Stern unserer Thätigkeit bilden indessen nicht sowohl die Veranstaltungen zur Belebung des Missionsinteresses und Missionsverständnisses im Inland, als vielmehr die praktischen Missionsarbeiten im Ausland.

In Bezug hierauf konnten wir vor 2 Jahren die Gewinnung der ersten Missionare signalisieren, vor einem Jahr von 2 Missionaren und dem Anfang ihrer Wirksamkeit im Dienst unserer Gesellschaft berichten. Heute sind wir abermals um einen bedeutenden Schritt weiter gekommen und dürfen mit Dank gegen Gott von einem über Erwarten günstigen Fortgang der Sache reden.

Zwar sind zu unsern 2 bisherigen Arbeitsfeldern Japan und China neue nicht hinzugekommen, obwohl die Eröffnung der Arbeit auf einem dritten, in Kaiser Wilhelmsland, Gegenstand ernster Beratung war. In Japan und China aber konnte und mußte das Personal verstärkt werden, und es zählt dasselbe denn nun auch bereits 6 Köpfe, 3 Missionare, 1 Missionarsbraut und 2 eingeborene Gehülfen, wozu noch ein in anderer Stellung befindlicher theologisch gebildeter Lehrer kommt, der unserer Sache eine starke Stütze ist und vielleicht früher oder später direkt in den Dienst des Vereins übergehen wird. Für Japan nämlich wurde unserem ersten Sendboten Wilfried Spinner schon im letzten Spätherbst in der Person des cand. theol. Otto Schmiedel von Zauckeroda bei Dresden, bisherigen Religionslehrers am Gymnasium zu Eisenach und ordinierten Geistlichen, 29 Jahre alt, ein erster Gehülfe beigegeben, der sich erst auf Ostern von einer bisherigen Stellung freimachen konnte, zur Zeit in England sich für

seine neue Aufgabe vorbereitet und im Herbst samt seiner künftigen Gemahlin, Fräulein Helene Schulze aus Wiborg in Finnland, auf seinem Arbeitsfelde eintreffen wird.

Eine weitere Kraft begiebt sich in nächster Zeit auf eigenes Risiko nach Japan, bereit, Spinner und Schmiedel zu unterstützen, und es liegt die Möglichkeit nahe, daß der Verein in diesem Manne in kurzem einen weiteren Sendboten gewinnen wird.

So werden wir also in Zukunft zwei, wahrscheinlich drei Missionare und eine Missionsfrau in Japan wirken sehen; die letztere wird als geprüfte Lehrerin unter der Frauenwelt daselbst unserer Sache die belangreichsten Dienste leisten können. Und in China haben wir Missionar Ernst Faber, der mit zwei eingeborenen Gelehrten seiner schriftstellerischen Thätigkeit obliegt.

Den größten Fortschritt aber hat unsere Sache damit gewonnen, daß wir in Japan nicht mehr bloß auf die zwei von Spinner gegründeten deutsch-evangelischen Koloniegemeinden in Tokyo und Yokohama, sondern auch auf eine in der allerjüngsten Zeit entstandene Heidenchristen-Gemeinde in Tokyo blicken können.

(Schluß folgt.)

IV. Die dritte Jahresversammlung des Vereins in Braunschweig

den 31. Mai bis 2. Juni 1887.

Die Braunschweiger Festtage haben die Erwartungen, welche durch die erste Einladung der Braunschweiger Delegierten auf der Gothaer Versammlung und durch das rasch aufblühende Interesse der dortigen Gemeinden an unserem Werke geweckt waren, voll und ganz erfüllt. Es waren Stunden fröhlicher Begeisterung und anregender Förderung, welche wir in der gastlichen Welfenstadt mit den Freunden aus Fern und Nah, aus Nord und Süd, aus Ost und West, zumal aber aus dem Norden verleben durften. Und in der Geschichte unseres Vereins wird die Braunschweiger Versammlung eine denkwürdige Epoche darstellen. Was schon lange unseres Herzens Wunsch war, aber noch immer als ein fernes Ideal galt, ist dort zur That und Wirklichkeit geworden. Wir sind mutig im Vertrauen auf Gottes Beistand und in der Hoffnung auf wachsende Teilnahme an unserer Missionsaufgabe vorangegangen. Unser Verein hat den bedeutungsvollen Schritt gethan, sich gleichsam seßhaft auf seinem Arbeitsfelde in Japan zu machen, sich das Heimatsrecht im fernen Ostasien zu erwerben. In jedem Briefe hatte Spinner dringend den Bau oder Ankauf eines eigenen Missionshauses im Centrum Tokyos gefordert. Ein Betsaal, Unterrichts- und Wohnräume für unsere japanischen Missionare war ein unabweisbares Bedürfnis geworden. In ernster Beratung hatten vor der Braunschweiger Versammlung die Vorstände mancher Zweigvereine geglaubt, warnen zu müssen vor übereilten Schritten, „den Turm nicht zu bauen, bevor nicht die Kosten überschlagen seien". In Braunschweig hat nun nicht unbesonnenes Vorwärtseilen über bedächtige Erwägung gesiegt, sondern nüchternste Prüfung aller Verhältnisse, auch die Kassenlage unseres Vereins hat den Beschluß zur Reife gebracht: „Ja, wir können es wagen, durch Erwerb eigenen Besitzes auch äußerlich das Liebeswerk unserer Mission den Japanern darzustellen." Daß dieser Beschluß gefaßt werden konnte, ermöglichte die so

dankenswerte, überraschende Festgabe, welche in wenigen Tagen auf Anregung und durch einen Aufruf des Braunschweiger Festkomitees zusammen gesteuert war. Vor Beginn der Versammlung waren 2955 Mark eingegangen als erster Fonds zum Missionsbau in Tokyo, während der Versammlung ist diese Summe durch nachträgliche Gaben auf über 3000 Mark gesteigert worden.

Aufrichtige Freude bewegt uns, dies bedeutendste aller Festereignisse vorwegzunehmen. Und wenn wir hinzufügen, daß auch das ganze Fest unter dem Eindrucke dieses wichtigsten Beschlusses stand, den bisher unser Verein gefaßt hat, so wollen unsere Leser freundlich entschuldigen, wenn wir nun erst die geordnete Berichterstattung beginnen.

Die Versammlung verlief genau nach dem Programme, das sich bereits in Gotha bewährt hatte und das wir in seinen Grundzügen im vorigen Hefte unserer Zeitschrift mitgeteilt haben. Die Braunschweiger Freunde hatten in jeder Hinsicht für eine gastliche Aufnahme der Mitglieder und offiziellen Vertreter der auswärtigen Zweigvereine gesorgt. Schon am Bahnhofe erwarteten etliche Herren des Lokalkomitees die ankommenden Gäste und geleiteten sie nach dem sehr günstig gelegenen und vorzüglich geeigneten Lokale von Behnecke's Saalbau, wo am Abend des 31. Mai die Vorversammlung und Begrüßung der Festteilnehmer stattfand. Zu heißer anstrengender Arbeit hatten sich die Mitglieder des Central-Vorstandes ebendaselbst bereits 1 Uhr mittags eingefunden. In neunstündiger Beratung wurden in der vom Präsidenten Pfarrer D. Buß geleiteten Konferenz des Centralvorstandes die Vorlagen für die General-Versammlung verhandelt. Außer unserem verehrten unermüdlichen Präsidenten konnten wir vom Centralvorstande leider nur Konsistorialrat Dr. Ehlers-Frankfurt, Prof. D. Pfleiderer-Berlin, Geh. Kirchenrat Prof. D. Lipsius-Jena, Prediger Ritter-Potsdam und Pfarrer Horn-Marisfeld begrüßen. Die weite Entfernung, dringende Geschäfte und zu unserem Bedauern in einzelnen Fällen auch Krankheit hatten die übrigen Mitglieder des Central-Vorstandes fern gehalten. Als beratende Teilnehmer hatte Pfarrer D. Buß den Vertreter des Centralkassierers Bankdirektor Vogelgesang-Mannheim, Pastor Dr. Pini-Braunschweig, Stadtpfarrer Schück-Heidelberg und den unterzeichneten Berichterstatter zur Konferenz des Centralvorstandes eingeladen.

Erst gegen 10 Uhr abends betraten die Mitglieder des Central-Vorstandes den Saal, in welchem schon seit 8 Uhr eine stattliche Zahl von Gästen ihrer harrte. Da wurden herzliche Grüße zwischen den Freunden ausgetauscht, die aus allen Teilen Deutschlands zusammengekommen waren und manch frohes Wiedersehen wurde gefeiert. Der Süden hatte allerdings nur wenige Teilnehmer entsandt, desto stärker und zahlreicher war der Norden vertreten. Die Lage Braunschweigs hatte es unseren Freunden in den Hansastädten und in Schleswig-Holstein ermöglicht, zu erscheinen. Eine besondere Freude war es uns, in Pfarrer Harder senior und junior die Vertreter des im November vorigen Jahres gegründeten Schleswig-Holsteiner Landesvereins zu begrüßen und aus dem Munde der Hamburger Gäste, Senior D. Hirsche und Pastor Dr. Meincke, die freudige Kunde von der lang herbeigesehnten Konstituierung eines Hamburger Zweigvereins zu vernehmen. Auch die Schlesier hatten die weite Reise nicht gescheut, durch ihre Anwesenheit das gesteigerte Interesse ihrer Provinz an

unserem Verein zu bezeigen und uns zur Wahl Breslaus für eine künftige Jahresversammlung anzuregen. Aus der Schweiz war nur unser Buß erschienen, — eine dringende Mahnung für den Verein, nun endlich einmal sein Hauptquartier nach der Schweiz zu verlegen, woher er doch seine erste und kräftigste Förderung erhalten hat. Schuldirektor Schaarschmidt begrüßte die Gäste im Auftrage des Braunschweiger Komitees aufs herzlichste, in geistvoller Weise wies er auf zwei um die Aufgaben und Entwicklung des deutschen Protestantismus verdiente Braunschweiger Bürger hin, auf Bugenhagen und Lessing: den frommen Sinn des ersten, die geistige Klarheit und Schärfe des anderen, den Geist der Liebe und der Freiheit, den Geist Bugenhagens und Lessings wünschte der Redner der Fest-Versammlung und versicherte uns der vollsten und kräftigsten Teilnahme seiner Mitbürger an unserem Werke.

Am Morgen des 1. Juni um 9 Uhr fand in der Brüdernkirche, auf deren Kanzel einst Bugenhagen das Evangelium predigte, der Festgottesdienst statt, der die Versammlung zu ernster Beratung vorbereitete und uns alle sowohl durch die vorgetragenen Gesänge als durch die kräftige, schwungvolle Predigt des Oberpfarrers D. Graue-Chemnitz in die rechte weihevolle Stimmung versetzte. Der Ruf des Festpredigers: „Gott will es!" und der leitende Grundgedanke seiner Predigt: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde" (1. Tim. 2, 4—6), wirkte wahrhaft zündend und begeisternd. Daß unser Werk ein gottgewolltes, eine heilige, unerläßliche Aufgabe sei, — diese Überzeugung wurde bei allen Zuhörern aufs neue befestigt. Da diese Festpredigt im vorliegenden Hefte abgedruckt und auch in Einzel-Exemplaren unter unseren Mitgliedern verbreitet ist, so entheben wir uns einer weiteren Inhaltsangabe. Die Liturgie, welche Pastor Eggeling-Braunschweig hielt, und die Gesänge der Chorknaben trugen zur Erhöhung der Festandacht in wirksamster Weise bei.

Nach einer kurzen Pause schloß sich um 11 Uhr die Generalversammlung in der Brüdernkirche an den Festgottesdienst an. Sie wurde in Gegenwart sämtlicher Festteilnehmer sowie der Ehrengäste des Vereins, Sr. Excellenz des Staatsministers Graf Görtz-Wrisberg, des Bürgermeisters Rittmeyer und des Wirkl. Geheimrat Otto aus Braunschweig durch eine Ansprache des Vorsitzenden des Braunschweiger Zweigvereins, Pastor Dr. Pini, eröffnet. Noch einmal sprach der Redner die Freude der Braunschweiger über die Abhaltung der Jahresversammlung unseres Vereins in ihrer Stadt aus und knüpfte daran die Hoffnung, daß das Urteil unserer Gegner über unsere Bestrebungen ein gerechteres und besseres werde, wenn sie sehen, wie unser Verein nach dem Vorgange Bugenhagens nichts anderes treiben will, als Christum, und den Heiden nichts anderes bringen will, als Christum, unseren Erlöser. Mit den herzlichsten Segenswünschen für die Arbeit der Jahresversammlung schloß Pastor Dr. Pini seine warm empfundene Begrüßung. Im Auftrage des Magistrats der Stadt Braunschweig begrüßte die Versammlung Bürgermeister Rittmeyer, welcher bezeugte, daß in dem seit den Tagen der Reformation gut protestantisch gesinnten Braunschweig auch das Werk unseres protestantischen Missionsvereins eine verständnisvolle und bereitwillige Aufnahme gefunden habe. Generalsuperintendent D. Hesse-Weimar überbrachte die Grüße unseres Protektors Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander

von Sachsen und versicherte uns der fortgesetzten Sympathie des erlauchten Fürsten; er fügte hinzu, daß Ihre Königl. Hoheit die Frau Großherzogin der deutschen evangelischen Gemeinde in Tokyo Altargeräte, die in Tokyo selbst angefertigt wurden, im Werte von etwa 2 900 Mark geschenkt habe. Pastor Dr. Hasenclever-Braunschweig überreichte die vom Braunschweiger Komitee angeregte und gesammelte Festgabe für den Missionsbau in Tokyo in der Höhe von 2955 Mark. Unter dem Eindrucke der herzlichen Worte, mit denen Dr. Hasenclever die Übergabe der Sammlung begleitete, gestaltete sich die Erwiderung des Präsidenten Buß zu einem warmen Danke für alle Grüße, Wünsche und freudigen Überraschungen, die dem Vereine in Braunschweig entgegengebracht wurden, und zu einem Ausdrucke begeisterter Hoffnung auf neue nachhaltige Anregung und Förderung des Vereins durch das begonnene Fest.

Ehe die Generalversammlung in ihre Tagesordnung eintrat, ergriff Dr. Pechuel-Lösche-Jena das Wort zu einem kurzen, gedankenreichen Vortrage über „Mission und Ethnologie". Der als Afrikaforscher wohlbekannte Gelehrte entwickelte in klarer, ansprechender Form die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Ethnologie für einen erfolgreichen Betrieb der Mission. Nunmehr schritt Präsident Buß zur Eröffnung der Verhandlungen über die ziemlich umfangreiche Tagesordnung. In schönem Bilde, anknüpfend an ein altertümliches Uhrwerk der Brüderkirche, führte er aus, daß zur Mission die rechte Zeit, für das Heidentum aber die Todesstunde gekommen sei. Frühlingsklänge und Pfingstbegeisterung müßten unsere Beratung durchziehen und uns vorwärts treiben auf dem von Gott gewiesenen Wege. Telegraphische Grüße hatten der Japaner Paul Otatsume, welcher, von uns durch ein Jahresstipendium unterstützt, in Jena evangelische Theologie studiert, um künftig in die Dienste unseres Vereins zu treten, sowie unser künftiger Missionar Schmiedel, z. Z. in Otfort in England, gesandt. Nach Mitteilung dieser Grüße erstattet Präsident Buß den Jahresbericht über die Geschichte und Entwicklung des Vereins in der Heimat, über die Thätigkeit des Centralvorstandes und die Arbeit unserer Sendboten unter den Heiden. Im vorliegenden Hefte ist die 1. Hälfte dieses Berichtes abgedruckt, und wir bemerken nur, daß derselbe von der Versammlung dankbar aufgenommen wurde und durch seine ruhige, klare Erörterung die Aufforderung des Präsidenten, freudig weiter zu arbeiten auf der betretenen Bahn, wesentlich verstärkte.

Der vom Bankdirektor Vogelgesang-Mannheim in Vertretung des Centralkassierers Köster abgelegte Kassenbericht veranlaßte mehrere Wünsche der Versammlung. Namentlich wurde dringend eine übersichtlichere Rechnungslegung, eine getrennte Aufzählung der regelmäßigen Mitgliederbeiträge und der außerordentlichen Einnahmen, die genaue und einheitliche Fixierung des Rechnungsjahres und ein eingehender Bericht der Zweigvereine über ihre wirklichen Einnahmen und sachlichen Ausgaben gewünscht, damit ein vollständiges Bild der Kassenverhältnisse des Vereins gewonnen werden könne. Landgerichtsrat Haeckel-Potsdam hat diese Wünsche in einem Rechnungs-Schema zum Ausdruck gebracht und bittet, daß dasselbe den Beschlüssen des Geschäfts-Ausschusses in dieser Angelegenheit zur Grundlage diene. Die Versammlung stimmt dieser Bitte zu und überläßt dem Geschäfts-Ausschusse die weitere Ordnung des Rechnungswesens. Ebenso wird der Antrag des Centralvorstandes, einen Reservefonds für etwaige

Notfälle zu schaffen, demselben den gegenwärtigen Kassensaldo, 10 000 Mark, und späterhin alljährlich einen Teil der Reineinnahmen bis auf 10 pCt. zuzuweisen, einstimmig angenommen.

Es folgen die **Berichte der Delegierten der Zweigvereine**, welche auf Beschluß der Generalversammlung künftig sich zu einer besonderen Konferenz vereinigen werden. Hofdiakonus Dr. **Rebattu**-Gotha schildert das erfreuliche Wachstum des Gothaer Landesvereins seit unserer letzten Jahresfeier in Gotha. Pastor **Werner**-Liegnitz kann vom erfreulichen Gedeihen des Liegnitzer Zweigvereins und dem thätigen Interesse dortiger Frauen sprechen, die sich zu einem besonderen Frauen-Missionskomitee gesammelt haben. Pastor **Portig**-Bremen spricht zugleich im Namen seiner Freunde die Hoffnung aus, daß allmählich auch in **Bremen** die Hindernisse überwunden sein werden, welche bisher noch der Gründung eines Zweigvereins entgegenstehen. Senior Dr. **Hitsche**-Hamburg meldet die Konstituierung des Hamburger Zweigvereins und erwartet dessen langsame, aber sichere Entwicklung. Senior **Decke**-Breslau beschreibt den regen Anteil der Breslauer Gemeinden an unserem Werke und bezeugt, daß daselbst die Mission, wozu sie berufen, immer mehr als Gemeindesache anerkannt und gepflegt werde. Der Studiosus **Koldewey** überbringt die Grüße des Jenaer studentischen Missionsvereins. Prediger Dr. **Scipio**-Stettin hofft mit seinen Freunden auf die Anbahnung eines Lokalvereins in Stettin, des eventuell ersten Zweiges unseres Vereins in Pommern. Pfarrer **Lau**-Wildungen erklärt, daß er und seine Freunde wohl eifrig für die Zwecke unseres Vereins arbeiten, aber Anstand nehmen mit der Gründung eines Zweigvereins voranzugehen, um bei den schwierigen kirchlichen Verhältnissen ihrer Heimat keinen Unfrieden zu erregen. Pastor **Harder**-Hemmingstedt überbringt die freudig aufgenommenen Grüße des nördlichsten Zweiges unseres Missionsvereins, des Schleswig-Holsteinischen Landesvereins. Pastor D. **Spiegel**-Osnabrück endlich schildert die wachsenden Sympathien für den Verein in Osnabrück: die Stiftung eines Zweigvereins erschwere aber schon die „kirchlich-geographische" Lage seiner Heimatstadt; er überreicht zugleich einen Beitrag zur Festgabe für den Baufonds.

Nach den Statuten läuft die **Amtsperiode des Centralvorstandes** mit der gegenwärtigen Jahresversammlung ab. Auf Antrag des Predigers D. **Thomas**-Berlin wird derselbe durch Akklamation wiedergewählt. Dagegen wird ein zweiter Antrag, den der Centralvorstand selbst vorlegte, durch Kooptation außerordentlicher oder beratender Mitglieder mit Rücksicht auf die zunehmende Ausdehnung des Vereins den Centralvorstand zu verstärken, abgelehnt; es wird vielmehr dem Centralvorstande aufgegeben, der nächsten Generalversammlung einen Antrag auf Revision der Statuten zu unterbreiten, wodurch eine angemessene **Erweiterung des Centralvorstandes**, der nach den Statuten jetzt aus 15 Mitgliedern besteht, ermöglicht wird. Die Neuwahl nimmt Pfarrer D. **Buß** zugleich im Namen der übrigen anwesenden Mitglieder des Centralvorstandes dankend an und erklärt, daß als 15. Mitglied, — bisher waren nur 14 Mitglieder gewählt, — ein Vertreter Hamburgs kooptiert werden sollte.

Als Ort der **nächsten Jahresversammlung** wird einstimmig **Zürich** gewählt, nachdem die schlesischen Freunde, welche nach Breslau einluden, ihren Vorschlag zurückgezogen und erklärt hatten, daß sie zu Gunsten der bisher noch nicht berücksichtigten Schweiz gern bis zum

Jahre 1889 warten würden. Präsident Buß verspricht, die Züricher Versammlung in die sommerliche Ferienzeit zu verlegen, sodaß auch den norddeutschen Vereinsgenossen der Besuch möglich werde.

Über die Vereinsorgane, das „Missionsblatt", herausgegeben von Stadtpfarrer Schück in Heidelberg, und unsere „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, berichtet Präsident Buß in der Kürze und empfiehlt dringend das Abonnement auf unsere Zeitschrift, welche bekanntlich auf Kosten des Vereins erscheint und bestimmt ist, seine Tendenzen in wissenschaftlicher aber populärer Begründung weiter zu tragen. Dr. Rebattu-Gotha dankt den Herausgebern beider Vereinsorgane für ihre Mühewaltung im Namen der Versammlung.

Den Höhepunkt der Generalversammlung bildete der schon oben berührte Beschluß, mit dem Bau eines eigenen Missionshauses in Japan nunmehr energisch voranzugehen. Zur Festgabe wird ein Beitrag von 7000 Mark aus der Vereinskasse zugelegt. Ein Telegramm: „Vorläufig 10 000" meldete unserem Missionar Spinner die Freudenbotschaft und weist ihn zugleich an, sofort jede günstige Gelegenheit zum Erwerb eines Grundstückes zu benutzen. Wir wiederholen nicht die Motive dieses so folgenschweren Beschlusses der Generalversammlung: sie sind hinlänglich aus dem Aufrufe des Braunschweiger Komitees bekannt, sie werden auch in dem Jahresberichte des Missionars Spinner und unseres Vereinspräsidenten näher dargelegt. Prediger Ritter hat dieselben Motive in der Protestantischen Kirchenzeitung (Nr. 25 vom 22. Juni d. Js.) in folgende zutreffende Worte gekleidet, die wir gern an dieser Stelle einflechten:

„Die Festgabe zu einem Bet- und Vortragssaal nebst Wohnung und Unterrichtsräumen für unseren Missionar Spinner in Tokyo kam nach den neuesten Briefen desselben einem weit dringenderen Bedürfnis entgegen, als es in dem Aufruf zu jener Festgabe dargelegt werden konnte. Es war für Spinner's Wirksamkeit unter den Japanern von größter Wichtigkeit, daß er bald nach seiner Ankunft aus dem sehr entlegenen Fremdenviertel Tsukiji in den Mittelpunkt Tokyo's übersiedeln konnte. Aber er kann nicht darauf rechnen, daß er die Wohnung, welche er damals nur durch besonders günstige Umstände erlangte, dauernd behält. Wenn er sie aufgeben und nach Tsukiji zurückkehren müßte, so würde das eine wesentliche Erschwerung seines Verkehrs mit den Japanern bedeuten; und gerade jetzt hat dieser Verkehr einen großen Aufschwung genommen, gerade jetzt hat sich, unabhängig von der deutsch-evangelischen Gemeinde in Tsukiji, eine rein japanische inmitten Tokyo's unter Spinners Leitung gebildet. Wie wichtig ist es, daß diese Gemeinde einen Versammlungsraum, daß Spinner in ihrer Mitte eine Wohnung mit den unentbehrlichen Unterrichtsräumen erhält und daß sein Verbleiben an dem eigentlichen Sitz seiner Wirksamkeit fortan nicht durch die Gunst oder Ungunst vorübergehender Verhältnisse bedingt ist! Es war also recht eigentlich eine Lebensfrage für den Bestand und Fortgang unseres Missionswerkes, ob unser Verein jetzt schon den dringenden Wunsch Spinners nach den bezeichneten Baulichkeiten werde erfüllen können." —

Ein vom Berliner Zweigverein ergangener Antrag, welcher für die Ausbildung unserer künftigen Missionare von größter Wichtigkeit ist, wurde einstimmig zum Beschluß erhoben. Es lautet dieser Antrag: „Es sollen Stipendien von 400—500 Mark jährlich pro Einzelrate bis zur Gesamtsumme von 2000 Mark bestimmt werden a) für solche deutsche oder schweizerische Theologen, welche nach abgelegtem erstem Examen ihre Studien an dem neu errichteten Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin zu

dem Zwecke fortsetzen wollen, um alsdann im Dienste unseres Vereins in Ostasien Mission zu treiben; b) für solche junge Japaner, Chinesen oder Hindu, welche für Zwecke des theologischen Studiums auf einer deutschen oder schweizerischen Universität sich aufhalten und sich später nach der Rückkehr in ihre Heimat in unserem Missionsdienste verwenden lassen wollen."

Mit diesem letzten Beschlusse, der an Bedeutung sich dem anderen zum Bau eines Missionshauses in Tokyo würdig anreiht, endigte die General-Versammlung, welche gewiß durch ihre erhebenden Momente einen bleibenden Eindruck bei allen Teilnehmern hinterlassen wird.

Nachmittags 1/2 4 Uhr, so fahren wir mit den Worten unseres für den Berliner Neuen Evangelischen Gemeindeboten (Nr. 24 vom 11. Juni 1887) verfaßten Berichtes fort, fand in dem neuen großen Saale von Behnecke's Saalbau das Festmahl statt, an dem sich etwa 200 Gäste beteiligten. Eine große Zahl ernster und heiterer Toaste erhöhten die Festfreude. Der Präsident D. Buß toastete auf den Kaiser Wilhelm und den Prinz-Regenten Albrecht, Professor D. Pfleiderer auf den Großherzog von Sachsen, den hohen Protektor unseres Vereins, Pastor Hasenclever auf den Centralvorstand, Prediger Ritter aus Potsdam auf die Missionare u. s. w.

Abends 8 Uhr wurde in denselben Räumen eine volkstümliche Abendfeier mit Ansprachen und Gesangsvorträgen abgehalten. Eine große Zahl Braunschweiger Bürger mit ihren Familien, etwa 400 Personen, hatten sich eingefunden. Die Ansprache Professor D. Pfleiderer's über die nationale Eigentümlichkeit des deutschen Volkes in der Auffassung des Christentums und die darin begründete Missionsaufgabe fand außerordentlichen Beifall. Namentlich berührte der Gedanke, daß das deutsche Volk seinen Jahrhunderte lang genährten Idealismus nun in realen Aufgaben, insbesondere auch durch die Mission zu bethätigen habe, die Zuhörerschaft ungemein sympathisch. Es wird daher allen Hörern dieser zündenden Ansprache durch den Abdruck derselben unter dem Titel „Mission und Nationalität" in der Protestantischen Kirchenzeitung (Nr. 24 vom 15. Juni 1887) eine große Freude bereitet sein. Pastor D. Skerl aus Braunschweig feierte in kurzen kräftigen Worten die Festredner Prof. Pfleiderer und Geh. Kirchenrat Prof. D. Lipsius als Vertreter der Jenenser Theologie und „die theologische Excellenz des deutschen Protestantismus" D. Karl von Hase, welchem ein Begrüßungstelegramm übersandt wurde. Hierauf schilderte Pastor Burggraf aus Bremen ausführlich, was bisher für die in Tokyo zu begründende deutsche Bibliothek geschehen sei. Der Aufruf des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins von der vorjährigen Generalversammlung hat viel Anklang gefunden, von 16 Sammelstellen sind etwa 6000 Bücher eingegangen, davon sind 4000 Bücher in 8 Kisten bereits nach Tokyo abgesandt. Wir hoffen auf weitere Bücherspenden, namentlich wird auf Einsendung guter wissenschaftlicher Werke in allen Disziplinen der Theologie, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, auch Jurisprudenz und Medizin gerechnet. Ebenso sind deutsche Klassiker, Illustrationswerke und gute Unterhaltungsschriften erwünscht, während alte Gesangbücher, Katechismen und veraltete Schulbücher von geringem Wert sind und besser zurückgehalten werden. Es war ein treffendes Wort des

Redners, die nach Japan gesandten Bücher auch als „Missionare" eigener Art zu bezeichnen, denn sie helfen deutsches Geistesleben, wie es durch das Christentum gestaltet ist, verbreiten. Mit einem Worte des Dankes für die rege Teilnahme, die unsere Mission in Braunschweig gefunden, und einigen Mitteilungen aus Spinner's jüngsten Berichten schloß D. Buß die höchst anregende Missionsfeier, welche ihren Zweck, ein größeres Publikum für die Mission zu interessieren, vollständig erreichte.

Am Morgen des 2. Juni besichtigten zunächst einige Teilnehmer der Versammlung die Sehenswürdigkeiten Braunschweigs. Der Dom mit der Welfengruft war das Ziel der meisten, die in freundlichster Weise von den Braunschweiger Komiteemitgliedern geführt wurden. Vormittags 9½ Uhr hielt sodann Geh. Kirchenrat D. Lipsius aus Jena seinen Vortrag über die Frage: „In welcher Form sollen wir den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen?" in der Brüderkirche in Gegenwart eines ansehnlichen Auditoriums, in dem sich auch die Ehrengäste der Generalversammlung wieder eingefunden hatten. Dieser Vortrag, welcher in klar durchdachter Darstellung und in überzeugender Sprache die Grundsätze unseres Vereins so ausführlich und so gründlich entwickelte, wie es bisher noch nie geschehen, erschien allen Zuhörern als ein grundlegendes Programm unseres Vereins. Darum wurde auch von allen Seiten der Wunsch geäußert, daß derselbe allen Mitgliedern durch den Druck zugänglich gemacht werde. Dieser Wunsch ist inzwischen erfüllt worden. Das vorliegende Heft enthält den Abdruck des Lipsius'schen Vortrages, der mit der Graue'schen Festpredigt zugleich schon vor dem Erscheinen dieses Heftes in zahlreichen Einzelabzügen verbreitet worden ist. Ein Schlußgebet des Präsidenten D. Buß beendigte die offizielle Feier der Jahresversammlung.

In der Nachmittagsstunde vereinigten sich viele Festteilnehmer zu einem Ausflug nach Harzburg, der von dem schönsten Wetter begünstigt war. Auf dem Gipfel des Burgberges angesichts der Canossa-Säule, die in symbolischer Weise an die hohen Aufgaben des Protestantismus erinnert, zu denen doch auch die Verteidigung und Verbreitung des Evangeliums gegenüber den römischen Herrschaftsansprüchen in der Heidenwelt gehört, war man zum letzten Male in geselligem Verkehr und freundschaftlichem Austausch der Festeindrücke versammelt. Als die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen auf die Spitze des nahen Brockens warf, trennte man sich nach allen Richtungen der Windrose; nur wenige kehrten nach dem gastlichen Braunschweig zurück. Alle aber waren von der festen Überzeugung erfüllt, daß unser Verein ein tüchtiges Stück auf seinem Wege vorwärts gekommen ist und mit fröhlicher Zuversicht in die Zukunft schauen kann. Th. Arndt.

Den Jahresbericht Pfarrer Spinners, sowie die Mitteilungen aus dem Leben der Zweigvereine und das Verzeichnis der neuen Zweigvereine mußten wir leider wegen Raummangels für das nächste Heft zurückstellen. Die Redaktion.

Die vergleichende Religionsgeschichte und das Christentum.

Vortrag von Lic. R. Rüetschi †.*)

Mit den angekündigten öffentlichen Vorträgen über Religionsgeschichte, deren Reihe der Sprechende heute vor Ihnen zu eröffnen die Ehre hat, tritt eine Vereinigung oder Körperschaft in Ihren Gesichtskreis, die den meisten von Ihnen noch neu ist.

Sie haben daher ein Recht, vor allem zu fragen, was wir eigentlich wollen, was unser Zweck und Ziel sei. Erlauben Sie mir, mich in kurzen Worten darüber zunächst auszusprechen.

Der Verein, in dessen Namen ein provisorisches Komitee von Männern verschiedener kirchlicher und theologischer Stellung Sie hierher eingeladen hat, hat allerdings seine ganz bestimmten Prinzipien. Er ist gestiftet worden in der Überzeugung, daß die Religion, d. h. die persönliche Beziehung des Menschen zu Gott, ein dem Menschen wesentliches und unentbehrliches Element ist, ja dasjenige, in welchem die ideale Bestimmung des Menschen erst wirklich zur Erfüllung kommt. — Wir haben den Verein gestiftet in der weiteren Überzeugung, daß im Evangelium Jesu Christi das ideale Wesen der Religion am reinsten und vollkommensten von allen übrigen Religionen verwirklicht sei, ja daß das christliche Religionsprinzip schlechthin kein anderes sei, als dasjenige der vollkommenen Religion selbst. Und endlich ist es unsere Überzeugung, wenn doch wahre menschliche Kultur nicht möglich ist ohne Religion, näher ohne die christliche Religion, und wenn doch jede Sache in der Welt nur gerade soviel gilt und wert ist, als für sie gethan wird: so dürfe dann auch die Mission, d. h. die bewußte und organisierte Ausbreitung der christlichen Religion unter den derselben noch fern stehenden Völkern oder mit andern Worten die bewußte und geordnete Vertretung der christlichen Religion unter den zu jenen Völkern in immer größerem Maße hindringenden Mächten europäischer Kultur, nicht mehr länger als bloße Liebhaberei einzelner frommer Kreise und Gesellschaften betrachtet werden, sondern sie müsse unbedingt als das gemeinsame Interesse der ganzen christlichen Welt verstanden werden, und ihre Unterstützung und Förderung werde je länger je mehr für uns europäische, zumal protestantische Christen, die wir an allen Segnungen der christlichen Religion seit Jahrhunderten in vollstem Maße teilnehmen, zur Notwendigkeit, zur unabweisbaren Pflicht.

Dieser Überzeugung möchten wir denn nun in immer weiteren Kreisen Raum verschaffen, und je mehr Sie vielleicht noch von dieser Überzeugung entfernt sind, desto mehr bitten wir Sie um ein geneigtes Gehör.

Wir wissen es nämlich sehr wohl: im allgemeinen haben wir für unsere Bestrebungen kein günstiges Vorurteil für uns. Im Gegenteil begegnet dem Gedanken, den wir vertreten, gerade in aufgeklärten, gebildeten Kreisen viel öfter die bestimmteste Abneigung. Auch Leute, die

*) Der Verfasser, ehemaliger Pfarrer in Münchenbuchsee (Bern), gestorben im März d. J. (vergl. S. 181), hielt diesen Vortrag bei Begründung des Berner Zweigvereins.

sonst in allerlei Fragen der Religion und Kirche gerne mit uns gehen, bleiben vor dem Wort „Mission" stehen, wie von geheimem Grauen erfüllt, und sind um keinen Preis weiter zu bringen. Sie haben ihre Gründe, sagen sie, die sie zu solchem Verhalten bestimmen; und ob es wirkliche Gründe sind oder vielleicht auch bloße Vorurteile, das dürfen wir jedenfalls nicht jetzt schon zum voraus entscheiden.

Wohl aber ist uns durch diese gerade in den Kreisen, welche einer freieren Auffassung in religiösen und kirchlichen Fragen zugethan sind, mehr oder weniger herrschende Abneigung gegen den christlichen Missionsbetrieb der Weg, den wir nun als Freunde der Mission zu gehen haben, klar vorgezeichnet.

Wir befinden uns Ihnen gegenüber nicht in der Lage des Predigers in seiner Gemeinde, der von vornherein weiß, daß er mit seinen Hörern prinzipiell auf demselben Standpunkt steht und daß er nur gleichsam im Namen derselben die Konsequenzen zu ziehen braucht aus den ihm bereitwilligst zugestandenen Voraussetzungen. Sie brauchen daher auch keine Predigten von uns zu erwarten, welche direkt auf Ihr Gefühl und Ihren Willen hinarbeiten und Sie zu diesem oder jenem Entschluß, zu dieser oder jener Handlung drängen möchten.

Unser Weg wird vielmals ein Umweg sein, auf dem wir ganz ruhig und gemächlich vorwärts spazieren, — bis wir vielleicht plötzlich und ungeahnt am Ziele stehen. Wir wollen den Weg miteinander gehen, den jeder Forscher heutzutage betritt, wenn er irgend ein praktisches Ziel seiner Wissenschaft erreichen will; den Weg, durch dessen nüchterne und konsequente Einhaltung namentlich die Naturwissenschaft unserer Tage den so eminenten, beherrschenden Einfluß gewonnen hat, der ihr in Wissenschaft und Leben heute zuerkannt wird.

Dieser Weg ist der Weg der Erfahrung; es ist der Weg der Thatsachen, der Weg der Geschichte. Es handelt sich für uns darum, Ihnen vorderhand nur die Thatsachen zur Kenntnis zu bringen, auf denen das Recht und die Pflicht christlicher Missionsthätigkeit beruht. Wir möchten Sie einen Blick thun lassen in die thatsächliche Geschichte der religiösen Ideen und des religiösen Lebens in der Menschheit, in die Eigentümlichkeiten, welche hier zu Tage treten, in die Gesetze, welche sich auch hier offenbaren, in die Gedanken, welche sich auch hier als beherrschende erweisen. Welche Konsequenzen Sie dann aus diesen Thatsachen ziehen wollen, das sei dann Ihrem freien Willen überlassen. Wir wollen Ihnen die Konsequenzen, die wir daraus ziehen, nicht verhehlen; doch nicht wir, sondern nur die Thatsachen selbst sollen sie Ihnen wert machen. —

Doch es ist Zeit, eben diese Thatsachen nun zu Worte kommen zu lassen.

Die Religionsgeschichte und das Christentum, — so habe ich meinen heutigen Vortrag betitelt. Von der Religionsgeschichte im allgemeinen möchte ich demgemäß heute nur zu Ihnen reden; von ihrem Wesen, ihren Quellen, ihren wichtigsten allgemeinen Resultaten. Es ist nur eine vorläufige Orientierung, ein allgemeiner Überblick, was ich Ihnen heute bieten kann; ich muß es meinen Nachfolgern an dieser Stelle, welche in dem weitschichtigen Detail der Religionsgeschichte besser bewandert sind, überlassen, in die allgemeine Skizze die bestimmteren

Farben und Töne hineinzuzeichnen oder das dürre Knochengerüste mit lebendigem Fleisch und Blut zu umziehen.

Die allgemeine vergleichende Religionsgeschichte, welche heute geradezu als Basis und Schlüssel aller Religionsforschung gelten muß, ist allerdings noch eine sehr junge Wissenschaft. Zwar war die Religion immer eine zu eigentümliche und praktisch wirksame Macht, als daß sie nicht schon in den frühesten Zeiten zum Gegenstande der Reflexion und des Nachdenkens gemacht worden wäre. Aber es lag in der Natur der Sache, daß alle diese Reflexion zunächst nur von der dem Beobachter selbst eigenen Religion ausging, mit anderen Worten daß sie eine religiös-dogmatische war, nicht eine objektiv-wissenschaftliche. Daß es eine Mehrheit von verschiedenen Religionen gebe, das ist freilich eine Entdeckung, welche schon die älteren Völker gemacht haben, sobald sie überhaupt mit andern Völkern in Berührung kamen und also in den Zusammenhang der menschheitlichen Geschichte eintraten. Noch folgte aber aus dieser ersten Erkenntnis durchaus nicht sofort das Bedürfnis, über Wesen und Art auch dieser fremden Religionen sich wahre Kenntnis zu verschaffen und sie etwa mit der eigenen Religion abwägend zu vergleichen. Vielmehr, da im Altertum alle Religion Nationalreligion, Volksreligion gewesen ist, so ertrug man zwar gerne diese Mehrheit verschiedener Volksreligionen, wie die verschiedener Völker, war aber dabei doch stets von der Vortrefflichkeit der eigenen Religion, wie des eigenen Volkes vor allen anderen von vornherein überzeugt.

Die erste allgemeine vergleichende Religionsbetrachtung unter den Völkern der alten Kultur erzeugte das römische Weltreich. Indem es rücksichtslos die einzelnen nationalen Existenzen zerschlug und in einem allgemeinen Völkerbrei sie auflöste, versetzte es auch dem ungebrochenen naiven, religiösen Bewußtsein der Völker den Todesstoß. Alle bestehenden Religionen des Ostens und Westens kamen jetzt mit einander in Berührung; und es schien möglich, sie alle in eine Reichsreligion zu verschmelzen. In diesem Sinne sammelten die Römer alle bedeutenden Götter der von ihnen unterworfenen Völker im römischen Pantheon; in diesem Sinne suchten zu Anfang der christlichen Zeitrechnung die sogenannten Gnostiker aus den Religionen des Ostens und der Philosophie des Westens ein neues universales Religionssystem spekulativ zu gestalten; und diese sogenannte Gnosis, — das war die erste wissenschaftliche allgemeine Religionsvergleichung. Aber das Römerreich und sein Pantheon zerfiel und weder die Gnostik mit ihren phantastischen Systemen, noch die Restaurationsträume eines Julian vermochte den Zerfall zu hindern. Über den Trümmern des Reichs erhob sich eine neue einheitliche Weltmacht, — die christliche Kirche. Diese neue Macht war auf die Religion gegründet; sie konnte zur allgemeinen Weltmacht nur darum werden, weil sie auf der Religion begründet war und weil die Religion, auf der sie ruhte, selbst den Anspruch erhob, die einzig wahre und vollkommene Religion zu sein. Eben damit aber war es gegeben, daß auch jetzt eine objektiv-wissenschaftliche Betrachtung der ihr entgegenstehenden Religionen nicht möglich wurde. Denn je mehr die neue Religion auch über äußere Mittel der Gewalt zu verfügen bekam, desto weniger war sie geneigt, ihre Herrschaft und weitere Ausbreitung abhängig zu machen von dem rein geistigen, aber langsamen Wege der Wissenschaft, der Aufklärung und der Belehrung. Hatte es einst noch Zeiten ge-

geben, wo christliche Kirchenväter, wie Justinus Martyr, sich nicht scheuten, auch in den Religionen der Heiden die „Saatkörner" gleichsam der göttlichen Offenbarung zu finden und anzuerkennen, wo ein Tertullian unbefangen von der „von Natur aus christlichen Seele" sprach und ein Augustin meinte: „was man jetzt christliche Religion nennt, sei im Grunde zu allen Zeiten schon dagewesen"; hatte es Zeiten gegeben also in der christlichen Kirche, wo die Apologetik oder Rechtfertigung des eigenen Glaubens unbefangen in wissenschaftliche Diskussion eintrat mit den Gegnern und an die Wahrheitselemente auch in ihrer Anschauung anzuknüpfen suchte, wie einst Paulus zu Athen an den „unbekannten Gott": jetzt war es allmählich anders geworden in der christlichen Kirche; je mehr sie sich auf ihre Macht verließ, desto weniger vertraute sie der Wahrheit; ihren religiösen Erkenntnisbesitz nagelte sie fest in ein System bestimmter, unveränderlicher Dogmen, und wer davon abwich, galt als ein verworfener Ketzer, jeglicher Nicht-Christ also vom Teufel verführt, verloren, ein Kind des ewigen Verderbens.

Das war auch eine Art allgemeiner Religionsbetrachtung, — nur eben keine wissenschaftliche, keine unparteiische, vielleicht dürfen wir sagen nicht einmal eine wirklich religiöse.

Doch auch jene Zeiten gingen dahin. Es kam die Reformation und brach jene äußere Machtstellung der christlichen Kirche ein für alle Mal zusammen und verwies auch die christliche Religion wieder wie alle Wahrheit auf die Macht des Wortes, auf die Macht der Wahrheit, auf sich selber.

Wohl gab es auch in den reformierten Landen auch in dieser Beziehung noch manchen Rückfall in das alte Wesen; wohl suchte hier nun lange Zeit die Religion eine äußere Stütze an dem Polizeistock des Staates, und eine neue Kirchlichkeit ließ sich durch seine Macht ein neues dogmatisches System als unverletzbar garantieren, wofür dann seinerseits der Staat gern die Religion zu unwürdiger Dienstleistung benutzte; aber es ist doch nur eine Frucht der reformatorischen, ja eigentlich christlichen Prinzipien, wenn gerade die neuere Zeit dieses unwürdige Verhältnis mehr und mehr gelöst hat, wenn die Kirche sich selber dem religiösen Sinne des Volkes vertraut, wenn auch der Staat die Religion mehr und mehr auf sich selber stellt und es ihr selbst überläßt, ihr Recht und ihre Wahrheit vor der Welt zu erweisen.

Das ist die Luft der Freiheit, — und in dieser Freiheit, — die der Wissenschaft allein zuträglich ist wie der wahren Religion, — ist denn nun auch unsere neue Wissenschaft entstanden, — die allgemeine vergleichende Religionsgeschichte. Freilich — zu ihrer Entstehung bedurfte es noch anderer mitwirkender Faktoren, als dieser grundsätzlichen Veränderung in der Art der Behandlung der religiösen Fragen. Es bedurfte jener allgemeinen wissenschaftlichen Kunst und Methode, welche die neuere Wissenschaft vor allem von der Naturforschung und ihrer nüchternen, selbstverleugnenden, minutiösen Einzelbeobachtung und Detailforschung gelernt hat. Es bedurfte ferner dazu der riesigen Fortschritte, welche die Geographie, die Ethnographie und die Anthropologie in unserem Jahrhundert gemacht haben; es bedurfte der großartigen Entdeckungen, welche auf dem historischen und litterarischen Gebiete durch die systematische Durchforschung der alten Kulturstätten in Ägypten, Indien und den

Euphratländern, aber auch in Griechenland und auf dem Boden der altetruriſchen, keltiſchen und germaniſchen Völker in neuerer Zeit gemacht worden ſind; es bedurfte endlich nicht am wenigſten der durchaus neuen Behandlung der Sprachwiſſenſchaft, wie ſie durch die erſt in den letzten Jahrzehnten aufgekommene ſogenannte vergleichende Philologie angebahnt und ſchon zu ganz überraſchenden Reſultaten geführt worden iſt.

Warum alle dieſe Vorarbeiten und Vorausſetzungen? Einesteils ſchon darum, weil, wenn eine Vergleichung eintreten ſoll, eben eine Mehrheit verſchiedener Größen derſelben Gattung vorhanden ſein muß; war alſo eine vergleichende Religionsbetrachtung ſchon in jenen Zeiten möglich, da einem Betrachter, wie etwa dem Verfaſſer des berühmten oder berüchtigten mittelalterlichen Buches „von den drei Betrügern" (Moſes, Chriſtus und Muhamed), nur die drei europäiſchen Hauptreligionen — Chriſtentum, Judentum und Muhamedanismus — zur Vergleichung vor Augen ſtanden, ſo konnte doch dieſe Art der Betrachtung um ſo mehr gewinnen, je mehr der geographiſche und geſchichtliche Horizont ſich erweiterte und eine Menge neuer oder doch neuentdeckter Religionen in den Geſichtskreis der Beobachter traten. Aber gerade mit der Menge der zu vergleichenden Religionen häufen ſich andererſeits die Schwierigkeiten. Denn die Religion als ſolche iſt bekanntlich etwas Innerliches, dem innerſten Gemütsleben des Menſchen Angehöriges. Sie entzieht ſich damit zunächſt dem beobachtenden Auge jedes andern, mit dem ſich der Fromme nicht von vornherein in gleicher Gemütsſtimmung weiß. Der fremde Beobachter zumal iſt damit alſo von vornherein darauf angewieſen, die Religion, die er kennen lernen will, nur in ihren ſekundären Erſcheinungen zu ſtudieren, d. h. in den Reflexen und Äußerungen derſelben, wie ſie nicht nur im Kultus eines Volkes, ſondern auch in ſeinen Sitten und Gebräuchen, in den häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, im täglichen Leben, in Kunſt und Poeſie, vielleicht auch in heiligen Litteraturen, jedenfalls aber in ſeiner Sprache als dem unmittelbarſten Spiegel des inneren Lebens zur Erſcheinung kommt. Es muß alſo, wenn man hier irgend zu ſichern Reſultaten gelangen will, geradezu die ganze Kultur eines Volkes genau durchforſcht und nach allen ihren religiöſen Beziehungen angeſehen werden: ſonſt iſt das Urteil von vornherein ein unſicheres, oberflächliches und vorgefaßte Meinungen, abſtrakt philoſophiſche Sätze oder eigene religiöſe Vorurteile verderben die richtigen Sehwinkel.

Es iſt alſo in der That ein großes, umfaſſendes Studium, das die allgemeine vergleichende Religionsgeſchichte vorausſetzt; und nur mit größter Hochachtung dürfen wir zu den Männern hinaufſchauen, welche wie Max Müller, Kern, Renan, Le Page-Renouf u. a. auf dieſem ſchwierigen Gebiete Bahn gebrochen und in dieſer oder jener Richtung ſchon beſtimmte Reſultate erzielt haben.

Doch eben von dieſen Reſultaten verlangen Sie nun etwas zu vernehmen.

Was dürfen wir denn heute als ſolche poſitive Reſultate unſerer jungen Wiſſenſchaft bezeichnen? —

Sie hat vorerſt zwei Thatſachen feſtgeſtellt:

1. daß die Religion thatſächlich etwas Allgemeines, dem ganzen Menſchengeſchlecht in allen ſeinen Gliedern Zukommendes iſt;

2. daß die Religion thatsächlich nur in den Religionen zur Erscheinung kommt, d. h. in einer großen Mannigfaltigkeit einzelner verschiedener Erscheinungen, doch so, daß in denselben allen gewisse Grundzüge gemeinsam auftreten.

Beginnen wir mit dem Letzteren als dem unmittelbar Einleuchtenden. Die Religion erscheint geschichtlich nur in den Religionen, d. h. in einer Mehrheit verschiedenartig ausgeprägter, eigentümlicher Religionsarten oder -Gestalten. Eine einheitliche Religion existiert zur Stunde nicht und kann als historisch nirgends nachgewiesen werden. Wenn man einst von einer sogenannten allgemeinen oder natürlichen Religion träumte, die vor den einzelnen positiven Religionen bestanden hätte und aus welcher diese letzteren nur durch allmähliche Verderbnis, durch Betrug, Herrschsucht der Priester namentlich, entstanden seien, so ist heute, vor der echten Wissenschaft wenigstens, dieser Traum völlig als Illusion erwiesen. Alle Religion besteht nur in der Geschichte als eine Erscheinung des Lebens und nicht der abstrakten Theorie.

Alle Religionen sind bestimmte, positive Religionen, und es giebt keine allgemeine Idealreligion, so wenig, als es einen geschlechtslosen Menschen giebt, oder — um ein oft gebrauchtes Beispiel zu wiederholen, so wenig, als es einen Baum giebt, der nur eben Baum, aber nicht zugleich Apfel- oder Birnbaum, Tanne oder Eiche wäre.

Dieses Resultat also steht fest. Auf der andern Seite aber ist auch die weitere Thatsache festgestellt, daß, so viele einzelne Religionen auch bis heute bekannt und durchforscht worden sind, dennoch in ihnen allen gewisse Grundzüge regelmäßig wiederkehren, die auf die Religion als auf ein Ganzes, eine einheitliche und eigentümliche Größe hinweisen. Überall, wo Religion ist, setzt sich der Mensch damit irgendwie aus dem Zusammenhange der natürlichen Dinge heraus; er verliert in seiner natürlichen Betrachtung die Verkettung von Ursache und Folge und steigt zu einer höheren Macht auf, die gleichsam hinter den natürlichen Dingen als unbekannte Größe verborgen liegt; und wenn er handelt aus Religion und nur aus Religion, so begiebt er sich ebenfalls aller direkten Einwirkung auf die ihm vorliegenden natürlichen Dinge, sondern unternimmt eine Handlung, die an und für sich betrachtet keinen vernünftigen Zweck hat und äußerlich kein mögliches Produkt zu Tage fördert. Mit anderen Worten: der Mensch opfert, er betet, er orakelt, er zaubert; er faltet die Hände, er bekreuzt sich, wirft sich nieder und verhüllt sich in heiligem Schauer, — er jauchzt und singt und tanzt in jubelnder Freude, er klagt wieder und seufzt und kasteit sich voller Angst und Zerknirschung, — und dies alles geschieht, ohne daß dabei ein direkter vernünftiger Zweck ersichtlich wäre, — wie es scheint, geschieht es also auch ohne eigentlichen zwingenden Grund — oder der Grund davon liegt wenigstens nicht in dem natürlichen Zusammenhang der Dinge, sondern in einem Gedachten und Geglaubten, einer unsichtbaren, geistigen Macht, von welcher der Mensch sich wie die ganze Natur abhängig fühlt und zu der er sich durch dieses religiöse Thun irgendwie in Beziehung setzt.

Das ist die weiteste, allgemeinste Beschreibung der Religion, wie sie auf alle einzelnen Religionen oder religiösen Erscheinungen zutrifft, welche die Religionsgeschichte kennen lehrt. Unzweifelhaft ist aber schon damit die

Religion als ein eigenes und eigentümliches Gebiet des menschlichen Lebens bezeichnet, das sich von allen andern menschlichen Lebensgebieten spezifisch unterscheidet. Und wenn nun diese religiösen Erscheinungen wirklich in dieser oder jener Weise bei allen Menschen und zu allen Zeiten sich finden, so wäre damit wohl auch der Beweis geleistet, daß die Religion wirklich zur Charakteristik des Menschen als Menschen gehört, daß sie auf einer besonderen Anlage oder Fähigkeit beruht seines spezifischen menschlichen Wesens, und daß sie also auch das Recht hat, eine besondere, geordnete Pflege und Ausbildung für sich zu verlangen. Eben dieses allgemeine durchgehende Vorkommen der Religion bei allen Völkern und zu allen Zeiten ist nun aber das zweite Grundfaktum, das die Religionsgeschichte heute festgestellt hat.

Allerdings ist diese These bis vor kurzem noch vielfach bestritten worden. Manche Reisende, Naturforscher, Ethnographen, selbst auch Missionare glaubten hier und dort etwa Völkerstämme gefunden zu haben, bei welchen keine Spur von Religion nachgewiesen sei. So z. B. bei den Feuerländern an der Südspitze Amerikas, so bei den Buschmännern in Südafrika, bei Neuseeländern u. a. Und bisweilen wurden diese Entdeckungen auch etwa als Triumphe ausgespielt einer materialistischen Welterklärung — als Beweise, daß die Religion zum Wesen des Menschen nicht notwendig gehöre und also füglich auch wieder aus seinem Leben verschwinden könnte. Freilich nahm es sich gerade vom Boden der Darwinschen Entwicklungslehre seltsam aus, wenn in ihrem Namen von solchen Völkerstämmen aus, welche offenbar das Bild einer im Kampf ums Dasein beinahe vernichteten Lebenskraft darboten, auf den Unwert derjenigen Kraft oder Eigenschaft geschlossen werden wollte, welche allem Anschein nach gerade den in jenem Kampfe höher und glücklicher gestellten Völkern ihre glücklichere Stufe hatte erringen helfen. Doch, davon abgesehen, haben neuere, genauere Forschungen wirklich dargethan, daß jene Annahme völlig religionsloser Völker auf voreiligen Urteilen beruhte. Die Erforschung der Religion bietet allerdings, wie schon betont wurde, dem Forscher ganz besondere Schwierigkeiten. Er muß sich vorerst aller der ihm von Haus aus durch Erziehung und Gewohnheit geläufigen religiösen Vorstellungen soweit entledigen, daß er nicht etwa nur ein diesem Entsprechendes erwarten und als Religion beurteilen zu können glaubt; er muß sich vielleicht auf ganz wunderliche Dinge und Vorstellungen und Gebräuche gefaßt machen, in welchen er für sich religiöse Bedeutung nie gesucht hätte; er muß insbesondere schon sehr tief in die Sprache eines fremden Volkes eingedrungen sein, um sie nach den religiösen Begriffen beurteilen zu können, die etwa darin liegen; ist diese Sprache selbst noch unentwickelt, der europäischen Sprach- und Gedankenbildung gar nicht konform, — welche Mühe, bis er hier gerade die feineren Nüancen und Bilder entdeckt hat, welche zum Ausdruck religiöser Gefühle und Vorstellungen dienen! Kommt dazu noch der Umstand, daß auch der sogenannte „Wilde“ sich scheut oder Mühe hat, vor dem Fremden sich über seine religiöse Gefühls- und Begriffswelt näher auszusprechen: ist es dann nicht sehr erklärlich, ja ganz natürlich, daß eine vielleicht nur kurze Beobachtung durch einen zunächst andere Zwecke verfolgenden Reisenden denselben wirklich zur Meinung bringen kann, es sei hier oder dort von Religion wirklich gar keine Spur vorhanden? — Muß ja doch ohnedies auch hier gesagt werden,

was auch auf andern Gebieten gilt: daß nur *der* sachverständig über den Gegenstand zu urteilen vermag, der demselben in seinem eigenen Innern eine gewisse Sympathie, gewisse lebendige Anknüpfungspunkte entgegenbringt. Über ein Bild Raphaels wollen wir den Blinden nicht urteilen lassen, noch den Tauben über eine Beethovensche Symphonie; so ist es auch zur Beurteilung *religiöser* Probleme nötig, daß der Urteilende selbst durch eigenes inneres Erlebnis, durch persönliche Erfahrung *wisse*, *was Religion* sei und worin sie ihr Wesen hat, — und je lebendiger er dies selbst empfindet, desto fähiger wird er sein, das gemeinsame Wesen der Religion in *allen*, auch den vielleicht verborgensten, seltsamsten oder unentwickeltsten Gestalten derselben wiederzuerkennen. Wäre es aber nicht auch denkbar, daß gerade diese wesentliche Bedingung diesem oder jenem unter den neueren Reisenden etwa gefehlt hätte oder doch nicht in dem wünschbaren Maße bei ihm vorhanden gewesen wäre? —

So hat denn nicht nur *Darwin* auch bei den tiefstehenden Völkern der Südsee ein gewisses Minimum von Religion in der Form des sogenannten „*Animismus*" oder der Beseelung von Naturdingen anerkannt; auch der englische Kulturhistoriker *Lubbock*, der im übrigen eine ursprüngliche Religionslosigkeit und Wildheit der Menschen behauptet, gesteht doch zu: „Wenn etwas mehr oder weniger „*Zauberei*" für Religion gilt, würde es schwer sein, die Behauptung, daß alle Wilden Religion haben, zu verneinen." *Aber Zauberei* setzt ja *eben geradezu den Glauben an irgend welche übernatürlichen Mächte voraus*; sie ist daher, wo sie vorkommt, in der That gerade ein Beweis *für*, nicht *gegen* das Dasein der Religion. Und es darf demnach heute als ausgemacht gelten, daß, wie man noch kein Volk gefunden hat, das ohne alle *Kultur* gewesen wäre, — alle kennen wenigstens den Gebrauch des Feuers, so auch kein Volk zu finden ist ohne alle und jede *Religion*. Andrerseits zeigen die Ausgrabungen in Ägypten und Assyrien, die uns in die geschichtlich fernsten, entlegensten Zeiten führen, bis 5 und 6000 Jahre vor Christus, daß auch in dieser grauen Vorzeit Religion schon vorhanden war und zwar in einer durchaus nicht unedeln und trüben Gestalt; der indische Rig-Veda und das ägyptische Totenbuch und ähnliche urälteste litterarische Dokumente der Menschheit zeigen sogar eine verhältnismäßige Reinheit und eine Art der Religion, welche geradezu in Erstaunen setzen. Auch zeitlich also scheint dem behaupteten Satze von der *thatsächlichen Allgemeinheit der Religion* nichts im Wege zu stehen, wenigstens nicht, soweit überhaupt unsere *geschichtliche* Kenntnis zu reichen vermag.

Darüber hinaus greift freilich der *Anthropolog* und *Paläontolog*, sowie der *spekulative Darwinist* und *Naturphilosoph* in eine noch entfernter liegende *vorhistorische* Zeit zurück. Und wir kämen hier denn zu der Frage nach dem *ersten Ursprung* und zu derjenigen nach der *Urform der Religion*. Fragen, welche allerdings oft und viel erörtert worden sind und die Wißbegier immer aufs neue reizen.

Dennoch darf ich heute auf *diese* Fragen keine irgend erschöpfende Antwort verheißen. Denn die *erstere* derselben, die Frage nach dem ersten Ursprung der Religion kann, weil sie über alle *geschichtliche* Erfahrung hinausführt, nur dadurch gelöst werden, daß wir fragen, welches noch jetzt der *psychologische Grund* oder *Reiz* sei, der den Menschen

zur Religion führe; sie ist eben damit aber eine Frage der Religionspsychologie und Metaphysik, und wir haben hier uns nicht weiter damit zu beschäftigen, so gern ich sonst auf dieses Kapitel einträte.

Die zweite Frage aber, welche Form die Religion, wenn sie einmal, aus welcher Nötigung immer es sein möge, entstanden ist, geschichtlich zuerst angenommen habe, — diese Frage sollte die Religionsgeschichte, so scheint es, wohl beantworten können. Indessen die Anfänge der menschlichen Kultur reichen zurück in entlegenste und kaum von einzelnen Lichtblicken erhellte Fernen. Und was man Kulturgeschichte nennt, ist in diesen ältesten Perioden gar oft nichts weniger als Geschichte, sondern nur ein Netz unsicherer, mehr oder weniger gut unterbauter Vermutungen. Sollen wir uns wundern, daß die Forschung demgemäß auch über die Anfänge der Religion noch zu keinen ganz festen und allgemein anerkannten Resultaten gelangt ist, — daß auch hier vielmehr noch in manchem Betracht Wahrscheinlichkeit gegen Wahrscheinlichkeit streitet?

Große Bedeutung wird für die älteste Kulturgeschichte noch immer der Frage nach der Abstammung des Menschengeschlechts zugeschrieben. Wir dürfen uns auch darauf hier nicht näher einlassen. Stellen wir nur das Eine fest: Auch wenn die Darwinsche Entwicklungslehre im ganzen als richtig anerkannt, ja als großartig einheitlicher Versuch der Welterklärung freudig begrüßt wird, so ist doch damit die spezielle Frage nach der Herkunft des Menschen noch nicht erledigt. Denn die Karl Vogt'sche Affentheorie ist doch zur Stunde noch immer nur eine sehr diskutable Hypothese. Und welche Formen der organischen Entwicklung der menschlichen zeitlich auch vorangegangen sein möchten, — der Mensch wird nur als Mensch doch von da an erst gelten, wo er mit Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit, d. h. mit dem Gefühl seines Wesens als Person, als einheitliche, geschlossene Größe gegenüber der ganzen ihn umgebenden Natur auch die Möglichkeit der Religion als der persönlichen Beziehung des Menschen zu der übernatürlichen Macht, die er als Grund und Beherrscherin seines eigenen Daseins empfindet, gegeben ist. Welcher Art und Gestalt aber diese Religion in ihren ersten Anfängen gewesen sei, das eben ist zur Stunde noch nicht mit absoluter Sicherheit zu sagen.

Es giebt nämlich in der That eine ganze Reihe verschiedener Religionsformen und Religionssysteme, welche von der neueren Forschung alle abwechselnd für die ursprüngliche Gestalt der Religion in Anspruch genommen worden sind.

Lange Zeit galt es fast wie ein Dogma, daß der Fetischismus, die wie es scheint, durchaus willkürliche zusammenhangloseAnbetung von einzelnen, als zauberkräftig gedachten Gegenständen, Steinen, Holzklötzen, Baumästen, Muscheln, Federn, Knochen u. s. w, wie sie namentlich bei den Negern Mittel- und Ostafrikas zu Hause ist, die Grundform aller Religion sei. Aber gerade neuere Forscher haben dem gegenüber entschieden behauptet, daß der Fetischismus nur als eine Depravation, eine Verschlechterung von früheren besseren und reineren religiösen Vorstellungen verstanden werden könne. In der That hat sich bei vielen jener Fetischdiener unter dem abergläubigen und sinnlosen Zauberglauben der Glaube an einen höchsten unsichtbaren Gott gefunden, nur daß jene Neger sagten, dieser gute Gott sei weit von ihnen entfernt, er kenne sie, die armen Neger, nicht

mehr und könne sich nicht um sie bekümmern; für sie sei es das Wichtigste, mit den meist bösen Geistern, die in den Fetischen wohnen, sich abzufinden. Wenn nun auch sonst manche Zeichen darauf hinzudeuten scheinen, daß die Kultur dieser Völker, wie z. B. auch diejenige der sogenannten Australneger und der Papuas auf den Inseln des malayischen Archipels, nicht eine anfängliche, zurückgebliebene, sondern vielmehr gesunkene, rückwärts gegangene ist: so gewinnt die These ziemliche Wahrscheinlichkeit, daß auch die Religion dieser Völker einen ähnlichen Rückgang erlebt habe. Weiß doch die Religionsgeschichte auch bei noch höher entwickelten Völkern und Religionen nicht nur von aufsteigenden, sondern auch von absteigenden Entwicklungsperioden; man denke nur an die Geschichte des Brahmanismus und Buddhismus in Indien oder, um nur Nächstliegendes zu nennen, an die Verknöcherung der religiösen Ideen im späteren Israel oder die Verderbnis des Christentums im Ausgange des katholischen Mittelalters. Wäre also derselbe hier geschichtlich sicher bezeugte Vorgang nicht auch in Afrika wenigstens denkbar?

Ferner aber: der Mensch verehrt auch im Fetisch ja nicht den äußeren sinnlichen Gegenstand selbst, sondern den Geist, die höhere, übernatürliche Macht, die er darin glaubt, und so lange er sie darin glaubt. Bevor der Priester den Fetisch geweckt hat, hat er keine Kraft; und sobald der Neger glaubt, daß die geheimnisvolle Kraft aus dem Fetisch entwichen, so wirft er ihn fort oder zerschlägt ihn. Verlegt nun der Mensch in die von ihm verehrten Gegenstände also eine geistige, irgendwie ihm persönlich gegenüberstehende, ihm wohl- oder übelwollende Macht, so muß er offenbar schon irgendwie zum Bewußtsein seines eigenen seelischen, geistig-persönlichen Wesens gelangt sein. Denn nicht in der Natur, sondern in ihm selbst tritt ihm das geistige zuerst entgegen. Liegt es also nicht näher, die Urform der Religion an einem andern Orte zu suchen?

Mehrere neuere Forscher nennen die Grundform der Religion demgemäß Animismus, Seelenkultus; und dies kann in dem Sinne verstanden werden, daß die im menschlichen Wesen erfahrene Seele nach einfacher Analogie nun auch auf die übrigen Dinge der Welt übertragen und darin angenommen wurde, wie ja das Kind jedem Tiere, jeder Blume, jedem Spielzeug, mit dem es sich unterhält, ein persönliches Wesen unterschiebt, und Willen, Denken und Fühlen in ihm voraussetzt; oder es kann auch geradezu eine Art Seelenwanderung geglaubt werden, eine Einwohnung bestimmter menschlicher Seelen in bestimmten natürlichen Geschöpfen oder Gegenständen. Gewiß ist ja, daß der Tod, dieses geheimnisvolle Rätsel des Daseins, von alther die menschliche Phantasie viel beschäftigt hat; hier zuerst ist dem Menschen wohl der Unterschied von Leiblichem und Seelischem, von Stoff und Kraft aufgegangen; und der Unsterblichkeitsglaube in irgend welcher Form wird daher in der That als eine der ersten Äußerungen der Religion angesehen werden müssen. Insbesondere ist von dieser Bemerkung aus auf den Ahnenkultus hingewiesen worden, der sich in sehr vielen Religionen findet, am meisten und künstlichsten ausgebildet bekanntlich bei den Chinesen, in deren praktischer verstandesmäßiger und moralischer Religion er noch fast das einzige einigermaßen ins Übernatürliche hinübergreifende Element ist. Aus dem Dienst an die Geister der Verstorbenen könnte dann auch der sogenannte Fetischismus und die ganze übrige Naturbeseelung sich entwickelt haben.

So sehen, wie gesagt, einzelne neuere Forscher die Sache an. Allein dieser Meinung gegenüber stehen nun auch wieder eine Reihe von Völkern, die wieder auf eine andere Urform der Religion schließen lassen. Es giebt eine Reihe von Religionen, in welchen die göttliche Macht nicht sowohl in einzelnen „zufälligen" Gegenständen der irdischen Natur, als vielmehr in ihren allgemeinen Lebensäußerungen und Lebenskräften gefunden wird. Das sind die eigentlichen Naturreligionen, wie sie gewöhnlich genannt werden. Die Religionen der alten Kulturvölker, der Inder, Ägypter, Semiten, Griechen und Römer, zeigen alle diesen Charakter. Die einzelnen Göttergestalten sind hier Personifikationen großer Naturmächte, der Gestirne, vor allem der Sonne und des Mondes, des Himmels, der Erde, des Meeres, des Feuers, des Blitzes und Donners. Solche Naturreligion setzt freilich voraus, daß der Mensch durch ein gewisses Minimum von Kultur bereits die Bedeutung dieser Naturmächte für sein Leben habe erfahren können; und sofern es sich dabei um Personifikationen handelt, setzt sie ferner voraus, daß ihm das Bewußtsein des Geistigen, Seelischen in seiner persönlichen Einheit schon aufgegangen sei. Diese Voraussetzungen sind aber im Grunde nur diejenigen, die wir überhaupt machen müssen, um vom Menschen als wirklichen Menschen reden zu können. Und nun ist es höchst merkwürdig, welche Thatsachen die Religionsgeschichte hinsichtlich dieser uns durch eine uralte Litteratur teilweise in ihren ältesten Entwicklungsstadien nahe gerückten Völker gelehrt hat. Es ist nämlich vorerst durchaus sicher bewiesen, daß je die frühesten Perioden der religiösen Entwicklung unter diesen Völkern auch allemal die weitaus einfachsten und reinsten Formen der Religion erzeigen, und daß der weitaus größte Teil der eigentlichen Mythologie und damit auch der einzelnen Göttergestalten, also gerade das, was wir gewöhnlich als das charakteristische Wesen des Heidentums anzusehen pflegen, ein verhältnismäßig ziemlich spätes Produkt der priesterlichen Weisheit und gelehrten Reflexion ist.

Weiter aber: es konnte wenigstens für die arischen oder indogermanischen Völker — und in etwas anderer Weise auch für die Semiten — die Behauptung aufgestellt werden, daß die Urform ihrer Religion von einem eigentlichen Monotheismus gar nicht weit entfernt war. In dem Himmel, sei es der glänzende Tageshimmel oder der von tausend Sternen strahlende Himmel der Nacht, schauten und empfanden unsere Urväter auf den Höhen des Himalaja die allbeherrschende, allversorgende und allgegenwärtige Gottheit; Himmel, Vater, so lautete das älteste Gebet bei dem Hindu, wie bei den Griechen, bei den Römern wie bei den Germanen. Und wenn dieser Monotheismus auch nicht ein bewußt-reflektierter war, so erschien doch in jedem Moment religiöser Empfindung, sei sie nun durch diesen oder jenen Naturvorgang speziell angeregt, die göttliche Macht immer als die einzige wahre. „Henotheismus", so hat man nach Max Müller diesen noch unreflektierten, naiven Monotheismus genannt, um ihn vom klar bewußten Ein-Gottglauben zu unterscheiden. Aber wie bedeutsam ist es nun und welche Konsequenzen vereint es in sich, wenn eine solche reine und edle religiöse Anschauung an der Schwelle der menschlichen Geschichte steht anstatt der unendlich kleinlichen, von tausend Ängsten und abergläubischen Schrecken erfüllten Zauberreligion des Schamanismus und

Fetischismus! Und welches Licht fällt dann von da aus auf diejenige Religion, welche diese ersten Kindesahnungen des Menschengeschlechts zur vollbewußten herrlichen Erfüllung bringt! . . .

Freilich, wir müssen hier wiederholen, was wir zum voraus erinnerten, daß mit diesen Beobachtungen der Religionsgeschichte die ganze Frage nach dem Ursprung und der Urform der Religion nicht schon erledigt und zu absoluter wissenschaftlicher Gewißheit erhoben ist. Es war aber auch nicht diese Frage, welche uns hier eigentlich beschäftigte. Für uns war die Hauptfrage vielmehr die, ob die Religion als eine dem Menschen wesentliche Anlage zu verstehen sei und ob demgemäß ihre Pflege und Ausbildung im Interesse der menschlichen Kultur selber liege. Diese Frage sollte uns die Religionsgeschichte wo möglich beantworten. Wenn wir nun aber auf unserm Gange durch die Religionsgeschichte auch jene weiterabliegende Frage mit in die Erörterung hineinziehen mußten, so werden wir den Eindruck vom Ganzen doch davongetragen haben, daß es aufrichtigerweise unmöglich ist, die Religion für eine bloße Verirrung des Menschengeschlechts zu erklären, daß sie vielmehr nur als Erfüllung einer ursprünglichen und wesenhaften Anlage zu verstehen ist.

Noch möchten wir aber jetzt einen Schritt weitergehen. Ich habe es als unsere Überzeugung ausgesprochen, daß die Religion nicht nur ein spezifisches Moment im Wesen des Menschen bedeute, sondern daß sie geradezu als unentbehrlicher, ja grundlegender Faktor aller Kultur anerkannt werden müsse und daß sie eben deshalb auch eine besondere Pflege und Vertretung unter den Mächten der Kultur erfordere. Das Verhältnis der Religion zur Sittlichkeit, das wird also jetzt von uns noch ins Auge gefaßt werden müssen. Denn die Kultur ist sittliche Kultur, ist Fortschritt in der sittlichen Vollkommenheit — oder sie ist gar nichts, eine bloße äußere Technik und raffinierte statt rohe Bosheit. Was sagt nun aber die Religionsgeschichte zu dieser letzten Frage? —

Hier ist nun von vornherein soviel klar, daß Religion und Sittlichkeit nicht Eins sind. Im Namen der Religion sind unter Heiden und Christen schon die unsittlichsten Dinge geschehen; und es giebt andrerseits eine Sittlichkeit, welche, wie es scheint, von aller Religion durchaus unabhängig ist. Allein es ist gewiß auch keinem Zweifel unterworfen, daß Religion und Sittlichkeit in enger Beziehung zu einander stehen und daß eine durch die andere wesentlich bedingt wird. Man unterscheidet demgemäß in der Religionsgeschichte zwischen bloßen Naturreligionen und eigentlichen sittlichen Religionen. Allein die Unterscheidung ist doch eine bloß relative. Auch die Naturreligion (wo sie nicht zur bloßen Zauberei herabgesunken ist) ist wohl des sittlichen Elements nie völlig bar und ledig gewesen. Und wenn, wie es scheint, alle älteste Religion Naturreligion gewesen ist — in dem Sinne, daß sie durch die Natur geweckt, die Beziehung auf die Natur zum nächsten Inhalt hatte und aus der natürlichen Umgebung eines Stammes und Volkes gleichsam von selber herauswuchs, so kann umgekehrt auch gesagt werden: Religion ist erst da, wo auch eine gewisse sittliche Gemeinschaft da ist; alle älteste Religion ist, wenn nicht Familienreligion, wie bei den israelitischen Patriarchen, so doch Stammes- und Volksreligion, in dieser bestimmten menschlichen Gemeinschaft entsprungen und von ihr nicht zu trennen. Und ist die

Stammes- und Volksgemeinschaft allerdings zunächst auch nur ein Naturprodukt gleichsam, so sind doch die sittlichen Kräfte der Gemeinschaft von Anfang an darin wirksam. Im Ahnenkultus, da tritt es deutlich zu Tage, wie das sittliche Element, die Beziehung des Menschen zum Menschen, die Pietät gegen Eltern, Verwandte, Stammeshäupter u. s. w. mit der Religion in Verbindung tritt und ihr einen sittlichen Inhalt gewährt, während es selbst durch die Religion gleichsam die tiefere Grundlage und die absolut verpflichtende Kraft empfängt. Nicht umsonst beginnt auch die zweite Tafel im mosaischen Zehngebot mit dem Worte: „Ehre Vater und Mutter!"; und „fremden Göttern dienen" heißt nicht nur in der Bibel zugleich dem eigenen Volke und seiner Aufgabe untreu werden.

In dieser nationalen Beschränkung jeder Religion liegt also eine Bedingung ihrer besonderen Kraft, aber zugleich auch eine eigentümliche Schwäche. Je nationaler eine Religion ist, je mehr sie naturwüchsig gleichsam aus dem Volksleben selbst herausgewachsen und mit ihm völlig Eins ist: desto größer und allgemeiner wird ihr Einfluß sein, desto besser wird sie den Bedürfnissen jedes einzelnen wie des gesamten Volkes entsprechen. Allein Völker sind, wie Individuen, soweit sie eben bloße Naturprodukte sind, auch vergänglich. Sie sind nur wechselnde Formationen der Geschichte, Blüten und Früchte gleichsam am Baume der Menschheit, sie springen daraus hervor mit der vollen Kraft der Jugend, aber sie altern auch wieder, welken und sterben. Und die Religion, die nur Volksreligion ist, kann schon darum auf bleibende Dauer keinen Anspruch machen; mit dem Volke entsteht sie, mit ihm wird sie wieder vergehen. Aber mehr noch: gerade der sittliche Fortschritt eines Volkes bedingt den Verfall seiner nationalen Religion. Denn der sittliche Fortschritt führt notwendig über die Schranken des Nationalen hinaus zum Allgemeinmenschlichen; und fasse man dieses Allgemein-menschliche als ein Universales, oder als ein Individuelles, gewiß ist, daß dann die bloße Volksreligion gerade die tiefsten Bedürfnisse des Menschen nicht mehr zu befriedigen vermag; und wird sie mit Gewalt konserviert, so wird sie nur noch als schwerer Hemmschuh empfunden, nicht als Trost, Segen und Freude. So sank der hellenische Götterhimmel dahin von dem Augenblick an, wo Sokrates im Menschen, nicht im Griechen das sittliche Ideal fand und Alexander der Große zuerst ein Weltreich der Kultur begründete, in welchem die nationalen Unterschiede sich allmählich auf ein allgemein menschliches Niveau ausglichen. So sieht heute die altjapanische Volksreligion ihr Ende nahe, weil das alte, in sich abgeschlossene Japan sich überlebt hat und ein neues europäisch-civilisiertes Japan sich aus ihm zu erheben strebt. Soll nun aber daraus nicht geschlossen werden, daß also die Religion überhaupt nur nationale, damit nur temporäre Bedeutung habe, — daß sie durch den Gang der Geschichte selbst berufen sei, allmählich zu verschwinden und ersetzt zu werden durch die reine Moral?

Ich glaube doch nicht. Schon die eine Thatsache der Religionsgeschichte streitet dagegen, daß aus dem Schoße der ursprünglichen Volksreligionen selbst sich an mehr als einem Orte universale, über die Nationen übergreifende Weltreligionen erheben. Wir kennen solcher universalen oder Weltreligionen geschichtlich allerdings nur drei: den indischen Buddhismus, den arabischen Islam und das Christentum.

Jener, der Buddhismus, ist mit etwa 450 Millionen Bekennern ausgedehnt nicht nur über Indien und Ceylon, sondern über ganz Mittelasien, die Mongolei, China und Japan. Dieser — der Islam — zählt in der europäischen Türkei, in Vorderasien, Arabien, Ägypten und Nordafrika ca. 175 Millionen Anhänger und macht noch immer seine Fortschritte, auch sogar in Centralafrika und in Vorderindien. Das Christentum endlich darf etwa 400 Millionen Anhänger aufführen, vornehmlich in Europa und Amerika, aber auch sonst zerstreut in allen Ländern der Erde. Notwendig nun stellt sich die Frage, (wenn doch diese Universalreligionen alle immer noch zunehmen, während von den alten Volksreligionen eine nach der anderen verschwindet) was denn diese Weltreligionen zu dieser Weltstellung eigentlich befähige, was in ihrem Wesen zu dieser Präponderanz über alle übrigen sie geschickt macht?

Die Religionsgeschichte antwortet uns darauf folgendes: Alle diese drei Religionen sind vorerst in geschichtlicher Zeit, auf Grund anderer, vorhergegangener religiöser Entwicklungen zu Tage getreten. Sie sind nicht mit dem Volk selbst geworden, in welchem sie entstanden, wie Blatt und Blüte entstehen mit der wachsenden Pflanze. Sie sind überhaupt nicht bloß geworden, sondern sie setzen eine bestimmte menschliche That voraus, sie haben einen persönlichen Stifter.

Nun teilen sie zwar diese Eigentümlichkeit, wie es scheint, auch mit andern Religionen, die über den Kreis eines einzelnen Volkes nicht hinausgekommen sind: so mit der Religion des Moses in Israel, so mit der Lichtreligion der alten Perser, die gewöhnlich auf Zarathustra zurückgeführt wird, so mit der Religion des Konfucius in China. Indessen ist es, was gerade diese Beispiele betrifft, zur Stunde noch gar nicht klar, was in jenen Religionen wirklich von den betreffenden Stiftern herrührt und was nicht; aber davon auch abgesehen bestätigen sie jedenfalls nur, was hier soll behauptet werden. Nämlich alle von einzelnen Männern gestifteten Religionen tragen im Unterschiede von der bloßen Naturreligion einen unzweifelhaften bestimmt ausgeprägten sittlichen Charakter. Und es scheint geradezu, je mehr einer Religion ein solcher sittlicher Charakter eigen, desto mehr sei sie auch geeignet zur universalen Religion, zur Religion der Menschheit.

Denn das Sittliche — das ist das allgemein Menschliche. Der ideale Charakter ist derselbe bei den Völkern des Südens wie des Nordens; was sittlich gut ist, wechselt nicht nach den Wendekreisen, und das sittliche Gesetz besteht für den Neger wie für den Europäer mit derselben unwandelbaren Erhabenheit.

Welche Religion nun von allen bestehenden zeigt diesen sittlichen Charakter am reinsten und in höchster Vollendung? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Es ist auch gewiß kein Zufall, daß das Christentum gerade auf dem Boden des Judentums entstanden ist, derjenigen unter den alten Religionen, welche, obwohl auch sie Volksreligion und in gewissem Sinne ursprünglich auch Naturreligion war, doch der sittliche Charakter von Anfang an aufs entschiedenste und in verhältnismäßig höchster Reinheit aufgeprägt war. Das Wort: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der Herr, euer Gott", steht nicht umsonst am Eingang der alttestamentlichen Gesetzgebung; und je mehr dieser heilige, überweltliche,

nicht in der Natur befangene, sondern geistig-sittliche Charakter der Gottheit durch die religiösen Führer Israels erkannt und verkündet wurde, je mehr also auch die israelitische Religion sich mit idealem, sittlichem Gehalt und Geiste erfüllte und das ganze sittliche Leben gleichsam in ihren Dienst nahm, desto entschiedener sahen sich jene religiösen Führer, die Propheten, dazu gedrängt, auch über die natürlichen Grenzen ihres Volkes hinauszuschauen in jene ferne Zukunft, da die Völker alle kommen würden, anzubeten Gott auf dem heiligen Berge, welcher sie alle lehret zu wandeln in seinen heiligen Pfaden.

Wir wissen, in wem diese idealen Zukunftsblicke ihre Erfüllung gefunden haben. Nun aber hat das Christentum gerade in dieser seiner eigenen Geburtsgeschichte auch die Bürgschaft, daß es sich andrerseits nicht etwa auflösen kann in eine abstrakte Moral. Abstrakte Moral ist schon vor dem Christentum viel und oft gelehrt worden. Fast für alle einzelnen Sittensprüche und Moral-Forderungen der Evangelien finden wir Analogien entweder in der Moralphilosophie der griechischen und römischen Stoiker und Platoniker oder in den Aussprüchen jüdischer Schriftgelehrsamkeit, etwa eines Rabbi Hillel. Ja, man könnte sagen, das Christentum habe als Moral durchaus nichts Neues in die Welt gebracht.

Dennoch — die Weisheit der Stoa hat die heutige Kulturwelt so wenig geschaffen, als der jüdische Talmud. Was das Christentum vor jenen voraus hatte? Es war nicht nur das, daß alle einzelnen moralischen Regeln hier zusammengefaßt und getragen waren von Einem höchsten und in seiner Hoheit doch wunderbar einfachen Prinzip, — dem Gedanken der vollkommenen göttlichen Liebe und Güte, die nur in einem Reiche Gottes, in einer Gemeinschaft freier, aber sittlich verpflichteter und sittlich vollkommener Wesen ihr Ziel und ihre Befriedigung findet; es war auch der Umstand, daß das Christentum bei aller Allgemeingültigkeit und Universalität doch zugleich kein künstliches Produkt abstrakter Methaphysik war, sondern ein naturwüchsiges Produkt konkretesten Volkslebens, aus einer Jahrhunderte schon bestandenen, geschichtlich geheiligten Volksreligion heraus erwachsen, Volksreligion und Weltreligion in Einem. Gerade weil es historische Religion ist, weil es vom bestimmten und konkreten Boden seiner Geschichte nicht zu lösen und nur auf diesem Boden verständlich und wirksam ist, gerade darum ist das Christentum zur weltüberwindenden Macht geworden. Darauf beruht seine Popularität, seine konkrete Lebens- und Wirkungskraft, darauf, wie auf seinem rein sittlichen Gehalte, auch seine wunderbare Zähigkeit, in allem Wechsel der Geschichte sich immer wieder zu erhalten.

Der tiefsinnige Theologe Rich. Rothe hat gesagt: „Das Christentum ist das allerveränderlichste, das ist sein besonderer Ruhm!" Dieser auf den ersten Blick paradoxe Satz hat gewiß tiefste Wahrheit. Unter den verschiedensten Lebensformen, bei den verschiedensten Kulturstufen, ja selbst unter der Herrschaft ganz verschiedener Naturanschauungen und Weltbilder hat das Christentum nun schon bestanden und immer wieder seine Unverwüstlichkeit bewiesen. Es ist ein ewig Wechselndes und unter den verschiedensten Völkern sich immer wieder individuell verschieden Gestaltendes. Aber es kann solche Veränderung ertragen, weil es, obwohl so durch und durch historisch, konkret, an Eine individuelle Persönlichkeit sogar gebunden,

dennoch so durchaus universal ist, weit und frei, nur auf Grundsätzen und großen Gedanken beruhend, nicht wie der Islam auf einem vom Propheten selbst geschriebenen unfehlbaren Gesetzbuch, nicht wie der Buddhismus auf einem nur sich selbst für heilig erklärenden, mit der Welt zerfallenen Mönchsorden, darum fähig auch zu immer neuen, aus seinen eigensten Prinzipien schöpfenden Reformationen.

Und je mehr dies die echte freie Religionswissenschaft in Vergleichung des Wesens und der Geschichte der verschiedenen menschlichen Religionen noch erweisen wird: desto mehr wird sie ungesucht zu einer Apologie des christlichen Glaubens werden. Auf ihr liegt darum heute die Hauptaufgabe der Theologie. Und wie die richtige Missionsarbeit unter den anderen Religionen auf dieser Wissenschaft aufgebaut ist und in ihr und durch sie ihr Recht erweist und ihre Pflicht, so wird es auch durch sie immer mehr und immer glänzender bestätigt werden, daß Einer es war, der da kommen mußte und daß die Menschheit nicht bedarf, noch eines anderen zu warten.

Die Mission und die evangelische Gemeinde.*)

Von Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin.

Die Heilung der religiösen, sittlichen und sozialen Schäden unserer Zeit erwarten wir weder von der Erhaltung reiner Lehre noch von der künstlerischen Ausschmückung des Kultus unserer Kirche, sondern allein von der Gemeinde als der Pflegerin und Hüterin des christlichen Lebens. Denn uns will es heute als selbstverständlich erscheinen, daß der Schwerpunkt des Christentums in der lebendigen Gemeinschaft der Christen ruht. Aber dies ist leider nicht immer der Fall gewesen: ein unseliges Verhängnis fügte es, daß man sich in der protestantischen Kirche lange Zeit nur für Lehrsätze und Bekenntnisse ereiferte. Da versiegte der Quell christlichen Lebens, denn der Glaube ohne Werke ist tot. Die Kirche verlor ihre Macht über die Herzen und Gewissen des Volkes. Sie hörte auf ein Hort höheren, geistigen und sittlichen Strebens zu sein. Sie wurde in den wüsten, unfruchtbaren Streit der theologischen Parteien und Richtungen hineingezogen. Nur in den kleinen Kreisen aufrichtig frommer Christen pflanzte sich der Eifer für die Bethätigung des Glaubens in den Werken der Liebe fort. An der Ungunst der Zeiten lag es, daß die Christen des Lebens und der That auf die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse während des vorigen und zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur geringen Einfluß übten. Der Aufschwung des religiösen Lebens unseres Volkes während der Freiheitskriege 1813—15 wurde bald gehemmt, als neue Verhandlungen über die protestantische Lehre die Gemüter entzweiten. Ein Anlauf zur Belebung des Christentums ist nun in unseren Tagen durch Einführung einer Kirchenverfassung und Gemeindeordnung geschehen. Und wenn auch diese Verfassung einem neu erbauten Hause gleicht, dessen Mängel seine Bewohner erst nach einiger Zeit inne werden, so ist doch dies ihre unschätzbare Frucht, daß das Gemeindebewußtsein der evangelischen Christen eine mächtige An-

*) Vortrag, gehalten im Winter 1886/87.

regung erfahren hat. Die Rechte nicht ohne die Pflichten! Ist die Gemeinde berufen zur selbständigen Beteiligung an der Leitung der Kirche, zu einer Pflegstätte des religiös sittlichen Lebens, so ist es auch ihre Pflicht, ihre schwachen Glieder im Glauben zu erhalten, die Unmündigen zu leiten, die Verlorenen zu retten, die Armen und Verlassenen zu pflegen, für den Bestand des protestantischen Glaubens zu sorgen und, wenn es gilt, auch zu kämpfen, kurz, die Aufgaben des Reiches Gottes zu treiben.

Viele Werke christlicher Nächstenliebe, welche bisher die Angelegenheit besonders damit Beauftragter oder Freiwilliger waren, sind in den Wirkungskreis der geordneten Gemeinde einbezogen worden. Ja, es fehlt nicht an Stimmen, welche auch die Arbeit der freien Vereine, namentlich der inneren Mission, die in unserer Gegenwart sich kräftig neben oder in der Gemeinde entfaltet haben, völlig auf die Gemeinde übertragen wissen wollen. Doch die Frage nach dem Verhältnis der Gemeinde zu den Werken der Liebe im allgemeinen, welche doch immerhin den Charakter der Freiwilligkeit an sich tragen müssen, ist noch nicht gelöst. Über die Notwendigkeit, das werkthätige Christentum auf der Grundlage des Gemeindebewußtseins weiter auszubilden, herrscht nur eine Stimme. Dagegen ist die Ausdehnung und die Art der Mitarbeit der evangelischen Gemeinde als solcher an den Aufgaben der christlichen Liebe streitig. Die innere Mission, so wird uns erwidert, muß allerdings auch von der Gemeinde in die Hand genommen werden. Die Pflege der Armen und Kranken, die Fürsorge für die leiblich und sittlich Elenden kann nicht nur Sache eines kleineren oder größeren Vereins sein, sie ist über alle Parteigegensätze erhaben, — folglich sei sie Gemeindesache und die Organe der Gemeinde mögen darnach trachten, mit den freien Vereinen Hand in Hand zu gehen.

Allein die äußere Mission, die Arbeit an den Herzen der Heiden, welche doch, obwohl sie auch zu Kindern Gottes berufen sind, die Segnungen des Evangeliums noch nicht erfahren haben, — die Bekehrung der Heiden soll nach der Meinung derselben Freunde evangelischer Liebesarbeit Sache der Vereine bleiben. Ja, wir irren uns nicht, wenn wir behaupten, daß fast allerorts die Heidenmission als Parteisache angesehen wird, denn bis vor kurzem pflegten gerade auf diesem Gebiete christlicher Liebesarbeit die kirchlichen Gegensätze am schroffsten aufzutreten. Viele hielten die Mission für eine Privatliebhaberei einzelner Christen. Langjähriges Vorurteil befestigte die Meinung, daß wir Protestanten etwas Besseres und Dringenderes zu thun hätten, als der wunderlichen Neigung gewisser, meistens pietistisch-orthodoxer Kreise nachzugeben, Zeit, Geld und Kräfte an ein Unternehmen zu verschwenden, das unserem Gesichtskreise völlig entrückt wäre. Aber das steht doch fest: Die größte Liebe muß sich dort entfalten, wo die natürliche Regung des Mitleids am wenigsten genährt wird. Die Not in unserer Umgebung rührt sofort unser Herz: da giebt es kein Zögern, das Mitleid drängt uns, zu helfen, sobald wir können und wo wir können. Die Not der Heiden sehen wir nicht. Wir können sie uns nur vorstellen nach den Berichten der wenigen Reisenden und Forscher, welche in unmittelbare Berührung mit dem religiösen und sittlichen Elend der Heiden gekommen sind. Es ist ein langer Weg, — der Weg vom Kopf zum Herzen! Bei vielen erweckt auch die ergreifendste Schilderung heidnischer Verkommenheit kein Mitleid, nur kaltes Interesse. Wie mutig, wie stark muß also die

Liebe sein, welche sich entschließt, auch den fernen Heiden zu helfen! Die äußere Mission ist ohne Zweifel das größte Liebeswerk der Christenheit. Und von diesem Werke sollte sich ein Christ oder eine Gemeinde fernhalten? Nein, das kann keine Privatsache, das kann kein Parteiwerk sein, was soviel Liebe, soviel Aufopferung und Hingabe erfordert. Die Mission muß, wo sie es noch nicht ist, Sache der Gemeinde werden; die Unterschiede der Parteien müssen verschwinden, wo es sich um den höchsten Beweis des Glaubens und der Liebe handelt. Es muß eine Brücke geben, welche eine gesicherte Verbindung zwischen den freien Vereinen und der geordneten Gemeinde auch in Sachen der Heidenmission herstellt. Wir fragen zuerst nach dem Missionsberuf der evangelischen Gemeinde und erwägen sodann, wie dieser Beruf in unserer Gegenwart verwirklicht werden muß.

I.

Ihr Ideal würde die evangelische Gemeinde erreichen, wenn sie selbstthätig an der Heidenmission sich beteiligen sollte. Jeder Christ ein Missionar, d. h. jeder Christ bemüht, seinen religiösen Besitz anderen mitzuteilen, die noch in den Banden des Aberglaubens und Irrtums verstrickt sind, — das würde ohne Zweifel dem Wesen des Christentums am vollkommensten entsprechen. Denn unsere Religion ist eine innere persönliche Erfahrung, — die Seligkeit in der Gemeinschaft mit Gott. Sie ist die Quelle unseres Trostes und Friedens, der Schatz, aus dem wir die Kraft eines zielbewußten, sittlichen Handelns schöpfen. Was wir nun als unser höchstes Gut erkannt haben, können wir nicht für uns behalten, wir müssen es, wenn anders wir an seiner Kraft nicht zweifeln, weiter geben. Vor wenigen Jahren noch lautete die Antwort auf die Frage eines evangelischen Christen, was er denn für die Mission thun könne, von seiten der Stimmführer in der protestantischen Mission: „Du mußt für die Mission beten und vor allem für die Mission geben.“ Daher die landläufige Meinung, als ob die Mission eine Angelegenheit sei, die viel Geld koste, die man aber durch seine Gaben unterstützen müsse, um sich ein Verdienst zu erwerben. Allein das kann unter keinen Umständen das richtige Verhältnis der Gemeinde zur Mission sein. Mit dem Beten, mit dem Opfern ist es noch nicht abgethan. Nicht umsonst lautet eine christliche Lebensregel: Bete und arbeite! Der normale Zustand ist allein der, daß die Gemeinde an der Mission mitarbeitet. Und sie kann diesen Beruf erfüllen, indem sie immer klarer aus sich selbst die Güter darstellt, welche den Heiden mitgeteilt werden sollen, immer tiefer die Segnungen des Evangeliums erfaßt und auch an den Beratungen über die Mission, sowie an ihrer Ausführung selbständigen Anteil nimmt.

Nur einmal, es war zur Zeit der Apostel, in den Frühlingstagen der christlichen Kirche, als das Bild der evangelischen Gemeinde noch ungetrübt war, ist dieser ideale Missionsberuf erfüllt worden. Damals war die Mission in Wirklichkeit Gemeindesache. Ich will keine ausführliche Schilderung der apostolischen Mission geben. Aber das eine will ich hervorheben, daß die Samenkörner des Evangeliums zur Zeit der Pflanzung der christlichen Kirche von jedermann und überall, wohin nur ein Christ kam, ausgestreut wurden. Es waren die Mittelpunkte des Handels, die Pflegestätten der Künste und Wissenschaften des römischen

Reiches, wo die Christen sich zu Gemeinden zusammenschlossen und von Anfang an darauf ausgingen, ihren Kreis zu erweitern. Die Gemeinde zu Antiochia, einer blühenden Handelsstadt Syriens, ordnete aus ihrer Mitte Sendboten ab, die in den benachbarten Städten das Christentum predigen sollten. Männer des Glaubens und Kraft, welche Beweise ihres göttlichen Berufes gegeben hatten, wurden von den leitenden Organen der Gemeinde gewählt und ausgesandt. So ist der erste und größte aller Heidenmissionare, der Apostel Paulus, im Auftrage seiner Gemeinde ausgezogen, um das Evangelium durch die Länder des römischen Reiches zu tragen. Die neugegründeten Gemeinden folgten dem Beispiele der Stammgemeinde. Das Missionswerk dehnte sich immer weiter aus. Nach drei Jahrhunderten war die ganze römisch-griechische Welt für das Evangelium gewonnen. Das war nur dadurch möglich geworden, daß nicht einzelne Privatmänner, auch nicht nur gewisse Parteien sich mit der Mission befaßten, sondern daß die ganze Gemeinde mit der vollen Glut ihrer Begeisterung, mit der ungehemmten Kraft ihrer Liebe und mit dem unverkürzten Reichtume ihrer Mittel in die Missionsarbeit eintrat.

Warum ist die Fortsetzung dieses schönsten und reinsten aller Liebeswerke der christlichen Gemeinde ausgeblieben? Warum folgte sobald auf den Frühling der heiße Sommer, der die frischen, zarten Blüten versengte, warum der Herbst, der den Baum seines Blätterschmuckes beraubte, warum endlich der Winter, der das urkräftige Leben der Gemeinde erstarren ließ? Die Geschichte weiß mancherlei Antworten auf diese Fragen. Es war nicht allein das Aufkommen einer Priesterherrschaft, das Entstehen endloser Streitigkeiten über die christlichen Lehrsätze, — es ist vor allem das Staatskirchentum des oströmischen Reiches gewesen, das den Tod aller lebenskräftigen Regungen der christlichen Gemeinde herbeiführte. Die Gemeinde galt nichts mehr, seitdem die Bischöfe in Gemeinschaft mit den kaiserlichen Hofbeamten die Kirche regierten. Die Mission wurde nur insoweit fortgesetzt, als sie auf die Vermehrung kirchlicher Macht gerichtet war. Durch Staatsgewalt wurden auch die letzten Reste der Heiden in den römischen Provinzen dem Christentum unterworfen, und während des ganzen Mittelalters folgte dem blutigen Schwerte des Eroberers der taufende Priester. Aus der Geschichte der Kriege Karls des Großen mit den heidnischen Sachsen, der Kämpfe seiner Nachfolger gegen die Slaven ist deutlich zu ersehen, daß der vom Staatsregiment beauftragte Missionar nicht sowohl darauf ausging, die geistigen Güter unseres Christentums den Heiden mitzuteilen, als diese vielmehr durch die erzwungene Annahme der Religion des Siegers enger und dauernd mit der Herrschaft desselben zu verknüpfen.

Nur in wenigen Ländern, in denen sich noch unabhängige Gemeinden erhalten hatten, die auch dem Scepter des Papstkönigs in Rom nicht unterworfen waren, lebte der Missionseifer des Urchristentums fort. Aus England und Irland zogen christliche Männer hinüber nach Deutschland, um hier durch unermüdliche Liebesarbeit in die harten Herzen unserer Voreltern den evangelischen Glauben zu pflanzen. Ihrem Verdienste ist es zuzuschreiben, daß in der deutschen Volksseele der Sinn für ein reines, innerlich gerichtetes Christentum nicht unterging zu jener Zeit, als von Rom aus durch die Sendlinge des päpstlichen Stuhles ein neues Heidentum verbreitet wurde. In der Reformation erwachte das Gewissen des deutschen Volkes. Sowie

sich unser Reformator, Dr. Martin Luther, auf die Quellen der religiösen Kraft besann, von dem Gesetzbuche des römischen Papstes zurückkehrte zum Evangelium der Liebe und Gnade Gottes, so hat unser ganzes Volk mit heißer Begier die Güter und Segnungen des Evangeliums von neuem sich angeeignet. In jene Tage der Erneuerung des evangelischen Glaubens fällt auch die Wiedergeburt der Gemeinde. Die Reformatoren haben die vergrabenen Schätze der Glaubens- und Gewissensfreiheit an das Licht gezogen, sie stellten dem römischen Sonderpriestertum das allgemeine Priestertum aller Christen entgegen, sie haben die Güter und Rechte, aber auch die Pflichten der evangelischen Gemeinde neu begründet.

An Luthers Wollen hat es nicht gelegen, wenn sein Werk, die Gründung selbständiger Gemeinden, nicht zum krönenden Abschluß gekommen ist. Seine Nachfolger verzehrten ihre Kraft in theologischen Lehrstreitigkeiten, sie verschuldeten es durch ihren Mangel an Einsicht in die rechte Bewährung des Glaubens, wenn unsere protestantische Kirche eine Kirche der Lehre, aber nicht sofort, wie es Luther beabsichtigt hatte, eine Kirche evangelischen Lebens wurde. Die Theologen rissen die Herrschaft in der lutherischen Kirche an sich. Das Leben der Gemeinde verkümmerte. Wie konnte daher während des 17. Jahrhunderts ein Liebeswerk gedeihen, das die Vollkraft eines gesunden Gemeindelebens voraussetzt? Die orthodoxen Theologen der lutherischen Kirche wiesen den Missionsgedanken mit Entrüstung zurück, und als ihnen Teilnahme an der Mission zugemutet wurde, so bezeichneten sie die Heidenbekehrung sogar als ein thörichtes, ungöttliches Unternehmen. Nur scheinbar konnten sie sich auf Luthers Vorgang berufen. Allerdings hatte Luther mehr als einmal geäußert, daß wir noch Heiden und Türken genug mitten in der Christenheit hätten, daß diese bekehrt werden müßten, ehe die evangelische Kirche an die Heidenwelt in der Ferne denken könnte. Aber darin sprach sich doch keine endgültige Abweisung der Mission aus, Luther bestand nur auf der natürlichen, selbstverständlichen Zeitfolge. Erst mußte in der Heimat der evangelische Glaube fest und dauernd begründet werden, denn die Gemeinde konnte doch nicht weitergeben, was sie selbst noch nicht besaß. Für die Missionspflicht der Gemeinde im weitesten Umfange hat gewiß kein protestantischer Christ ein tieferes Verständnis gehabt, als gerade unser Luther, der mit echt missionarischem Geiste und echt missionarischen Waffen gegen das Heidentum innerhalb der Christenheit zu Felde gezogen ist.

Der Missionsgedanke erwachte in der protestantischen Kirche erst dann wieder, als Männer mit warmem Herzen und weitem Blick das Wesen des Christentums nicht in der Lehre, sondern in einem wahrhaft frommen, evangelischen Leben suchten. Christliches Leben gedeiht nur in der Gemeinde, nicht in der Studierstube der Gelehrten, darum wandten sich Spener und Francke, die Stifter des deutschen Pietismus, mit ihren Forderungen einer Neubelebung evangelischen Glaubens an die Gemeinde. Sie setzten das Werk Luthers fort. Sie schieden sich von den orthodoxen Theologen, welche jede lebendige Regung des Protestantismus erstickt hatten. Auf Thaten der Liebe waren die Herzen der Pietisten gerichtet. Der Armen und Kranken, der Waisen und Verlassenen nahmen sie sich hilfreich an. Zuletzt gedachten sie auch der Heiden. Derselbe August Hermann Francke, welcher das Hallesche Waisenhaus stiftete, wurde auch der Begründer der evangelischen Heidenmission. Im Bunde mit Spener und dem frommen dänischen Könige

Friedrich IV. sandte er 1705 die ersten deutschen evangelischen Missionare nach Trankebar in Indien aus. So ist die Mission von den Pietisten erneuert worden. Sie mußten an das Vorbild der apostolischen Zeit anknüpfen, denn während vieler Jahrhunderte hatte das Missionswerk in seiner evangelischen Reinheit geruht.

Die Missionspläne der Pietisten sind zuerst in größerem Maßstabe durch eine deutsche evangelische Gemeinde verwirklicht worden. Es schien, als ob der Missionstrieb der apostolischen Gemeinde von neuem sich regte, als Graf Zinzendorf die von ihm gestiftete Brüdergemeinde in den Dienst der Mission stellte. So wurde in der That die Mission Sache einer ganzen Gemeinde. Alle Glieder der Brüdergemeinde nahmen lebendigen Anteil an der Aussendung der ersten Missionare nach Westindien und Grönland, die im Jahre 1732 erfolgte. Man erkannte es als die rechte Missionspraxis, nicht nur einzelne Brüder, sondern ganze Familien auszuschicken, damit den Heiden das Beispiel eines christlichen Gemeindelebens zur Nachahmung geboten werde. Bald gewann die Missionsarbeit einen bedeutenden Umfang. Fast in allen Erdteilen wurden Missionsstationen angelegt; heute noch unterhält die Brüdergemeinde, obwohl sie nur etwa 35 000 Glieder zählt, auf 99 Stationen 145 Missionare mit einem jährlichen Aufwande von 377 000 Mark. Wir bewundern die Missionserfolge einer Gemeinde, welche von Anfang an reich an Kräften des Glaubens und der Liebe gewesen ist, aber wir verkennen es auch nicht, daß die Stärke der Herrenhuter zugleich ihre Schwäche ist: ihre Abgeschlossenheit, ihre Weltflucht, ihr Bestreben, ein Kirchlein in der Kirche zu bilden, übertrug sich auch auf ihre Arbeit in der Heidenwelt, es ist ihr nicht gelungen, das Leben eines ganzen heidnischen Volkes umzugestalten und mit christlichem Geiste zu durchdringen, nur einzelne Seelen wurden durch sie der „Gemeinde der Heiligen" hinzugethan.

Dennoch beklagen wir es, daß das Beispiel der Herrenhuter so wenig Nachahmung gefunden hat. In Deutschland hat es über 100 Jahre gewährt, ehe sich eine zweite Gemeinde entschloß, ähnlich der Brüdergemeinde die Mission zu betreiben. Der begeisterte Pastor Harms zu Hermannsburg in der Lüneburger Heide hat im Jahre 1848 unter thatkräftiger Beteiligung seiner Gemeinde ein Missionswerk unternommen, das in Anbetracht der bescheidenen Mittel seiner Unternehmer erstaunliche Fortschritte aufweist. Aber gerade diese Ausnahme bestätigt nur die Regel, daß es innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands nicht zur Heidenmission durch die Gemeinde selbst gekommen ist. Der Pietismus, der anfangs so kräftig in das Gemeindeleben eingegriffen hatte, schloß später mit der Orthodoxie einen engen Bund, verbrüderte sich mit dem offiziellen Staatskirchentum oder zog sich in kleine, abgeschlossene Kreise zurück, die mit der „sündhaften, verderbten" Welt nichts zu thun haben wollten. So verlor er seinen Einfluß auf die Gemeinde, er wurde zur Partei oder zu einem weltscheuen Privat-Christentum. Und wie sich in den pietistischen Konventikeln Gleichgesinnte zur gemeinsamen Andacht zusammenfanden, so vereinigte man sich auch zu gemeinsamen Werken der Liebe, unter denen die Heidenmission bald obenan stand. Von England aus erfolgte zu Ende des 18. Jahrhunderts eine neue, starke Anregung zur Mission. Die Entdeckungen in der Südsee, die wachsenden überseeischen Beziehungen, endlich die tiefgehende religiöse Erregung

des englischen Volkes riefen eine Reihe von Missionsgesellschaften auf englischem Boden ins Leben, deren Form und Verfassung maßgebend für alle Missionsfreunde geworden ist. So wurden nach englischem Muster in Deutschland mehrere Missionsgesellschaften gegründet. Die Basler Gesellschaft ist die älteste, ihr folgte die Berliner Gesellschaft, später die Rheinische in Barmen, die Norddeutsche in Bremen, die Leipziger u. a., so daß wir jetzt auf deutschem Boden 14 oder 16 Missionsgesellschaften zählen. Aber während in England die engen Grenzen der Gesellschaft häufig überschritten und die Mission Gemeindesache wurde, so blieb bei uns die Mission die Angelegenheit einer Partei, einer bestimmten kirchlichen Richtung, zumeist der orthodox-pietistischen, deren Anhänger sich selber wohl als eine „Missionsgemeinde" ansahen, aber nie daran dachten, die große evangelische Gemeinde als Leiterin oder auch nur als Beraterin zur Mission heranzuziehen. Daher auch die seltsame Erscheinung, daß in dem religiös nicht minder lebendigen Deutschland die Mission dennoch eine bei weitem geringere Bedeutung gewonnen hat, als in England. Dort sind 25 Gesellschaften für die Ausbreitung des Evangeliums thätig, bei uns nur 14, dort werden circa 14 Millionen Mark alljährlich für die Mission aufgebracht, bei uns nur 2 Millionen Mark. In England giebt es zahlreiche kirchliche Gemeinschaften, deren Mitglieder sämtlich zur Mission beitragen. In der schottischen Freikirche, welche die Mission als gemeinsame Aufgabe aller ihrer Glieder erwählt hat, kommen alljährlich 4 Mark Missionssteuer auf den einzelnen; in Deutschland kommen auf den Kopf der protestantischen Bevölkerung kaum 10 Pfennige jährlicher Missionsbeitrag.

Die Stimmen, welche sich in Deutschland für den Missionsberuf der evangelischen Gemeinde erhoben, wurden nicht gehört. Schleiermacher, der größte Theolog unseres Jahrhunderts, sprach es aus, daß nicht nur der einzelne Missionar durch Wahlanziehung, die seine Predigt ausübt, Heiden bekehren könne, sondern daß auch die ganze Gemeinde berufen sei, durch Fortpflanzung ihres eigentümlichen Lebens die Heiden für das Reich Gottes zu gewinnen. Er hielt die Mission für die erfolgreichste, welche in den Kolonien den Heiden das Muster christlichen Gemeindelebens bietet. Das Verfahren der Brüdergemeinde erschien ihm daher als das gesündeste und angemessenste, aber die Rettung einzelner Seelen aus dem Verderben der Heidenwelt genügte ihm doch nicht. Richard Rothe, jener Theolog, welcher protestantische Freiheit mit tiefer Glaubensinnigkeit verband, sah in dem Aufkommen der freien Vereine das Zeichen des nahenden Verfalles der Kirche. Da die Kirche sich unfähig gezeigt habe, ihren Beruf zu erfüllen, so müßten die freien Vereine ihr Werk, insbesondere die Ausbreitung des Evangeliums übernehmen. Ihm schwebte doch dabei die evangelische Gemeinde als der beste und vollkommenste freie Verein vor, denn nach seiner Meinung soll das Reich Gottes die ganze Welt erfüllen und nicht auf die Mauern der Kirche beschränkt bleiben. Aber so dringend auch von wahrhaft protestantischen Männern der Missionsberuf der evangelischen Gemeinde in weitherzigem, freiem Sinne allen Protestanten ans Herz gelegt wurde, — es war und blieb die Mission, die heiligste Aufgabe der Christenheit, das Werk uneigennützigster Liebe, auf die kleinen Kreise gewisser Parteien beschränkt, die aus sich nicht das Geringste thaten, um die Mission zu einer Angelegenheit der gesamten evangelischen Gemeinde ohne Unterschied

der Richtung und der Partei zu erheben, wozu doch die Mission nach ihrer Idee und nach ihrer Geschichte berufen ist.

II.

Wo Worte nichts ausrichten, können nur Thatsachen noch helfen! Unsere Zeit drängt zum raschen Entschlusse, die Ereignisse folgen einander im schnellen Fluge. Vieles ist geschehen, das die Mission als Aufgabe der gesamten evangelischen Gemeinde hinstellt. Es kann die Mission nicht in dem Winkel einer Partei verborgen bleiben, sie muß aufhören, Privatsache zu sein, sie verträgt es nicht, länger nach den kirchlichen oder theologischen Grundsätzen einer einzelnen Richtung behandelt zu werden. Der Weltverkehr hat eine ungeahnte Ausdehnung gewonnen. Völker, die sonst unserem Gesichtskreis entrückt waren, sind in enge Beziehungen zu uns getreten. Es mehrt sich unser überseeischer Handel. Die materiellen Güter, die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie werden mit Nationen ausgetauscht, deren Namen früher kaum bekannt waren. In denselben Verkehr muß auch der Austausch geistiger Güter gezogen werden. Die Kulturvölker Asiens, Heiden, die doch selbst im Besitze einer uralten Kultur sich befinden, tragen lebhaftes Verlangen, unsere Wissenschaft und Kunst kennen zu lernen. Viele Japaner und Chinesen begehren auch unsere Religion, das Christentum, das ihnen als „Mutter unserer Kultur" erscheint. Das sind dringende Aufforderungen zur Mission. Jetzt genügt nicht mehr die alte Missionsweise, die nur einzelne Seelen aus der Heidenwelt retten will und den Schauplatz ihrer Wirksamkeit mit Vorliebe zu den unkultivierten Völkern verlegt, jetzt muß eine neue Mission auftreten, welche von der gesamten evangelischen Christenheit ausgeht und ihr Ziel auf die Christianisierung ganzer heidnischer Völker richtet. In den letzten Jahren sind noch stärkere Anlässe zur energischen Betreibung der Mission für die evangelische Gemeinde besonders in Deutschland hinzugekommen. Die Erwerbung überseeischer Schutzgebiete, die Gründung von Kolonien war allmählich eine Notwendigkeit geworden, um dem Handel und den wirtschaftlichen Interessen des deutschen Reiches neue Gebiete zu eröffnen. Mit großer, teilweise allzukühner Begeisterung ist unser deutsches Volk in die Kolonialbewegung eingetreten. Man träumte schon von großen Kolonialreichen, von neuen Auswandererkolonien, von unermeßlichen Schätzen und Reichtümern, die von den Kolonien dem deutschen Vaterlande zufließen würden. Es ist gut, daß unser Volk an besonnene, solide Arbeit gewöhnt ist. Jene Träume haben kein Unheil gestiftet, aber sie haben in allen Beteiligten den Wunsch erweckt, durch langsames, wohl überlegtes Vorgehen die neu gewonnenen Kolonien innerlich und äußerlich aufs engste mit unserem Vaterlande zu verbinden. Und ein wahrhaft idealer Zug in der gesamten deutschen Kolonialbewegung ist es gewesen, daß man sofort auch die Veranstaltung von Missionen in unseren Kolonien ins Auge gefaßt hat. Man erkannte es als eine Pflicht des deutschen evangelischen Volkes jenen Schutzbefohlenen des Deutschen Reiches das Beste zu bieten, was wir besitzen: unseren Glauben, unser christlich-sittliches Leben.

Aber wie soll nun die gesteigerte Missionsaufgabe der evangelischen Christenheit in der Gegenwart erfüllt werden? Soll etwa über die Parteien und Vereine hinweg das staatliche Kirchenregiment die Mission in die

Hand nehmen? Soll eine allgemeine Missionssteuer ausgeschrieben werden, durch deren Ertrag Missionare in Japan oder in Kamerun unterhalten werden? Soll ein Reglement für die Prüfung und Bestallung der Missionare von seiten der Kirchenbehörde ausgearbeitet werden? Wir müssen gestehen, daß dieser Gedanke scheinbar etwas Verlockendes hat: muß doch so in schnellster Frist und auf dem geordnetsten Wege das Ziel der Mission erreicht werden. Aber es lehrt uns die Geschichte, daß sich ein Liebeswerk, wie es die Mission ist, nicht durch Verfügungen von oben her regeln läßt. Wie bald würde doch der Missionseifer in der Gemeinde erschlaffen, wenn durch Steuerumlagen die Missionskosten aufgebracht werden sollten! Nicht anders wäre es, wenn etwa die Synoden oder Synodalvorstände die Mission betreiben wollten. Auch bei dieser Einrichtung würde der Lebensnerv der Heidenbekehrung, die Liebe, sehr bald getötet und durch wechselnde Synodalmajoritäten die Stetigkeit im Missionsbetriebe gehemmt werden. Soll etwa der einzelnen Ortsgemeinde die Mission überlassen werden? Die Hermannsburger, die Herrenhuter haben Großes erreicht, wenn nun ihrem Beispiele andere Gemeinden folgten? Wir können auch dies nicht wünschen, da die Folge, eine tausendfältige Zersplitterung der Kräfte und Mittel, niemals zu einer nur annähernd befriedigenden Lösung der Missionsaufgabe führen kann.

Ein neuer Weg zur Verwirklichung des Missionsberufs der evangelischen Gemeinde mußte gefunden werden. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein verdankt dieser Notwendigkeit seine Entstehung. Er maßt sich nicht an, alles das zu leisten, was wir von der modernen Mission verlangen, aber er will die schlummernden Missionskräfte der evangelischen Gemeinde wecken, er will alle Mittel vereinigen, er will die besten Wege aufsuchen, auf denen die Mission mit Erfolg nicht nur bei den kulturlosen, sondern namentlich bei den civilisierten Völkern betrieben werden kann. Unser Verein will sich stützen auf die große Christengemeinde, die sich im lebendigen Glauben um das Evangelium Jesu Christi schart. Ihm sind alle Parteigegensätze fremd. Jeder Missionsfreund, der es gelernt hat, auf konfessionelle, kirchliche, theologische Vorurteile zu verzichten, ist ihm willkommen. Unser Verein tritt daher nicht in Gegensatz zu irgend welcher kirchlichen Partei. Er hat vielmehr die Absicht, darüber alle evangelischen Christen aufzuklären, daß in Sachen der Mission jeder kleinliche Hader aufhören muß, daß bei der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden der Dogmenstreit schweigen muß, daß draußen die abgegriffenen Münzen menschlicher Lehrsatzungen keinen Kurs mehr haben, sondern allein die echte Münze des Evangeliums von der Liebe und Gnade Gottes in Christo Jesu. Unser Verein will endlich die Aufgabe der Mission erweitern, er will zeigen, daß wir dann erst rechte Mission treiben, wenn wir uns nicht auf die Rettung einzelner Seelen beschränken, sondern die Bekehrung ganzer Völker, die Erneuerung heidnischen Volkslebens durch den Geist des Evangeliums uns zum Ziele setzen.

Die große evangelische Gemeinde will unser Verein für seine Bestrebungen gewinnen. Er ist keine Gesellschaft, die, wie es bei den anderen Missionsgesellschaften der Fall ist, durch ein alleingebietendes Direktorium regiert wird. Sein geschäftsführender Vorstand erhält seine Aufträge durch die Generalversammlung, an deren Beschlüssen alle Zweigvereine teilnehmen. Den einzelnen Lokalvereinen bleibt innerhalb des Vereinsstatuts völlig freie

Bewegung. Sie können mit selbständigen Anträgen vorgehen; es bleibt ihnen überlassen, sich zu organisieren, sich auszubreiten, Mittel und Wege zu wählen, wie der Missionssinn in ihrer Mitte zu pflegen ist. In allen solchen Dingen gewährt unser Verein volle Freiheit, denn in ihm herrscht die Meinung, daß nur in freier Bewegung das größte Liebeswerk der Christenheit gedeihen kann. Man sieht, daß unser Verein am besten in der Lage ist, den Missionsberuf auch der einzelnen evangelischen Gemeinde zu fördern. Er betrachtet seine Zweigvereine nicht nur als Steuerzahler; er verlangt nicht nur das Beten und Geben, er verlangt, was allein der Würde der Gemeinde entspricht, eifrige Mitarbeit. Unser sehnlichster Wunsch wäre erfüllt, wenn jede Gemeinde ein Zweigverein unseres Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins würde. Daß dies geschehen kann, gewährleisten unsere Grundsätze. Niemand soll sich um seiner besonderen kirchlichen oder theologischen Anschauung willen ausschließen. Man wird freilich erwidern, daß dieser Standpunkt ein zu idealer sei: wie könne man doch glauben, daß jemals die Parteien der evangelischen Kirche Deutschlands sich zum gemeinsamen Vorgehen selbst in der Mission entschließen würden? Ja, man hat schon unserem Verein den Vorwurf gemacht, daß er den Parteigegensatz erst in das Missionswerk hineingetragen habe; früher sei alles friedlich bei der Mission hergegangen. Gewiß, — denn früher herrschte nur die eine, extreme, orthodoxe Richtung in Missionssachen, unser Geld nahm man wohl, unsere Liebe und unseren Rat aber wies man kalt zurück. Nein, — jedem unbefangenen Beurteiler ergiebt es sich klar, daß nur von dem freier gerichteten Protestantismus aus, der die Berechtigung aller Richtungen in weitherziger Toleranz anerkennt, zur Vereinigung aller evangelischen Christen in der Mission vorangegangen werden konnte. Ihm liegt nichts ferner, als Zwist in den Gemeinden zu erregen, wo es sich um ein Werk der Liebe handelt. Er will sich nur in der bescheidenen Rolle des Beraters gefallen, er will nur der ausführende Diener, der treue Beamte der evangelischen Gemeinde sein, aber nicht ihr Herr. Er ist bestimmt, ein Band zu werden, das alle Gemeinden in derselben Liebe, in demselben Geiste zu demselben heiligen und hohen Werke verknüpft.

Am höchsten aber schätzt unser Verein die unmittelbare Mitarbeit der evangelischen Gemeinde draußen in der Heidenwelt. Zwar ist der Gedanke, daß die beste und erfolgreichste Mission von der wirklichen Gemeinde ausgeht, kein neuer, aber früher hat man doch die Gemeindemission vernachlässigt. Nur die Brüdergemeinde hielt an ihrer bewährten Methode fest, durch Ansiedelungen christlicher Familien auf die Christianisierung der Heiden zu wirken. Unser Verein erhebt die Gemeinde zur Grundlage seiner Missionsarbeit. Daher erhielt unser erster Missionar Spinner den Auftrag, in Tokyo, der Hauptstadt Japans, zuerst die deutschen Christen zu einer evangelischen Gemeinde zu sammeln. Das ist in kurzer Zeit geschehen. Jetzt sind bereits zwei deutsche Gemeinden in Japan vorhanden, in Tokyo und Yokohama. Der sonntägliche Gemeindegottesdienst wird auch von heidnischen Japanern besucht. So lernen diese eine christliche deutsche Gemeinde kennen. Beziehungen zu Christen werden angeknüpft. Bald wird christlicher Unterricht erbeten. Spinner hat bereits mehrere Japaner getauft und viele Schüler in seinem Religionsunterrichte gesammelt. Nach den letzten Berichten nimmt das Werk unseres Vereins in Japan einen ruhigen, stetigen Fortgang. Aber schon mehren sich die Anzeichen dafür, daß wir in kurzer Zeit gerade

dort die größten, erstaunlichsten Erfolge unseres Unternehmens erleben werden. Die Japaner sind unserer Mission, welche das Hauptgewicht nicht auf Bekenntnisse und Zeremonien, sondern auf das einfache Evangelium Jesu Christi legt, zugänglicher als den anderen Missionsweisen. Wenn wir den Heiden mitteilen, was uns lieb und wert am Christentum ist, die göttliche Kraft eines neuen Lebens, die Liebe zu Gott und zu unserem Heiland, so kann und muß es geschehen, daß die Mission auch dort ihr Ziel erreicht, wo die Herzen eines Volkes in uralte Religionsformen gebannt sind.

Unser Verein will auch, sobald es die Verhältnisse gestatten, zur Mission in Kaiser Wilhelmsland auf Neuguinea, der größten australischen deutschen Kolonie, seine Hand bieten. Er will nicht zurückbleiben, obwohl zur Zeit seine Mittel und Kräfte gering sind, wenn es sich um Erfüllung der nationalen Missionspflicht Deutschlands handelt. Aber auch dort in Neuguinea soll, wenn möglich, die Gemeinde zum Ausgangspunkt der Mission erhoben werden; vielleicht gelingt es auf Neuguinea eine Kolonialgemeinde zu sammeln, — so könnte am sichersten und besten das Christentum unter den Eingeborenen des Kaiser Wilhelmslandes begründet werden. Die Gemeindemission in der Heidenwelt wird auch diese segensreiche Wirkung haben, daß die Klagen über das schlechte Beispiel, welches Christen den Heiden bieten, verstummen müssen. Draußen sollte in der That jeder Christ ein Missionar sein, direkt oder indirekt durch sein Vorbild zur Bekehrung der Heiden beitragen. Wenn dies aber geschehen soll, so muß schon in der Heimat die Mission Gemeindesache sein und von dem lebendigen Interesse aller Gemeindeglieder getragen werden.

Unser Verein hat sich, ein hohes Ziel gesteckt. Es steht in Gottes Hand, nicht in schwacher, menschlicher Kraft, ob es uns jemals gelingen wird, die ganze evangelische Gemeinde zu dem Werke der Mission in einem Geiste zu vereinigen. Aber wir begnügen uns einstweilen mit dem, was nach menschlicher Voraussicht zu erreichen ist: wir möchten alle diejenigen, die mit uns auf dem Grunde eines weitherzigen und doch wahrhaft frommen Protestantismus stehen, deren Gemüter nicht durch Parteizwist verbittert sind, die bisher noch nichts für die Mission thaten, weil sie mit den Grundsätzen und der Art ihrer Ausführung nicht einverstanden sein konnten, — wir möchten alle Freunde einer gesunden evangelischen Mission, deren Notwendigkeit in der Gegenwart so dringend geworden ist, für das Missionswerk gewinnen. Es ist unser Bestreben, die Mission zur Gemeindesache zu erheben, nicht in der Absicht, eine Zersplitterung der Kräfte herbeizuführen, sondern um alle Liebe, alle Begeisterung und alle Thatkraft auf einen Punkt zu sammeln. Jeder aufrichtige evangelische Christ sei Mitarbeiter an dieser schönen Aufgabe! Der Segen wird nicht ausbleiben. Wenn die Mission in Wirklichkeit Angelegenheit aller evangelischen Christen ist, so wird nicht nur die große Gesamtgemeinde, sondern auch die einzelne Gemeinde an Kräften der Liebe und des Glaubens gewinnen. Gegenüber einer gott- und sittenlosen Weltanschauung wird die Wertschätzung unseres Evangeliums wachsen, gegenüber einem auflösenden Zwiespalt die Einigkeit im Geiste, gegenüber einer verwerflichen, mit Rom liebäugelnden Sucht, den Geist des Protestantismus zu zerstören, das Feuer protestantischen Glaubens, die Macht protestantischer Freiheit und die Glut evangelischer Liebe! —

Kultur und Kolonisation in ihren Beziehungen zur Mission.*)

Von Stadtpfarrer Ahles in Mannheim.

Dieses Thema ist in den letzten Jahren mit Lebhaftigkeit und mit verschiedenem Ergebnis behandelt worden. Innerhalb der älteren Missionen bestehen zwei verschiedene Strömungen, die noch nicht zu voller Klärung gelangt sind. Die so plötzlich auftauchende Kolonisationsbewegung, in welche unser Volk hineingezogen wurde, hat naturgemäß auf die Missionskreise eine kräftige Rückwirkung geübt. Das auffallende Interesse, das mit einem Male von allen Seiten, auch von den bisher lauen und gleichgültigen, oft feindlichen Beurteilern des Missionswerkes diesem letzteren entgegengebracht wurde, rief unter den Vertretern der bisherigen Mission ein leicht begreifliches Bedenken wach, die Frage, was beabsichtigt man mit dieser Liebeswerbung, sucht man uns in lauterer Absicht, um unseres Werkes willen, oder hat man eine eigennützige Nebenabsicht, Hintergedanken, die sich mit den Tendenzen der christlichen Mission nicht vertragen? Durchsehen wir den letzten (1886) Jahrgang der Allgemeinen Missionszeitschrift, herausgegeben von D. Warneck, so finden wir in einer Reihe von Heften die Frage über die Aufgaben der Mission gegenüber Kolonisation und Kulturbestrebungen eingehend und von den berufensten Männern behandelt. Im Januar- und Februarheft: „Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage?“ von C. Reichel. „Aus der Erfahrung der Missionsarbeit geschöpfte Wünsche und Ratschläge, wie die deutschen Kolonialverwaltungen die Eingeborenen zu behandeln haben,“ von Missionsinspektor Plath. „Besetzung deutscher Kolonien mit deutschen Missionaren“, von Dr. Schreiber. Im Maiheft: „Die Verweltlichung, eine neue Missionsgefahr“, von F. M. Zahn. Diese Aufsätze und Vorträge enthalten eine Fülle wertvoller Missionserfahrungen, bedeutungsvoller Grundsätze und richtiger Gesichtspunkte, lassen aber immer noch die Frage offen, wie man sich prinzipiell den modernen Kolonisationsbestrebungen und den damit zusammenhängenden Kulturaufgaben gegenüber zu verhalten gedenke. Mit der Geneigtheit, in dem Umschwunge unserer überseeischen Beziehungen eine wesentliche Förderung des Missionswerkes zu erblicken, verbinden sich doch wieder Bedenken der verschiedensten Art, und es ist nicht leicht, aus den zahlreichen Faktoren ein klares und bestimmtes Facit zu ziehen.

Mit zweifellosem Recht wird das Ansinnen derjenigen zurückgewiesen, die ohne jedes religiöse Interesse die Mission zur Handlangerin und dienenden Magd der Kolonisation herabwürdigen, oder dieselbe ausschließlich auf den Weg der Kulturarbeit verweisen möchten. In dieser Hinsicht giebt es unter sämtlichen Missionsgesellschaften keine Verschiedenheit der Ansichten. Nicht minder berechtigt ist die Warnung vor einer Verschmelzung der Mission mit politischen Zielen, wie sie die katholische Mission Frankreichs aufweist, wo die religiösen und sittlichen Grundsätze so leicht politischen Erwägungen unter-

*) Obwohl der nachfolgende Aufsatz Fragen beantwortet, die bereits in den Abhandlungen von Pfleiderer (Z. M. R. 1886, S. 22), Lucius (Z. M. R. 1886, S. 77) und Arndt (Z. M. R. 1886, S. 193) berührt sind, so bringen wir ihn doch zum Abdruck, weil darin die wichtige Frage nach dem Verhältnis der Kultur zur Mission eine teilweise neue Beleuchtung erhält. D. Red.

geordnet werden. Ja, geradezu unvermeidlich war die Mahnung, im Hinblick auf die großen und mannigfaltigen Aufgaben, welche die deutschen Missionsgesellschaften bereits übernommen und mit großen Opfern und jahrelanger Hingebung betrieben haben, sich eine Selbstbeschränkung aufzuerlegen und sich nicht unbedacht und voreilig in den Strom nationaler Kolonisationsbegeisterung hineinreißen zu lassen. Es weht durch diese Schriften und Vorträge eine hohe ideale Auffassung des Missionsberufes, der den Trägern desselben zur Ehre gereicht. Wie bisher der deutsche Missionar, frei von jedem weltlichen Interesse, seine Persönlichkeit und Lebenskraft ausschließlich um des Evangeliums willen in den Dienst des Herrn und seines Meisters stellte, so soll auch fernerhin das Missionsziel ein selbständiges und rein religiöses bleiben. Auf der andern Seite wird nicht verkannt, daß mit dem Eintreten des deutschen Volkes in die Reihe der Kolonialmächte sich auch für die Mission neue, bis zu einem gewissen Grade nationale Pflichten ergeben, denen man gewillt ist, soweit es die Mittel und Kräfte erlauben, gerecht zu werden.

Dabei macht sich aber durchweg eine gewisse Abneigung gegen den Begriff Kultur geltend, die, wie ich glaube, nicht gerechtfertigt ist und eine Unterschätzung dieses so wichtigen Faktors, ob derselbe nun der Mission vorangeht oder als Ergebnis nachfolgt, erkennen läßt. Diese Abneigung mag ja allerdings durch eine einseitige Betonung der Kulturinteressen, wie sie da und dort von religiös-gleichgültigen Vertretern der Kolonisationsbewegung geübt wird, erklärlich sein; allein man sollte doch nicht jeden Hinweis auf die auch aus der Mission zu erhoffenden Segnungen der Kultur für unsere Kolonien, jede dahinzielende Äußerung in einem Missionsprogramm und dergl. beargwöhnen. Wo das geschieht, wie in dem Referate des Herrn Inspektors F. M. Zahn auf der Halle'schen Missionskonferenz am 2. März 1886, da bekundet sich der weltflüchtige Zug des älteren Pietismus, der den allgemeinen sittlichen Lebenszwecken in ihrer Verbindung mit dem christlichen Lebensgeiste nicht gerecht zu werden vermag. So wird beispielsweise das Statut des Allg. evang.-protestantischen Missionsvereins zu einem Gegenstande des Angriffes gemacht, weil es in seinem § 2 die Ausbreitung der christlichen Religion und Kultur in engste Verbindung bringt. Schon die Voranstellung des Begriffes „Religion" schließt jedes Mißverständnis aus. Die Predigt des Evangeliums der Erlösung und Versöhnung durch Christus Jesus ist und bleibt der erste und Hauptzweck unseres Vereins. Wenn ferner unter § 3 gesagt wird, daß der Verein nicht etwa ausschließlich, sondern unter anderm seine Aufgabe auch durch Förderung allgemeiner Kulturbestrebungen in der außerchristlichen Welt (Kolonisation, Erd- und Völkerkunde) und durch Pflege des christlichen Sinnes in den in derselben lebenden Glaubensgenossen zu lösen gedenke, so sind das wohl Dinge und Ziele, denen sich keine Missionsgesellschaft entziehen kann, noch auch je entzogen hat. Sie sind entweder die notwendigen Mittel zum Zweck der Mission oder die sich von selbst ergebenden Folgen der Missionsarbeit, in beiden Fällen für das Werk der Mission gleich wichtig. Die Förderung der Erd- und Völkerkunde kommt ebenso dem Missionar, wie dem Forschungsreisenden und Kolonisator zu statten; sie ermöglicht erst ein wirksames und erfolgreiches Eingehen auf die geistige, sittliche und religiöse Gedankenwelt und Lebensanschauung der Eingeborenen. Diese Gegenstände bilden deshalb wohl auch einen Unterrichtsgegenstand in den Missionsseminaren. Was in dieser

Hinsicht von Missionaren als reife Früchte ihrer Arbeit oder als gelegentliches Ergebnis ihrer doch nicht ganz undenkbaren Mußezeit abfällt, das kommt der Allgemeinheit, aber gewiß am meisten der Mission selbst zu gut. Es darf also wohl auch die Förderung der Erd- und Völkerkunde mit zu den Aufgaben eines Missionsvereins gerechnet werden.

Noch mehr gilt das von der Rücksichtnahme auf die Kolonisation. Sie ist nicht nur berechtigt, sondern, wie ich glaube, unter den gegebenen Verhältnissen der Gegenwart und im Hinblick auf frühere missionsgeschichtliche Erfahrungen geradezu eine Pflicht der Mission. Die neuen Kolonien erfordern Missionare, sie werden sie finden oder haben sie bereits gefunden. Soll diesen Männern, die für die heiligsten Güter ihrer Mitmenschen einzutreten haben, das koloniale Leben und Treiben, in das sie mitten hineingestellt sind, gleichgültig bleiben? Soll es ihnen verboten sein, ihre Erfahrungen und Anschauungen, die sie auf Grund langjähriger Thätigkeit auf diesem oder einem ähnlichen Gebiete gemacht haben, zum Segen des Volkes zur Geltung zu bringen? Und wird nicht eine im rechten Geiste geleitete Kolonialregierung, und eine solche dürfen wir, so lange wir nicht eines andern belehrt werden, unter dem Protektorat unseres Kaisers erhoffen, gerne auf einen gut begründeten Einwurf oder eine weise und christliche Direktive achten?

Wie man auch von seiten der bisherigen Mission die Förderung der Kulturbestrebungen auf den neuen Kolonien und die Rückwirkung derselben auf die eigene Arbeit für höchst wichtig erachtet, beweist der schon erwähnte, treffliche Aufsatz des Missionsinspektors, Professors Plath in Berlin: „Aus der Erfahrung geschöpfte Wünsche und Ratschläge, wie die deutsche Kolonialverwaltung die Eingeborenen zu behandeln habe." Er sagt: „in demselben Maße, in dem es den Kolonisatoren gelingt, die Reichtümer einer Kolonie zu erschließen, sowie andrerseits die auf einem niederen Grade, als das europäisch-amerikanische Kulturleben ihn zeigt, stehende Kolonialbevölkerung zu erziehen, im Besseren zu stärken, zu versittlichen, so daß Mutterland und Tochterländer einander ähnlich werden, in demselben Maße wird das Wirken der Kolonialverwaltung von Erfolg begleitet sein." Und zur Erreichung dieses Zieles giebt er treffliche Fingerzeige, die Forderung einer sorgfältigen Auswahl der Kolonialbeamten, die durch ihr eigenes Leben und Verhalten keinen Anstoß erregen, sondern sich das Vertrauen der Eingeborenen erwerben. Ferner strenge Achtung der bestehenden Grundrechte, Vermeidung jedes Mißbrauchs der eigenen Überlegenheit, insbesondere zu ungerechter Ausbeutung der eingeborenen Bevölkerung. Stramme Disciplin und entschlossene Bestrafung aller Vergehen seitens der Eingeborenen ohne Anwendung von Härte. Erlernen der Sprache des Landes und Erhaltung derselben. Schutz der Religionsfreiheit, aber Unterdrückung aller das Menschenleben und die öffentliche Sittlichkeit schädigenden Kulte. Andrerseits fordert Plath aber auch eine freundliche Gesinnung, nicht eine Begünstigung gegen die Missionsarbeit. Er sagt: „man lasse das Verkünden der christlichen Wahrheit an die Eingeborenen gewähren und wehre ihnen nicht, wenn sie Christen werden wollen. Ein paar Jahrzehnte solcher Entwickelung, und es wird schon klar sein, wem im geistigen Ringen zwischen den heidnischen Religionen der Eingeborenen und dem Glauben der Missionare der Sieg bleiben wird." Hier hat ein erfahrener Mann der Mission auf Grund seiner Beobachtungen das im einzelnen ausgeführt, was wir statutarisch in

§ 3 andeuten, daß die Mission auch die Aufgabe habe, die allgemeinen Kulturbestrebungen auf dem Gebiete der Kolonisation zu verfolgen, nach Möglichkeit zu fördern und für sich selbst daraus einen Segen zu schöpfen. Nach der Meinung des Herrn Missionsinspektors Plath soll es hinsichtlich dieser Fragen gewiß nicht bei theoretischen Erörterungen bleiben, sondern bei der unvermeidlichen Berührung zwischen Kolonisation und Mission wird es auf dem Boden der gemeinsamen Arbeit noch weit mehr zu Auseinandersetzungen, Ratschlägen und „Wünschen" kommen müssen. Und wir werden uns — wie gesagt — die Tendenzen einer solchen Kolonialverwaltung, die ja aus christlichen Verhältnissen des Mutterlandes hervorgegangen ist, nicht als eine christenfeindliche denken. Wir dürfen wohl die Analogie unserer eigenen heimischen Verhältnisse zu Hilfe nehmen. Wie bei uns das staatliche und kirchliche Leben von jeher in einer gegenseitigen Wechselbeziehung zu einander gestanden hat, wie die Segnungen auf beiden Gebieten dem Ganzen zum Nutzen und zur Förderung gereichten, so auch draußen. Wir haben es mit dem protestantischen Kirchenbegriffe zu thun, der über sich selbst hinausweist auf den Begriff des Gottesreiches, das eine Durchdringung aller Lebensverhältnisse auch der außerkirchlichen durch den Geist des Christentums erfordert. Und ebenso stehen wir auf dem Boden des protestantischen Staatsbegriffes, dem das religiöse Moment im Leben des Volkes sowenig wie das sittliche gleichgültig ist. Dem evangelischen Missionare darf nichts fremd sein, was durch den Geist des Evangeliums erreicht und veredelt werden kann. Von diesem Gesichtspunkt will es mich dünken, als ob man zu strenge zwischen Religion und Kultur scheide. Die letztere ist nicht eine ab- und losgelöste Frucht der Religion, sondern ist mit dieser verwachsen und also ein Bestandteil derselben.

In der Regel wird die Furcht vor den Kulturbestrebungen mit dem unsittlichen und eigennützigen Gebahren europäischer Kaufleute oder mit den Gefahren begründet, die der Mission aus kriegerischen Verwicklungen der Kolonie mit den Eingeborenen oder benachbarten Völkern erwachsen können. Oder man denkt an eine Möglichkeit, daß der Missionar sich zur Förderung nationaler, wissenschaftlicher oder kultureller Interessen verleiten und dadurch von seinem hauptsächlichsten Beruf, der Predigt und Seelsorge, abziehen lasse.

Was die letzte Befürchtung anbelangt, die, wie ich weiß, auf thatsächliche Vorkommnisse sich gründet, so hat eben jede Missionsgesellschaft auch mit der Unvollkommenheit und menschlichen Schwäche ihrer Arbeiter zu kämpfen, aber ein tüchtiger und wahrhaft frommer, von seinem Berufe erfüllter Missionar wird seine Hauptaufgabe gewiß nicht leicht aus dem Auge verlieren und nur soweit mit anderen Dingen sich befassen, als diese eben mit seinem Berufe im Zusammenhange stehen und durch die besonderen örtlichen Verhältnisse begründet sind. Hinsichtlich der anderen Befürchtung, daß, was man Kultur nenne, gerade die Religion untergrabe, wird es eben die Aufgabe der Mission sein, den Auswüchsen einer falschen Kultur zu wehren, Ungerechtigkeiten zu verhüten, Streitigkeiten zu schlichten. Bei einem solchen Gebahren wird der Eingeborene sehr wohl zwischen Freund und Feind zu unterscheiden wissen, wie denn auch thatsächlich Missionare in südafrikanischen Kolonien meines Wissens schon öfters den Frieden vermittelten. Derartige Bestrebungen sind gemeint mit den Worten unserer Statuten: Der Verein suche seine Aufgabe unter anderem zu erfüllen: „Durch

Pflege des christlichen Sinnes unter den in den Kolonien lebenden Glaubensgenossen.“ Sollte es unserem Missionar Spinner bei seiner Thätigkeit in der deutschen Kolonie Tokyos gelingen, auch den sittlich ernsten Lebensgeist unter der deutschen Bevölkerung zu fördern, so dürfte ohne Zweifel dieser Thatbeweis der christlichen Lebenskraft nicht ohne Segen für seine eigentliche Missionsthätigkeit bleiben. In noch höherem Grade bedarf es in den neuen Kolonien unter unkultivierten Völkern, wo der Willkür und Zügellosigkeit der Fremden Thür und Thor geöffnet ist, eines veredelnden und idealen Momentes, eines Gegengewichtes gegenüber den einseitigen Handelsinteressen, einer Erziehung zu wahrer christlicher Kultur, sonst dürfte es leicht geschehen, daß allmählich auch bei uns in Deutschland wie in England anno 1837 eine Aborigines Protection Society nötig würde. Die Entstehung dieser Gesellschaft für den Schutz der Eingeborenen ist ein schlagender Beweis, daß in den englischen Kolonien die sogenannten Kulturbestrebungen zu sehr losgelöst von den Grundsätzen des Christentums geübt wurden, und es läßt sich nicht leugnen, daß seit der Übernahme Indiens durch die britische Regierung und die damit zusammenhängende Zulassung der Mission vieles durch die Geltendmachung christlicher Prinzipien besser geworden ist. Wo in einer Kolonie sittliche Mißgriffe gemacht worden, da trifft auch die heimische Kirche bis zu einem gewissen Grade ein Vorwurf, sie hat ihren Einfluß zur Hintenanhaltung derselben nicht kräftig und nachhaltig genug geltend gemacht. Wenn gerade in unseren Tagen einzelne Vertreter der Mission sich so entschieden gegen ein Eingehen der Mission auf Kulturinteressen verwahren, so widersprechen sie sich durch ihr thatsächliches Vorgehen, so durch die Resolutionen der Bremer Konferenz (Oktober 1885), die mit ihrer Agitation gegen die übermäßige Branntweineinfuhr in die Kolonien eine wesentliche Kulturarbeit in die Hand genommen hat.

Wenn wir die Missionsberichte unbefangen durchlesen, so muß es uns auffallen, daß gerade auf den Gebieten die Arbeit am schwierigsten, opferreichsten und verhältnismäßig am erfolglosesten gewesen, wo es der Mission an einem gesicherten Rückhalt an einer europäischen Kolonialregierung fehlte. Zahn schildert in ergreifender Weise die Leiden der Missionsarbeiter in Westafrika, im Ewelande. „Es bedurfte sechs Tagereisen, bis man in die Stadt Peki kam. Bei jeder Krankheit, in jeder Not war der Missionar verlassen. An dieser Schwierigkeit, die in einem gesunden Klima nicht unüberwindbar gewesen wäre, ist lange der Missionsversuch gescheitert.“ Und an anderm Orte sagt er: „die Missionare arbeiten in einem Lande, wo kein Haus steht, in dem ein Europäer auf die Dauer wohnen könnte, in einem Lande, in welchem bisher noch nie so gebaut worden ist, wie es für ein ordentliches Haus nötig, in einem Lande endlich, wo, wenn auch der Bote Jesu gerne auf einen Königspalast verzichtet, doch das Klima ihm gebietet, ordentlich d. h. gesund zu wohnen. Dieselben Schwierigkeiten haben sich im Osten Afrikas ergeben, wo die Mission, dem Rate Livingstones folgend, bestrebt war, von innen nach außen zu wirken. Europäische Kulturwelt hat diese Mission nicht angetroffen. Trotzdem sind bei den ungeheuern Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, ihre Erfolge geringer, als sie in irgend einem andern Teile Afrikas, der unter dem Einfluß der Europäer steht, davon tragen könnte. (Vergl. E. M. M. 1884, S. 213). Und

über die Mission unter den Kaffern, schreibt Warneck in seinem Artikel über „protestantische Mission," (Herzog's Realencyklopädie): „Die bedeutendsten christlichen Kafferngemeinden befinden sich in dem britischen Kaffraria. Weit weniger ergiebig sind die nördlicheren Kaffermissionen." Für diese Unergiebigkeit macht er die unaufhörlichen Kriege, die furchtbare Despotie der Häuptlinge, die schwankende Politik der englischen Regierung, die Einfuhr des Branntweines und den verderblichen Einfluß der isolierten europäischen Civilisation verantwortlich. Es scheint also dort an einem gesunden, Zucht und Ordnung übenden Regimente noch zu fehlen und eben deshalb mangelt es auch der Missionsarbeit an Erfolg. Prof. Lucius hat in seinem Aufsatze über „Weltverkehr und Kultur in ihren Beziehungen zur Mission" (Z. M. R. 1886, S. 77 und ff.) auf Grund sorgfältiger Quellenstudien, insbesondere unter Hinweis auf Meinickes Berichte, dargethan, daß überall, wo eine Mission günstige Verhältnisse und Empfänglichkeit vorgefunden hat, Kultureinflüsse ihr vorarbeiteten und sie unterstützten, so in Polynesien, in Mikronesien, auf dem indischen Archipel, besonders in Madagaskar. Diese Thatsache wird nicht etwa dadurch widerlegt, daß in manchen sehr alten Kolonien, die schon längst unter europäischer Verwaltung stehen, verhältnismäßig wenig erreicht wurde. Es kommt dies eben daher, daß auf Gebieten wie z. B. den Molukken und Timor von der holländischen Regierung eine unverständige, rein äußerliche Kirchenmission betrieben und später aufgegeben wurde, oder daß man, wie auf Java seine Pflicht versäumte. Bekanntlich war auch in Indien lange Zeit die Mission ganz verboten oder aufs äußerste beschränkt, während nach den Berichten W. M. Youngs, Sekretärs bei der Pandschab-Regierung, ein neues Leben in die Christianisierung Indiens gekommen, seitdem sich die Regierung der Mission freundlicher zeigte. Aber dieser eifrige Freund der Mission wünscht, daß von seiten der christlichen Kolonialregierung unbeschadet ihrer religiösen Neutralität noch mehr geschähe. „O, daß in jedem Dorfe" — ruft er aus — „neben der Schule der Dorfmissionar wäre, der die Neutralität der regimentlichen Civilisation durch den Kern der biblischen Lehre ergänzte. Was die Evangelisation Indiens anbetrifft, so haben wir sie von dem demütigen, treuen Missionar zu erwarten. Seine Arbeit, die von aller weltlichen Machtunterstützung frei ist, erregt kein Mißtrauen. Die biblische Wahrheit, die in der Missionsschule dargeboten wird, begegnet keinem Widerspruch. Wann wird das britische Volk seine Verantwortlichkeit auf sich nehmen und für die geistliche Wohlfahrt des Volkes so viel thun wie der Staat für die Rechtspflege und den Frieden gethan hat?"

Auch aus diesen Zeilen lesen wir wieder eine hohe Wertschätzung des Zusammenwirkens von Civilisation und Mission und es scheint mir auf Grund der angeführten Thatsachen und Erfahrungen geradezu ein nationale Pflicht zu sein, daß man, soweit die Missionskräfte nicht schon auf anderen Gebieten in Anspruch genommen sind und die Mittel es verbieten, auf den von anderen Missionen noch unbesetzten deutschen Kolonien in die Arbeit trete. Es scheint mir für unübersehbare Zeiten den deutschen Missionsvereinen das Gebiet ihrer Thätigkeit vorgezeichnet zu sein, soweit es sich um neue Unternehmungen handelt. Sie sollen Angefangenes nicht aufgeben. Wir können deshalb auch den Beschluß des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, das Werk in Japan durch neue Opfer zu stärken und zu festigen,

nur von ganzem Herzen begrüßen. Wir würden es aber für ungeeignet halten, wenn bei den nächsten Entschließungen von der Arbeit in den deutschen Kolonien abgesehen würde. Dort haben wir den geeignetsten Boden, auf dem deutsche Religionsauffassung und deutsche Kulturarbeit zu gegenseitigem Segen sich die Hände reichen können. Mit den Vertretern der älteren Missionsvereine, so insbesondere mit Warneck, stimmen wir ein in die Worte: „kaufet die Zeit aus!" und in das Urteil, daß die deutsche Kolonialbewegung, sofern sie auch in ihren Motiven und Zielen in dem Reiche Gottes stehe, eine große, göttliche Missionsgelegenheit biete, wir teilen aber nicht die immer wiederkehrende Befürchtung, daß durch die Berührung mit den Kulturzwecken der Kolonisten dem wahrhaft christlichen Missionar eine Gefahr erwachse, oder gar dem ganzen Missionswesen hinsichtlich seiner Methode und Ziele eine Verweltlichung drohe. Die Zeiten sind, wie ich glaube, vorüber, wo, wie in den Tagen Konstantins die Änderung der Verhältnisse eine Verweltlichung der religiösen Arbeit befürchten ließe. Beide Gebiete, Staat und Kirche, kennen zu genau ihre Grenze, als daß ein völliges Vergessen und Außerachtlassen derselben denkbar wäre. Die Mission wird sich ihrer rein religiösen Aufgaben und Mittel bewußt bleiben und, so weit sie die Kulturarbeit in ihren Bereich zieht, dieselbe als einen notwendigen Weg zu ihrem höchsten religiösen Ziele betrachten.

Sie wird sich aber gern und dankbar an die Segnungen einer staatlichen Kultur, sofern auch diese mit dem christlichen Lebensgeiste nicht im Widerspruche steht, anlehnen und sie zu ihren Zwecken nutzen.

Englische Maimeetings.

Von Missionar Otto Schmiedel.

Die Leser unserer Zeitschrift kennen Spinners Berichte aus England (1886, II). Wie er, so habe auch ich während meines vorbereitenden englischen Aufenthaltes eine Anzahl der bekannten Missions-Maimeetings besucht. Am interessantesten für mich war eins der London Missionary Society, der Gesellschaft, welche die nicht zur Staatskirche Gehörigen, die Nonkonformisten und Independenten umschließt. Zogen mich schon die Verhandlungsgegenstände, China und Neuguinea an, so noch mehr die Person des einen Redners, den ich schon ein Jahr vorher durch die Lektüre seines Buches liebgewonnen hatte, des Rev. J. Chalmers aus Neuguinea.

Mit einem deutschen Freunde kam ich wenige Minuten nach Beginn der Versammlung bei Exeter Hall an. Wir wurden nicht eingelassen, da, wie die Thorhüter mit sehr zufriedener Miene versicherten, kein Stuhl mehr vorhanden sei. Als ich aber erklärte, ich sei ein Missionar und wünsche dringend Mr. Chalmers zu hören, so wurden wir freundlich um die Ecke gewiesen und fanden denn von da einen bequemen Zutritt und den ungeheuern Raum nur zu drei Viertel gefüllt. Von den Anwesenden waren nur etwa ein Viertel Herren und diese meist Geistliche, die besondere Sitze auf der Plattform einnahmen.

Den ersten Bericht aus dem Heidenlande gab Rev. Jonathan Lees aus Tientsin, der seit 25 Jahren in China thätig ist.

China, so begann er, hat einen besonderen Anspruch darauf, von England die Segnungen des Evangeliums zu empfangen, denn einmal kann es verlangen, daß die britische Nation eine alte schwere Schuld, die Einführung des Opiums, wieder gut mache, wenn das überhaupt noch möglich ist, andrerseits aber ist es klar, daß die politischen und Handelsinteressen beider Länder auf das engste verknüpft sind.

Früher war China für Europa tot, jetzt beginnt sich überall das Leben zu regen. Das alte Kulturreich des Ostens eignet sich die Errungenschaften der neuen westlichen Kultur mit erstaunlicher Schnelligkeit an. Sein Heer, seine Marine, sein Handel, seine Industrie, seine Wissenschaft nimmt einen ungeheuren Aufschwung. Seine politische Bedeutung, früher ganz unterschätzt, wächst von Jahr zu Jahr. Es ist auf dem Wege, eine Weltmacht zu werden. Eine merkwürdige Bestätigung dieser Ansicht fand der Redner auf dem Heimweg von Tientsin nach London, wo er Zeuge eines Gespräches von drei Europäern, eines Deutschen, Schweden und Dänen war, welche lange genug in China gelebt hatten, um ihren Horizont zu erweitern und ihre nationalen Vorurteile abzustreifen. „Deutschland, Spanien, Schweden, Frankreich haben jedes eine Zeit lang die Führerrolle in der Weltgeschichte besessen, England hat sie jetzt, in Zukunft wird sie China zufallen", das war ihre übereinstimmende Ansicht.

Mit einem so gewaltig aufstrebenden Volke sich zu verbinden, ist für England eine politische, ihm die Aneignung europäischer Kultur zu erleichtern, eine moralische Pflicht.

Hier aber erhebt sich die Frage, ob es diese Kultur erhalten soll mit oder ohne den christlichen Glauben. China bedarf des Evangeliums nicht, so hört man oft genug behaupten. Wie verkehrt! Mag man die Ethik des Konfucius noch so sehr bewundern, die lebendige und lebenschaffende Kraft der Religion des Kreuzes ist ihr nicht verliehen, mag man all das Schöne in dem überlieferten Charakter Buddhas anerkennen, der heutige Buddhismus in China ist „der krasseste Götzendienst, der natürliche Bundesgenosse von Unwissenheit, Aberglaube und Immoralität."

Für die Notwendigkeit des Christentums in China nur zwei Beispiele anstatt vieler.

Vor wenigen Jahren, als ungeheure Wasserfluten das Land verwüsteten, suchte einer der aufgeklärtesten Staatsmänner, ein Konfucionist, Rettung, indem er in einem Tempel vor dem vermeintlichen Urheber des großen Elends, einer kaum zolllangen Wasserschnake, sich niederwarf und Weihrauch opferte.

Vor wenigen Monaten machte ein altes Ehepaar, verzweifelt über seinen ungeratenen Sohn, von seinem Elternrecht Gebrauch und tötete ihn. Zurückgekehrt von der Exekution, fanden die Eltern, daß die Witwe des Sohnes zuerst ihr Kind und dann sich erdrosselt hatte. Der Magistrat belobte öffentlich die Tugend des Weibes und sorgte für ein glänzendes Begräbnis.

Wo solch ein sinnloser Aberglaube, wo solch eine Verkehrung des öffentlichen Gewissens herrscht, da muß das Christentum eingreifen.

Aber hat es denn auf Erfolg zu rechnen? Es ist wahr, nationales Vorurteil, welches glaubt, keine Wahrheit aus fremder Hand empfangen zu brauchen, vor allem aber der im chinesischen Volkscharakter so tief eingewurzelte Materialismus setzen seinem Vordringen ein starkes Hindernis ent-

gegen; auf der andern Seite aber sichert die sprichwörtliche Toleranz, Neugierde und Höflichkeit des Volkes jedem begeisterten Prediger ein großes Auditorium. Ja, noch mehr als das, wirkliches Heilsverlangen ist oft da zu finden, wo man es entfernt nicht vermutet. Als Beleg hierfür schildert der Redner, wie er bei einer Reise ins Innere Chinas in einem Dorfe nach einer kurzen Ansprache tagelang zurückgehalten worden sei, um der heilsbegierigen Bevölkerung das Evangelium zu predigen; wie er in seiner Kapelle in Tientsin von der dichtgedrängten heidnischen Versammlung eines Sonntag Abends ein freudiges Bekenntnis zum christlichen Glauben vernommen habe; wie besonders in den zahlreichen politischen und religiösen Sekten, die in den bestehenden Verhältnissen kein Genüge fänden, ein Entgegenkommen gegen das Christentum zu bemerken sei. Nur die Scheu, die neue Religion von den Fremden aufzunehmen, halte diese vielfach von einem offenen Bekenntnis zum Christentum zurück, während sie gern bereit seien, es aus zweiter Hand, durch ihre Landsleute, zu empfangen.

Ein Blick in die Zukunft Chinas müsse daher jeden Missionsfreund mit Zuversicht erfüllen, wie ein Rückblick auf die letzten fünf und zwanzig Jahre ein stetes Wachstum der Missionsarbeit und des Missionserfolges zeige.

Freilich klagt Missionar Lees trotz des erzielten Erfolges darüber, daß manches Mal teils durch politische Ereignisse, teils durch unbekannte Gründe veranlaßt, eine Zuhörerschaft, die er schon gewonnen zu haben glaubte, plötzlich ausbleibt, und ein dauernder Zuwachs für die christliche Kirche nicht erzielt wird. So wird neben der Predigtmethode, welche er befolgt, auch die andere ihren Wert haben, durch christliche Schriften das chinesische Volk zu beeinflussen, wie dies neben andern unser Missionar Faber thut. Sie wirkt vielleicht langsamer, aber sicherer.

Der zweite auswärtige Redner des Tages war J. Chalmers. Schon seit meinem Eintritt hatte ich unter den Rednern auf der Plattform nach ihm gesucht. Schließlich blieb mein Blick an einem breitschultrigen Mann mit tief gebräuntem Gesicht hängen. Der muß es sein, der seit 21 Jahren als Missionar in den Tropen thätig ist, der unter der glühenden Sonne Neuguineas nun schon neun Jahre ausgehalten, der den Kannibalen, die mit Speeren auf ihn einstürmten, ohne Revolver, allein durch seine persönliche Erscheinung so und so oft imponiert hat. Und er war es. Unter minutenlangem stürmischen Applaus begann er mit einer Stimme, wie ich sie kräftiger noch nicht gehört habe, seine Rede. Nach einer kurzen Schilderung der Lage Neuguineas kam er auf die Aufrichtung des deutschen Protektorats im Nordosten der Insel zu sprechen.

„Es wäre vielleicht besser gewesen, wir hätten die ganze Insel in Besitz genommen, aber die Deutschen haben einen Teil sich angeeignet, und wir wünschen ihnen alles Gute in ihrer Thätigkeit. Sie senden Missionare aus, welche, wie ich denke, nach einem bessern Plan als wir in unserm Lande ihre Aufgabe anfassen. Es mag dies der eisernen Regel Bismarcks zu verdanken sein, welcher sagt, es dürfe keine Missionsgesellschaft der andern ins Gehege kommen. Ihr geht hierhin, die Römisch-Katholischen dorthin, eine andere Gesellschaft an einen dritten Platz u. s. f.“ Die Mission der Londoner Gesellschaft dagegen hat in Neuguinea sowohl wie auf den Südseeinseln und in Australien viel zu dulden von den Übergriffen fremder, be-

sonders römisch-katholischer Gesellschaften. Trotz dieses Benehmens, welches weder gentlemanlike noch christlich ist, geht das Werk vorwärts.

Wie es Chalmers angreift, um die Kannibalen für das Evangelium zu gewinnen, das schildert er hier und in einer im Meeting der Religious Tract Society gehaltenen Rede in den lebhaftesten Farben.

„Sie dürfen nicht denken, daß in Neuguinea die Missionare in schwarzem Rock und weißer Halsbinde einherspazieren." In seinem leichten Reisekostüm setzt sich Chalmers mitten unter die Wilden und beginnt zu erzählen: von fremden Ländern, von den Gebirgen im Mond, kurz von allem, was ihr Erstaunen und ihre Aufmerksamkeit zu reizen imstand ist. Dann kommen auch biblische Geschichten an die Reihe, von Adam und Eva, Kain und Abel, Wunder und Gleichnisse Jesu, und — eine besonders beliebte Erzählung — von Noah und der Flut. Ein andermal beginnt er die fünf Vokale zu lehren. Aber das erfordert lange Zeit, und am andern Tage kommen die zahmen Wilden und haben alles vergessen. Die Gottesdienste dürfen nur 10—20 Minuten dauern und werden bei Sonnenauf- und Untergang gehalten. In einheimische Sitten darf man nicht zu schroff eingreifen. „Wenn wir einen Mann mit mehr als einer Frau antreffen, so bestehen wir nicht auf Entlassung aller bis auf eine. Wir sehen das so an. Wenn wir sagten: du mußt deine Frauen entlassen und nur eine behalten, ich fürchte, er würde die alten Damen fortschicken und sich eine junge nehmen. Was blieb den andern nach dem Landesgebrauch anders übrig, als Selbstmord? Wie könnten wir das verantworten, die wir die Liebe zu allen Menschen zu predigen haben?" — Das Kirchliche darf nicht einseitig hervorgekehrt werden. Wir kommen nicht als high oder low church „Pastoren", nicht als Baptisten- oder Kongregationalisten-Prediger zu den Wilden, sondern „als Menschen zu Menschen" und „es ist nicht sowohl die Predigt, als das Leben, welches die Herzen der Wilden gewinnt", das sind Chalmers Grundsätze, und der Erfolg zeigt, daß sie richtig sind.

Wenn die Kinder in den Missionsstationen sich um ihn drängen und ihm zujubeln, wenn er mit ihnen spielt und um die Wette läuft, wenn die Erwachsenen ihm seine Freundlichkeit mit gleicher Freundlichkeit vergelten, wenn ein Regenmacher, den er ein kurzes christliches Gebet gelehrt, — mehr konnte er nicht verstehen, — die Speere der Feinde in seiner Brust auffängt und in seiner letzten Stunde nichts so sehnlich begehrt, als von dem freundlichen weißen Mann die letzten Worte des Trostes zu hören, wenn Männer, die vor drei, vier Jahren noch Menschenfresser waren, jetzt ordinierte christliche Prediger sind, — so ist eben die Arbeit an den Wilden nicht vergeblich gewesen.

Freilich um Erfolg zu haben, dazu gehört eben ein Mann wie Chalmers, der mit den Kannibalen „ißt, wohnt und schläft", der mit der Begeisterung eines Paulus seinen Landsleuten in England zurufen kann: „Gebt mir die 21 Jahre meines Missionslebens wieder mit allen ihren Erfahrungen, mit ihren Schiffbrüchen, mit ihrem Stehen im Angesicht des Todes; laßt mich wieder umringt sein von den tobenden Wilden, laßt die Speere auf mich fliegen, die Keulen mich zu Boden schmettern: Ich will doch ein Missionar sein."

Außer den beiden Missionaren sprachen in dem vierstündigen Meeting noch vier Redner, die zum Teil auch für unsere deutsche Missionsarbeit sehr beachtenswerte Bemerkungen machten.

Allerdings konnte ich als Fremder leicht beobachten, wie in England die Mission manchmal zu einseitig mit dem nationalen Interesse sich verbindet. Ließ sich schon aus Chalmers' Rede eine Verstimmung über die deutsche Schutzherrschaft in Neuguinea heraushören, so ging der Sekretär der Gesellschaft sogar so weit, zu fordern, daß man die eingeborenen Prediger doch immer nur als „Hilfstruppen" benutzen und die Heidenkirchen nicht von der Leitung der englischen Kirche befreien dürfe, denn „wenn auch Gott durch sie gepriesen werden mag, so würde doch unser Ruhm von uns weichen." Solchen Aussprüchen gegenüber ließen sich jedoch in demselben Meeting auch andere Stimmen hören, wie die des Vorsitzenden, welcher davor warnte, „allzu eifersüchtig" gegen andere kolonisierende Mächte zu sein und die des Missionars von China, welcher die Notwendigkeit betonte, die Chinesen ihre eigenen Wege gehen zu lassen, wenn sie nur das Christentum annehmen.

Eine andre Frage, die mit der nationalen eng zusammenhängt, wurde ebenfalls mehrfach berührt, die nach der Verbindung von „Handel und Mission". Wenn es auch feststeht, daß England seine Missionen oft genug wesentlich als Pioniere seines Handels benutzt hat, so ließ sich doch hier die Mißbilligung dieser Praxis deutlich erkennen. Chalmers sagt: „Ich habe in meinem Missionsgebiet noch keinen Mann, keine Frau, kein Volk getroffen, das durch Eure Civilisation civilisiert worden wäre." „Evangelium und Handel, ja, aber bedenkt: das Evangelium muß die Hauptsache sein;" und ein anderer Redner: Handel und Mission müssen zusammengehen, aber das Evangelium, welches England bringt, kann nur wirken, „wenn Englands Schiffe nicht länger Bier und Schnaps, Trunk und Tod, zu andern Nationen tragen, wenn es sich gereinigt hat von dem abscheulichen Opiumhandel, wenn nicht allein seine Söhne in der Heimat rein, sondern auch seine Kolonisten in der Fremde Muster sind, wenn die Schiffe, welche die englischen Häfen verlassen, mit einem reinen Passe hinausfliegen, mit der Liebesbotschaft vom Kreuz."

Jeder kann aus diesen Worten heraushören, wie scharf die gemachten Fehler erkannt und verurteilt werden, eine wie einschneidende Kritik diese Männer trotz allen Stolzes auf ihr nationales Missionswerk und auf ihre „große Gesellschaft" an sich selber üben.

Es weht überhaupt ein frischer, kräftiger Geist unter ihnen, der sich von einem einseitig engherzigen Kirchentum und Sektenwesen ebenso fern hält, wie er die Gegner der Mission und des Christentums mit schneidiger Schärfe bekämpft.

„In strengem Kontrast, wie Ihr wißt", so hebt ein Redner besonders energisch hervor, „zu der Verfassung aller andern Missionsgesellschaften trägt die unsrige keinen kirchlichen Stempel." „Manche halten es für eine Schwäche." Aber „diese kirchliche Schwäche ist geistige Stärke." „Freiheit und Einheit sind unsere Prinzipien. Freiheit in Betreff der Form und der Verwaltung, Einheit in der Anerkennung des ewigen Evangeliums Gottes". Wenn die von uns gepflanzten Heidenkirchen in „der Ausübung dieser ihnen gepredigten Freiheit und durch das völlig freie Studium des Evangeliums" zu unsrer Form des Christentums bekehrt werden, so freuen wir uns. Gesetzt aber, sie studieren das Neue Testament mit „offenen Augen und neu erwachtem Gefühl für sich selbst und organisieren eine von Kongregationalismus, Episkopalkirche, Presbyterianismus, ja vielleicht von jeder bisherigen

Form der christlichen Kirche verschiedene christliche Gemeinschaft, welche schöner und apostolischer ist als irgend eine bisher existierende, sollen wir es ihnen verbieten? Da sei Gott vor!"

Aber auch da sei Gott vor, daß wir uns imponieren lassen von den „fertigen Rechnern", welche uns beweisen, die Mission sei ein nutzlos Ding. Hätte Paulus gerechnet, statt zu handeln, wann wäre England christlich geworden? Sie sagen uns, das „Christentum sei bankerott." „Ja, ebenso wie Staat, Gesetzgebung, Kunst, Wissenschaft, Industrie und jede edle Bestrebung", die nun in 1900jähriger Entwicklung aus dem Christentum hervorgegangen sind. Sie predigen uns statt des Dienstes Gottes den der Menschen. Gut! „Aber wie kann ein Dienst der Menschheit bestehen, wenn er nicht in die Fußstapfen des Menschensohnes tritt, der in die Welt kam, um den Menschen zu dienen?" Was ist der Dienst der Menschheit, wenn er nicht den Tomahawk und den Speer dem Wilden aus der Hand nimmt und ihm Spaten und Sichel reicht, wenn er nicht die blutigen Gelage verwandelt in harmlose Feste, die schamlose Unsittlichkeit umgestaltet zu christlicher Sitte, den Stämmen, die in unerhörter Unwissenheit dahin leben, den Schlüssel der Erkenntnis reicht, den alten Kulturvölkern des Ostens die höhere Kultur des Westens bringt? Was ist dieser Dienst der Menschheit, wenn er nicht das Himmelslicht hineinscheinen läßt in das Getriebe des Alltagslebens, wenn er nicht den Mühseligen und Beladenen ihre Last erleichtert, wenn er nicht die Todesfurcht überwindet mit dem Triumphgesang: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?"

Das ist der Dienst der Menschheit, wie ihn das Christentum seit 19 Jahrhunderten geübt hat, wie ihn die Mission heutzutage fortwährend predigt und übt.

Wir hören hier kräftige Worte gegen einen Positivismus in und außer der Kirche. Beide sind allerdings stark vertreten. Aber das ist gerade das Wunderbare am englischen Volk, daß es, wie sehr es auch seiner Mehrzahl nach zu einem kirchlichen, seiner Minderzahl nach zu einem materialistischen Positivismus neigen mag, immer wieder das Heilmittel gegen beide in sich selbst trägt durch den einzig heilsamen und wahren Positivismus, den der religiös-praktischen Thätigkeit.

Mag auch der high churchman urteilen: „low church: no church" oder „slow church", und der low churchman das Kompliment zurückgeben mit „high church: dry church", mögen sie beide auf alles, was nicht zur Staatskirche gehört als „chaple people" von oben herunterſehen, und die Nonkonformisten und Independenten wiederum gegen den Formalismus der Staatskirche, gegen das prayer book mit seinen jeden Sonntag in katholisierender Weise heruntergeleierten Gebeten und seinem eintönigen Psalmodieren zu Felde ziehen, — praktisch thätig sind sie doch alle. In den freiwilligen Liebeswerken sind sie groß. Die Mission aber vor allen Dingen ist Ehrensache der ganzen englischen Nation.[1]) Wenn nun auch die high

[1]) Wie anerkennend selbst ein Mann wie Darwin von der Mission spricht, ist ja bekannt. Aber noch mehr. Auf einer seiner Reisen hatte er die Patagonier kennen gelernt und sie für kulturunfähig erklärt, nachdem er aber in Erfahrung gebracht, daß Missionare der Londoner Gesellschaft in einem Zeitraum von wenigen Jahren wesentliche Fortschritte in der Civilisierung der stumpfsinnigen patagonischen Bevölkerung gemacht hatten, sandte er der London Missionary Society alljährlich einen Missionsbeitrag.

church Gesellschaft „Propagation of the Gospel“ gegen die nonkonformistische London Missionary Society sich vornehm zurückhält, so ist doch die größte, die Church Missionary Society, in der vorzüglich die low church wirkt, eine Gesellschaft, die sich mit den beiden andern zu stellen weiß. So ist trotz kleiner Eifersucht hie und da doch Friede im Innern einer Sache, die wie keine andere den Zweck hat, den Frieden nach außen zu bringen. Könnte es nicht in Deutschland auch so sein?

Aus Japan.

Von Pfarrer Spinner in Tokyo.

Pilgergewänder.

Die Pilger tragen ein weißes Gewand. Je dunkler, resp. beschmutzter ein solches durch langes Tragen geworden, um so mehr wird's geschätzt. Als besonders kostbar gilt das Kleid, das mit den Stempelabdrücken berühmter Wallfahrtstempel, dem testimonium praesentiae, versehen ist. Gesund wird der Kranke, der ein solches Gewand anzieht.

Marienbilder.

In Tokyo giebt es einen Tempel der Kishibojin,[1]) wo das hölzerne Bild der Göttin eine auffallende Übereinstimmung mit den Marienbildern aufweist. Nach japanischen Berichten soll es ein wirkliches Marienbild sein, das im 17. Jahrhundert durch die Mission der Jesuiten nach Japan kam.

Schutz gegen Cholera.

Während der letzten Choleraepidemie wurden von den Tempeln unzählbare Mengen von Schutzzetteln (Ofuda) an die Gläubigen verkauft, so z. B. beim Kuwannontempel in Asakusa (Tokyo) vom 1.—7. August 1886 50000 Exemplare und bis Ende August immer noch 2000 — 3000 per Tag. Der Buddhismus ist noch eine Macht im Lande!

Andere Leute scheinen mehr Vertrauen in die modernen Schutzmittel gesetzt zu haben und, um sich recht gründlich zu desinfizieren, tranken sie Karbolsäure. So starb eine Frau, die eine Chawan (Theetäßchen) von diesem Stoffe ausgetrunken.

Römische Liebenswürdigkeit.

Ein japanischer Student, der im Herbste aus den Ferien nach Tokyo zurückkehrte, erzählte mir folgendes: „Ich fuhr von Tokyo nach Kobe. Auf dem Schiffe fragte mich ein französischer „Mönch“ in Japanisch, was ich studiere. Ich antwortete: „Deutsche Sprache.“ „Schrecklicher Mensch!“ erwiderte er mit abwehrender Bewegung, „mit Ihnen kann ich nicht sprechen. Wenn ich mit Ihnen Deutsch spräche, so würde meine Zunge verderben, und ich müßte sterben darnach. Deutsch wird unter den „Bayern“ gesprochen, Französisch unter den höchsten Ständen und Englisch unter den Kaufleuten.“ Zornig wandte er sich ab von mir.“

---

[1]) Die indische Harite, eine kinderfressende Göttin, die, von Buddha bekehrt, zur Kinderbeschützerin wurde. Sie ist eine der Göttinnen, die mit einem Kinde in den Armen abgebildet wird.

Suitengu no Matsuri.

Beim Jahresfest des Suitengu (Wassergottes) in Tokyo am 5. September war dies Jahr eine außerordentliche Menge von Leuten beim Tempel des Gottes, so daß man das Heiligtum des Gedränges wegen schließen mußte. Mehrere verunglückten. Es traf das Fest mit dem Inu no hi oder Inu no tsuki, Hundstag, zusammen, und es ist Volksglaube, daß, wer unter so günstiger Konstellation den Tempel besucht, besonderes Glück sich zuwende.

Eine neue Religion.

Sie nennt sich Hai kinshiu oder Shōbai no susume, Religion, die das Geld anbetet. Dem leider unbekannten japanischen Erfinder ist es übrigens voller Ernst mit seinem Mammonsdienst, und er begründet ihn recht rationell damit: „Nichts ist nötiger als das Geld. Nichts herrscht mehr in der Welt als das Geld. Es steht über göttlicher und menschlicher Autorität, folglich verdient es religiöse Verehrung, ja geradezu Anbetung."

Ein buddhistischer Luther.

Vor einigen Tagen (November 1886) hat ein buddhistischer Priester, der nach Kitabatak's Vorbild die jetzt beliebte Bahn der Reform wandeln will, bei Asakusa bashi (Tokyo) ein Bild Amidabuddhas und heilige Schriften, die Amida betreffen, verbrannt. Man will in diesen Kreisen nur den historischen Buddha und seine reine Lehre gelten lassen. Dieser interessante buddhistische Rationalismus scheint übrigens die Erfahrung aller doktrinären Aufklärung zu machen: das Volk versteht ihn nicht, und die Gebildeten erfaßt er nicht.

Ein Heiliger im Theater.

Gegenwärtig (November 1886) werden im Theater Nichiren Ichidaiki (Tokyo) die Lebensschicksale des Nichiren[1]) dargestellt. Die Gläubigen sind dabei so sehr ergriffen, daß sie, wie im Tempel dem Gottesbild, dem den Nichiren darstellenden Schauspieler Geld zuwerfen in den Momenten, da der Heilige von seinen Feinden verfolgt wird.

Die Baukunst der Chinesen.

Von Missionar Ernst Faber.

(Abdruck aus dem Ostasiatischen Lloyd.)

Bei allen Völkern steht die Kunst im engsten Zusammenhang mit der Religion. In der Religion umfaßt der Mensch alle Gedanken seines höheren Geisteslebens. Obschon auf Erden wandelnd, gehören wir doch nicht der Erde an, wir sind göttlichen Geschlechts. Diesen Gottesfunken, den Geist, der ihn entzückt, sucht der Künstler in seiner Weise in Form zu fassen. Die Sprache wird zur Poesie, die Stimme zum Gesang, der Ton lebloser Dinge zur Musik. Klang und Rhythmus, tiefe Empfindung und schwungvoller Gedanke, kennzeichnen diese subjektiven Künste. Etwas anders geartet sind die objektiven: Architektonik, Plastik und Malerei. Die Schwere der Masse wird in der Baukunst beherrscht durch Maß und Anordnung. Aus der Tiefe erhebt sich der Bau über dem symmetrischen Grundriß, steigt empor in ent-

[1]) Ein buddhistischer Priester, † 1280 n. Ch., Gründer der Nichirensekte.

sprechender Gliederung und schließt sich oben ab wie der Baum in seiner Krone oder wie die irdische Welt im Himmelsgewölbe. Die Plastik bildet die Idee lebensvoller Bewegung hinein in starren Stein und in totes Metall. Die Malerei zaubert auf eine kleine Fläche den Inhalt weiter Räume, sie fesselt den flüchtigen Augenblick und spiegelt im Schmelz der Farben das seelenvolle Wesen der äußern Natur wie des menschlichen Herzens. Kunst ist Darstellung des Schönen. Aus jedem echten Kunstprodukt spricht Geist zu uns, der ins Göttliche strebt, der nur in der Idee der Schönheit seine reinste Form anerkennt und in höchster Vollendung alles Stofflichen seine Befriedigung findet. Auch die realistische Kunst idealisiert, denn sie schließt das Häßliche aus. Das Wesen des Schönen ist Harmonie, nicht nur der einzelnen Teile des Kunstwerkes zu einander und zum Ganzen, sondern auch zu unserm eigensten Denken und Empfinden. Dadurch ist die Geschichte der Kunst bedingt wie auch die Verschiedenheit der Kunst bei verschiedenen Völkern. Unser Denken und Empfinden in Beziehung auf Kunstgegenstände ist der Kunstgeschmack. Die Mannigfaltigkeit desselben ist bekannt. Geschmack und Besonderheit der Kunst bedingen einander. Die chinesische Kunst ist ebenso verschieden von deutscher, wie chinesischer Geschmack sich von deutschem unterscheidet. Immerhin haben wir anzuerkennen als ein Zeichen ächter Civilisation, daß die Chinesen sämtliche Künste von altersher gepflegt haben und noch pflegen. Ein sorgfältiges und detailliertes Werk über chinesische Kunst wäre sehr erwünscht. Für jetzt würde selbst eine flüchtige Skizze uns zu weit führen, darum nur einige Gedanken über die Baukunst der Chinesen. Auf den Bildern chinesischer Landschaften sind stets Pagoden die Hauptzierde, außerdem zeichnen sich Klöster und Tempel, sowie Ahnenhallen unter den Gebäuden, aus. Alle diese Bauten dienen religiösen Zwecken. Die Pagoden sind nicht chinesische Erfindung, sie stammen aus Indien und sind buddhistischen Ursprungs. In der Erklärung des Namens „Pagode" sind leider die Herren Doktoren und Professoren noch nicht einig. Sehr gelehrt ist der Versuch aus dem Persischen *but:* Götzenbild und *kadah:* Tempel, also: „Götzentempel". Ebenso unstatthaft ist das Portugiesische *pagâo* = *paganus.* Wahrscheinlich ist das Wort eine Korruption der Aussprache von *dagoba*, kurz *dagob*, für *dhâhu gopa*, Körperbewahrer, wodurch der Zweck angedeutet wird. Der alte Sanskritname ist *Stupa*, im heutigen Dialekt *Tope*, damit wird die äußere Beschaffenheit bezeichnet, welche ursprünglich die Tumulusform war. Diese Form ist Symbol der Wasserblase, des Bildes der Vergänglichkeit irdischen Daseins. So viel steht fest, daß die Pagoden Grabdenkmäler sind, welche über den Resten heiliger Knochen verstorbener Buddhas errichtet wurden. Das Bild der Vergänglichkeit genügt jedoch dem religiösen Bedürfnis nicht, man suchte und fand einen Ausdruck für das Verlangen nach dem Ewigen. Dieses ist die moderne mehrstöckige Pagode, das Symbol des heiligen Berges Meru, das Abbild des Universums. Jede Abteilung ist von besonderen Buddhas bewohnt gedacht, deren Bilder man wohl in Nischen aufgestellt findet. Die vorspringenden Schirmdächer (Chaitya) fügen die himmlische Welt der irdischen hinzu. Auch in den Ornamenten findet sich mancherlei Symbolik. Es ist überhaupt charakteristisch für religiöse Kunst, daß jede Form Ausdruck eines religiösen Gedankens ist. Damit ist die Gefahr verbunden, daß die Symbolik sich ins Unnatürliche verirrt, das Schöne durch bizarre Gedanken verdrängt wird. Derselbe Verfall der Knnst zeigt sich aber auch in rein weltlichen Formen, sobald die Genialität ächt künstlerischen Schaffens erlahmt und die Kunst zum Mittel für andere Interessen herabsinkt.

Es wäre interessant, nachzuweisen, in wie weit dieser indische Pagoden-Baustyl in China national-chinesisch umgestaltet worden ist. Bemerkenswert ist jedenfalls die Verbindung der Holzkonstruktion mit der von Stein. Die

Gesimse, Portale, Dächer, die Ornamente und Reliefskulpturen scheinen ächt chinesisch zu sein und verdienen mehr Aufmerksamkeit, als ihnen bisher zuteil wurde.

Ächt chinesisch und national im Charakter ist die Bauart der Tempel und Ahnenhallen. Beide zeigen dieselbe Grundform. Der Tempel ist nur eine abgezweigte Form der Ahnenhalle. Die Naturgötter der alten Chinesen wurden nicht in Tempeln, sondern auf Altären im Freien verehrt. Die Ahnenhalle wird in der alten Litteratur „Tempel" genannt. Der religiöse Gedanke ist deutlich erkennbar. Die Naturgottheiten dachte sich der Chinese nicht anders als in der Natur wirkend, für sie paßt kein Haus. Die Seelen der Verstorbenen dagegen fühlen noch dieselben Bedürfnisse wie im Leben. Diese Bedürfnisse suchen auch noch heute die Nachkommen ihren abgeschiedenen Vorfahren in besonderen Räumen zu gewähren. Der Ahne war aber stets der Stammvater einer größeren Familie oder eines Clan, ihm gebührte daher die Auszeichnung, welche ein Stammesfürst im Leben genießt. Dieses ist unter Nomadenstämmen besonders ein größeres und reicher ausgestattetes Zelt, als die übrigen Stammgenossen zur Verfügung haben. Diese ursprüngliche Zeltform ist unverkennbar auch in der späteren Holz- und Steinkonstruktion.

Die modernen Tempel sind ebenfalls größtenteils Verstorbenen geweiht. Diese wurden jedoch als Götter staatlich anerkannt und werden als Götzen, nicht als Ahnen, angebetet. Mit dieser Art Tempel beginnt die Vollskulptur, meist in Lebensgröße, oft in kolossalen Figuren, noch öfter aber in Miniatur. Die Ahnenhalle hat keine Skulptur außer Reliefarbeiten, oft von großer Schönheit, welche auch in Tempeln selten fehlen. In den Tempeln und Hallen sind auch die Säulen bemerkenswert. Die Holzkonstruktion der Dächer bietet ebenfalls große Mannigfaltigkeit und ist selten ohne eigentümliche Schönheit. Die großartigsten Tempel chinesischer Bauart sind wohl stets die dem Konfucius geweihten, obschon die des Stadtgottes an manchen Orten damit wetteifern.

Mit den Tempeln im Grundtypus verwandt sind die *Yamuns* oder Gerichtshöfe der Mandarine. Es scheint da jedoch der Lager-Typus die leitende Idee zu sein. Die Ausführung ist weniger künstlerisch als imposant durch Raumverschwendung. Sie verhalten sich zu den Tempeln wie Prosa zur Poesie.

Noch ist zu erwähnen der Altarbau für die Verehrung des Himmels durch den Kaiser in Peking. Der Altar war im Altertum ganz ohne Dach. Jetzt unterscheidet man eigentlich noch immer den Altar von dem Kuppelgebäude. Der Altar im Freien ist der Himmelsmacht im allgemeinen geweiht. Unter dem Kuppelbau, welcher ein Symbol des Himmelsgewölbes ist, befindet sich dagegen eine Tafel mit dem Namen Gottes. Der Himmel wird hier als persönliche Gottheit, als Regierer der Welt und besonders der Geschicke der Menschen erkannt und verehrt. Im ersten Band von Dr. Williams „Middle Kingdom" (revised Ed.) findet man eine schöne Ansicht dieses Altars in Farbendruck. Die Beschreibung des kaiserlichen Gottesdienstes steht im Anhang zu Dr. Williamson's Reisen in Nord-China.

Litteratur.

W. Strobel, Pfarrer in Elm (Glarus), Japan, Land und Leute. Vortrag. Glarus, J. Bäschlin 1887, 32 S. Fr. 1. —

Der vielgereiste Verfasser entwirft in diesem Schriftchen, der Reproduktion eines bei der Jahresversammlung des Zweigvereins Glarus des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins am 6. März 1887 gehaltenen Vortrags, auf Grund eines reichen Quellenmaterials in plastischer Anschaulichkeit ein

farbenfrisches Bild der einstigen und heutigen Kulturzustände Japans, besonders auch der Religionsverhältnisse und Volkssitten, mit denen die Mission daselbst zu rechnen hat. Wer sich darüber zu orientieren wünscht, findet hier auf knappem Raum das Interessanteste in anziehender Form zusammengestellt. E. B.

Gustav Warneck, Dr. theol., die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Gütersloh, C. Bertelsmann 1887. VIII und 172 S. 2 Mark. —

Für die Popularisierung des Missionswesens hat sich in Deutschland niemand größere Verdienste erworben als Warneck. Seit nunmehr 17 Jahren widmet er ununterbrochen und mit immer gleicher Geistesfrische seine Kraft und Muße der „Allgemeinen Missionszeitschrift", die im Lauf der Zeit zu einer Schatzkammer alles dessen, was die Mission angeht, zu einer wahren Missionsbibliothek geworden ist und von niemand entbehrt werden kann, der sich einen Einblick in das Missionswesen unserer Tage zu verschaffen begehrt. Ja, die besten, die ausschlaggebenden Aufsätze, die sie brachte, flossen aus seiner Feder. Sie verraten durchweg gründliche Studien, reiches Wissen, besonnene Nüchternheit und eine nie erschlaffende Begeisterung für das große Gotteswerk, das zu fördern sie berechnet sind, und wirken deshalb überzeugend. Selbst wer bei seinem ganzen Denken und Fühlen sich von andern theologischen Voraussetzungen bestimmt weiß und ein wesentlich verschiedenes Missionsideal in der Seele trägt, entgeht, wo es sich um die positiven Thatsachen und Faktoren handelt, mit denen die Mission zu rechnen hat, beim Lesen der Warneckschen Aufsätze dem Gefühl zuverlässiger Leitung nicht. So hat sich denn der Herausgeber, zumal bei der charaktervollen, konsequent sich gleich gebliebenen Haltung der Zeitschrift, einen hervorragenden Einfluß auf die Gestaltung des Missionsbetriebs in den letzten Jahrzehnten zu verschaffen gewußt, und wenn da und dort eine höhere Auffassung des Missionsziels und eine maßvollere, nüchternere Behandlung der praktischen Missionsfragen sich Bahn zu brechen begonnen hat, so darf dies unbedenklich auch seiner Wirksamkeit zugeschrieben werden. Kaum dürfte es einen wesentlichen Gesichtspunkt geben, unter welchem in den 17 Jahrgängen seiner Zeitschrift die Missionsfrage nicht ihre Beleuchtung gefunden hätte, und wie er nicht nur in der Zeitschrift, sondern auch in besonderen Schriften die theologische Wissenschaft, die Geistlichen, die studierende Jugend, die Organe der Kirche zum Eintritt in die Mitarbeit für die Mission aufgerufen hat, so auch die Schule.

Schon 1883 hielt er in einer Lehrerkonferenz ein Referat über das von der Königlichen Regierung zu Merseburg gestellte Thema: „Wie kann die Volksschule ihren Schülern von der Thätigkeit und den Erfolgen der Heidenmission Interesse erweckende Kenntnis verschaffen?" und publizierte dasselbe in der Zeitschrift. Das vorliegende Buch nun stützt sich der Hauptsache nach auf dieses Referat und ist die methodisch-praktische Ausführung dessen, was dort in großen Umrissen nur skizziert war. Es bietet dem Lehrer und zwar nicht nur demjenigen der Primarschulstufe, sondern auch dem Lehrer an unteren und mittleren Klassen der höheren Lehranstalten eine detaillierte Anleitung und den hauptsächlichsten Stoff zur Behandlung der Mission im Religionsunterricht. Nach einigen einleitenden Kapiteln über das Heimatrecht der Mission in der Schule und deren Behandlung, über die Fragen nach Wesen, Grund und Methode der Mission und einem Blick auf die für die Schule verwendbare Missionslitteratur wird ausführlich der in der heiligen Schrift sich darbietende Stoff zur Entwicklung der Missionsgedanken dargelegt (S. 17—46). Darauf folgt ein Gang durch die Apostelgeschichte, wobei selbstredend Paulus als Prototyp der Missionare in den Vordergrund tritt (S. 47—70), sodann ein kurzer Abriß der Missionsgeschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit (S. 71—89). Die weitern Abschnitte behandeln die Mission im Katechismusunterricht, die Mission im geographischen Unterricht und die deutschen Kolonien, das Schlußkapitel endlich antwortet auf die Frage: was hat Deutsch-

land bisher für die Mission gethan? Überall sind Geschichten aus dem Missionsleben eingeflochten. — Über einzelnes wie über die im Anschluß an den babylonischen Turmbau gegebene Erklärung der Entstehung des Heidentums*), die Ausdeutung einer Anzahl von Schriftstellen, die sich vom Boden der historischen Kritik aus kaum rechtfertigen läßt, die auffallende Kürze, mit welcher die Missionsthätigkeit der ersten acht Jahrhunderte mehr angedeutet als behandelt ist, und anderes mehr wollen wir nicht rechten; vielmehr freuen wir uns dieses praktischen und inhaltsreichen Handbuchs, das jedem Lehrer, der bei seinem Unterricht die Mission berücksichtigen will, und so auch manchem Geistlichen treffliche Dienste zu leisten geeignet ist. Eine Bemerkung über die Charakterisierung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins dagegen können wir nicht unterdrücken. Wenn es von demselben heißt: „auf religiös-freisinniger Grundlage stehend, will er in der Heimat besonders die christlich liberalen Kreise für die Mission gewinnen", so tritt uns hier wieder die Tendenz entgegen, der wir in konservativen christlichen Kreisen beharrlich begegnen, unserm Verein durchaus den Stempel eines spezifisch liberalen Vereins aufzudrücken. Wir begreifen sehr wohl, wie gern man es sähe, wenn wir uns auf die liberalen Kreise beschränkten. Wie viel leichter wäre es dann, gegen uns Zeugnis abzulegen. Thatsache aber ist, daß wir „auf religiös freisinniger Grundlage" nur in dem Sinne stehen, der dem Worte freisinnig ursprünglich zukommt, auf der breiten weitherzigen wahrhaft liberalen Grundlage, die jede Überzeugung und jede Richtung innerhalb der evangelisch-protestantischen Kirche anerkennt, nicht aber im Sinne einer kirchlichen Parteirichtung. Wir unterscheiden uns in Bezug auf die Grundlage von den älteren Missionsgesellschaften nur dadurch, daß wir für die „liberale" Richtung auch Raum haben so gut wie für jede andere, für jede andere aber auch ebensogut wie für die „liberale". Und dies gilt nicht nur von der Grundlage, sondern ebenso vom faktischen Bestand des Vereins, der in seinen Reihen neben ausgesprochen Freisinnigen — hier im Sinne der theologischen Parteirichtumg genommen — eine ansehnliche Schar von Anhängern der Mittelpartei und der orthodoxen Rechten zählt, wie von den Kreisen, die er für die Mission gewinnen will. Er wirft sein Netz nach allen aus, die ihm zugänglich sind. Der fragliche Satz des Handbuchs müßte daher richtiger lauten: auf religiös weitherziger, alle Richtungen umschließender Grundlage stehend, will er in der Heimat besonders die der Mission noch fern stehenden Kreise für dieselbe gewinnen. E. B.

D. R. Grundemann, zur Statistik der evangelischen Mission (Abdruck aus der Allgemeinen Missions-Zeitschrift von D. Warneck). Gütersloh, C. Bertelsmann 1886. 1,50 Mark.

Diese Arbeit des bekannten gründlichen Missionskenners ist eine außerordentlich mühevolle, aber sehr verdienstliche. Die Erfolge der Mission, vor allem die sauerteigartige Wirkung des Evangeliums lassen sich ja in den allermeisten Fällen nicht durch Zahlen kontrollieren; aber der Verfasser charakterisiert die Missionsstatistik sehr richtig „als die ordnungsmäßige Buchführung über ein weitverzweigtes Werk, deren die missionierende Christenheit sich nicht entschlagen darf, wenn sie als gute Haushälterin das Werk treiben will. Besonders denen, welche die bisherige Mission als eine Winkelsache angesehen, sei das Studium dieser Blätter empfohlen. Sie werden aus ihnen den Eindruck gewinnen, daß die Mission das größte und umfassendste Liebeswerk ist, welches die Welt kennt. — Die Missionsstatistik ist noch jung und leidet daher noch an mancherlei Schwächen und Fehlern. Namentlich erfahren die Begriffe: Missionsstation, Missionar, eingeborner Gehülfe, Bekehrter bei den verschiedenen Missions-Gesellschaften eine ver-

*) In wesentlicher Uebereinstimmung mit Fabri: die Entstehung des Heidentums und die Aufgabe der Heidenmission, Barmen 1859. S. 31 f.

schiedene Anwendung. Der Verfasser spricht deshalb an alle Missionsleiter die sehr berechtigte Bitte aus, daß sie auf Einführung eines einheitlichen Zählungsmodus hinwirken möchten. Immerhin ist die vorliegende Missionsstatistik, welche nach den Jahresberichten von 1883 angefertigt worden ist, ein Fortschritt gegen die frühere statistische Arbeit des Verfassers (A. M. Z. 1875). O. Horn.

Zeitschriften.

1. Allgemeine Missionszeitschrift, herausgegeben von D. Gustav Warneck. 14. Band. Juli, August, September und Oktober 1887.

Heft 7 (Juli): Die Psychologie des Niassers, von Miss. H. Sundermann. Nebenarbeiten eines Namamissionars, von Miss. Olpp. Die Missionsbibliothek der ostindischen Missionsanstalt in den Francke'schen Stiftungen zu Halle, von O. Frick. Missionsrundschau III., Ozeanien (Schluß), von G. Kurze; IV. Asien, von G. Warneck. Im Beiblatt: Welche Fortschritte hat das Werk der Mission in 25 Jahren in Imerina (Madagaskar) gemacht? Heft 8 (August): Erfolge und Aussichten der Berliner Bassutomission, von Merensky. Die Indianermission der Church Miss. Soc. in Britisch-Nordamerika I., von C. Busse. Missionsrundschau IV., Asien, von G. Warneck. Heft 9 (September und Oktober): Pflanzung und Pflege des Missionslebens in Gemeinde und Schule, von G. Warneck. Auch ein Rat zur Bekämpfung des Malariafiebers in den Tropenländern, von F. Zippel. Deutsche Missionsarbeit unter den Eingebornen Australiens I., von E. Wallroth. Die Indianermission der Church Miss. Soc. in Britisch-Nordamerika II., von C. Busse. Missionsrundschau IV., Asien, von G. Warneck; V. Amerika, von G. Kurze. Im Beiblatt: Eine Missionsreise in Nordindien.

2. Evangelisches Missionsmagazin, Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. Juli, August und September 1887.

Heft 7 (Juli): Meine Reise von China in die Heimat 3., von Miss. Lechler. Der Islam in Afrika. Eine westafrikanische Synode. Missionszeitung (Afrika, Indien, China, Japan, Neuguinea u. s. w.). Heft 8 (August): Meine Reise von China in die Heimat 4., von Miss. Lechler. Die Mission unter den Batauana (Lond. Mission. Chron.). Korea. Missionszeitung (Afrika, Persien, China, Indien, Japan u. s. w.). Heft 9 (September): Meine Reise von China in die Heimat 5, (Schluß), von Miss. Lechler. Missionszeitung (Afrika, Ostindien, Ceylon, Tibet, Neuguinea, Kanada). —

3. Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. 1887. Nr. 7 bis 9.

Nr. 7 (Juli): Ankunft unserer ersten Missionare auf Neuguinea. Nias (Berichte der Missionare). Nr. 8 (August): Vergleichung der Lage unserer Missionare in den englischen, holländischen und deutschen Kolonien. Aus unserer chinesischen Mission. Nr. 9 (September): Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft (Reden und Ansprachen). —

4. Deutsche Kolonialzeitung. Organ des Deutschen Kolonialvereins in Berlin. Redakteur: Gustav Meinecke. 1887. 13.—18. Heft.

13. Heft: Die rechtliche Stellung der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten II., von Karl v. Stengel. Das Hinterland von Angra-Pequena und Walfischbai, von L. Conradt. 14. Heft: Kameruns Zukunft (Büchners kulturpolitische Vorschläge). Das Hinterland der Walfischbai. Unser kleinstes Schutzgebiet, die Marschallinseln, von D. Grundemann. 15. Heft: Deutsche Kultivation Afrikas, von Hübbe-Schleiden. 16. Heft: Die Lage in Hereroland. Das Vertragsystem, Vorschläge zur deutschen Kultivation Afrikas, von Hübbe-Schleiden. 17. Heft: Das Vertragsystem, Vorschläge zur deutschen Kultivation Afrikas, von Hübbe-Schleiden. Die Lage im Hererolande. 18. Heft: Akklimatisation und Tropenhygiene. Weltwirtschaft und Kolonialpolitik. —

5. **Kolonial-Politische Korrespondenz.** Organ der Gesellschaft für deutsche Kolonisation. 1887. Nr. 26—38.

Nr. 26: Das Gold in Ostafrika I. Nr. 27: —. Nr. 28: Das Gold in Ostafrika II. Sprach- und Völkergebiete in Ostafrika. Nr. 29: Aus dem Witu-Tanalande (Neukirchener Mission). Nr. 30: Die wirtschaftliche Bedeutung unserer Kolonien, besonders die von Ostafrika. Nr. 31: —. Nr. 32: Ein ostafrikanisches Museum. Nr. 33: —. Nr. 34: Die Hansastädte und die deutsche Kolonialpolitik. Nr. 35 und 36: —. Nr. 37: Zur Lebenserhaltung der Deutschen in den Kolonien. Nr. 38: Afrikanisches Küsten- und Inlandklima. —

6. **Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission,** herausgegeben von Missionsinspektor C. G. Büttner in Berlin. 1887. Nr. 7—9.

Nr. 7: Die Finanzen unserer Gesellschaft. Die Berliner südafrikanische Mission und ihre Bedeutung für die Mission in Deutsch-Ostafrika. Die englische Universitätenmission. Aus der Church-Mission in Ostafrika. Socialpolitisches aus Ostafrika. Nr. 8: Br. Greiners Ankunft in Ostafrika. Aus der Bayrischen Mission für Ostafrika. Aus Uganda. Nr. 9: Br. Greiners Tagebuch. —

7. **The Church at home and abroad.** July, August and September 1887.

Nr. 7 (Juli) berichtet über die Mission unter den Indianern, Chinesen und Japanern in Amerika und bringt Missionsbriefe und -Berichte aus Indien, China, Syrien u. s. w. Nr. 8 (August) enthält Aufsätze über die Lage des Protestantismus, die Evangelisationsbestrebungen u. a. im päpstlichen Europa, sowie Berichte und Briefe von verschiedenen Missionsfeldern, auch aus Japan. Nr. 9 (September) giebt eine ausführliche Missionsrundschau über Japan. —

8. **Berliner Missionsberichte,** herausgegeben von Missionsdirektor D. Wangemann in Berlin. 1887. Nr. 1—18.

Nr. 1 und 2 (Januar): Nachrichten von unserer Mission in China, auch in Nr. 3 und 4 (Februar): Nachrichten aus Südafrika (Kapkolonie). Nr. 5 und 6 (März): Nachrichten aus Südafrika (Kapkolonie, Britisch-Kafferland). Nr. 7 und 8 (April): Nachrichten aus Britisch-Kafferland, aus der Mission im Oranje-Freistaat. Nr. 9 und 10 (Mai): Aus dem Oranje-Freistaat. Nr. 11 und 12 (Juni): Jahresbericht, 1. Heimat, 2. Afrika, 3. China, Missionsstationen und Missionare der Gesellschaft Ende 1886, Personenstand der Stationen, Statuten u. s. w. Nr. 13 und 14 (Juli): Das Jahresfest der Berliner Missionsgesellschaft. Nachrichten aus Kreis Transvaal-Süd (Südafrika), auch in Nr. 15 und 16 (August) und Nr. 17 und 18 (September), in letzterer Nr. auch Nachrichten aus Nordtransvaal.

9. **Die Biene auf dem Missionsfelde,** herausgegeben von Missions-Inspektor Prof. Plath. Verlag des Goßnerischen Missions-Vereins in Berlin. 1887. Nr. 7—8.

Nr. 7 (Juli): Bericht des Miss. Nottrott in Ranschi, aus dem Missionsleben auf Goßnerpur, auch in Nr. 8 (August): Aus der Gemeinde St. Matthäuspur. Th. A.

10. **Der Macedonier,** allgemeine Missionszeitschrift, redigiert von Dr. H. Dykstra zu Olberkerk, Leiden D. Donner. Alle 4—6 Wochen erscheint ein Heft von 2—3 Bogen kl. 8°.

Die 6 bis jetzt erschienenen Hefte des IV. Jahrganges (1887) enthalten: Das Merken auf Gottes Thaten. S. Coolsma, der Islam (Heft 1—4). G., aus der indischen Presse (Heft 1, 2, 4, 5, 6). Autobiographie von Josia, eingebornem Prediger von Samoa. 1883—86, Rückblick auf die Geschichte der Mission in Australien (Heft 1, 2, 3, 4, 6). Bibelgesellschaften und Bibelverbreitung. Mikronesien. Ein günstiges Urteil über den Einfluß des Muhamedanismus. Die religiösen Begriffe der Eingebornen Neuhollands. H. H. Maulonbolt, Opium und Mission in Niederländisch-Indien (Heft 3 und 4). Die erste allgemeine Missionskonferenz in Amsterdam. Erdmans, die Mission am Kongo bis

auf die Gegenwart (Heft 5 und 6). Die Brosamen der Hündlein. Christenverfolgung in Afrika. E. Haan, Bleistiftskizzen. Verschiedenes (Heft 3, 5, 6). Litteratur (Heft 1, 2, 6). E. B.

Missionsrundschau.

Indien.

Von Dr. phil. H. Lisco z. Z. in London.

2. Vorderindien und Barmah.

Unter spanischer Flagge segelte 1492 Kolumbus westwärts, um Indien zu suchen, er fand dafür Amerika. Fünf Jahre später sandten die Portugiesen eine Expedition unter Vasco de Gama in südöstlicher Richtung ab; sie umsegelte das Kap der guten Hoffnung und warf nach elfmonatlicher Reise im Mai 1498 vor Kalikut, an der Südwestküste Indiens, Anker. Die nächsten Jahrzehnte sahen das schnelle Anwachsen der portugiesischen Macht; 1509 nahm Albuquerque Goa ein, welches seither stets die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Indien geblieben ist. Die letzteren erstreckten sich auf Gudscharat, die Westküste und Ceylon. — Noch aber vor Schluß des 16. Jahrhunderts drangen die Holländer in die den Portugiesen bekanntlich vom Papst zu alleinigem Besitze zugesprochenen Gebiete ein. Sie eroberten Ceylon und setzten sich an der Ostküste fest. Es folgten die Dänen, welche Trankebar (Kawerimündungen) einnahmen und eine Kolonie in Serampur (nördlich von Kalkutta) gründeten; endlich kamen die Franzosen, die 1668 in Pondicherry Fuß faßten und mit stets wachsendem Erfolg fast ein Jahrhundert hindurch ihre Macht im Süden und Osten der Halbinsel vergrößerten. Heute besitzen von den genannten Völkern in Indien nur die Portugiesen und Franzosen noch kleine Gebiete (Goa und Pondicherry). Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wichen die Holländer aus Ceylon und 1845 verkauften die Dänen ihre Besitzungen an England, das heute im (vor der Hand wenigstens unbestrittenen) Besitz der Halbinsel ist. Der Grund zur englischen Macht wurde gelegt durch die Konstituierung der Londoner ostindischen Kompagnie (31. Dezember 1600); Handelsinteressen waren es, welche die Engländer nach Indien lockten; an die Erwerbung eines Weltreichs dachten sie 150 Jahre lang nicht. Die Kompagnie legte 1611 ihre erste Kolonie an, und dehnte langsam ihren Einfluß nach Madras (1639), zur Gangesmündung (1640) und nach Bombay (1668) aus. 1746 griffen die Engländer zum ersten Mal zum Schwert. Die von Lord Clive in den folgenden Jahrzehnten erfochtenen Siege brachen den Einfluß und die Macht Frankreichs in Indien (Schlacht bei Plassy 1757) und erschütterten die Herrschaft der Muhamedaner; 1765 ging die reichste Provinz des Mongolenreiches, Bengalen, in englischen Besitz über. — Warren Hastings, der 1772 als erster Generalgouverneur nach Indien kam, organisierte die Verwaltung des von Lord Clive gegründeten Reiches. Seither hat sich die englische Herrschaft nicht ohne harte Kämpfe über ganz Indien ausgedehnt. Vier Kriege in Maisur und vier Kriege in Mahratta führten zum Sturz der Mongolenherrschaft im Süden und Westen der Halbinsel; die zwei Pandschabkriege (1845 und 1848) brachten das Fünfstromland in den Besitz der Engländer, in zwei Kriegen (1824 und 1852) vergrößerten sie ihr Gebiet um fruchtbare Provinzen in Hinterindien, endlich der letzte Krieg 1885 führte zur Absetzung des Königs Thiba und zur Einverleibung des bisher unabhängigen Oberbarmah in das britische Reich. (Weg nach China!)

Bis 1858 hatte die ostindische Kompagnie unter verschiedenen Beschränkungen die oberste Gewalt über Indien. In diesem Jahr aber ward sie aufgehoben und Indien wurde unter die direkte Verwaltung der englischen Regierung gestellt. Im englischen Kabinet befindet sich ein Staatssekretär für Indien; der oberste Beamte der Regierung in Indien selbst ist der Generalgouverneur (Viceroy),

der in Kalkutta seine Residenz hat. — Im Jahre 1877 ward die Königin Victoria zur Kaiserin von Indien erklärt.

Der englische Einfluß herrscht durch ganz Indien; Unterthanen der englischen Krone sind doch nicht alle Bewohner der Halbinsel. Es giebt eine Reihe von Königen, Fürsten und Häuptlingen, deren Rechte von den Engländern in etwas respektiert worden sind. — Die bedeutenderen Staaten, die noch eine gewisse Selbständigkeit besitzen, sind im Süden: Travankor und Maisur, mehr nach Norden hinauf-Haiderabad und Radschputana. Es ist doch nichts weiter als ein Schein von Freiheit, der den eingeborenen Fürsten geblieben; sie haben ein jeder bei der Besteigung des Thrones ihre Lehnsabhängigkeit von England anzuerkennen, begeben sich des Rechtes, Krieg zu führen und Allianzen zu schließen und müssen während der Dauer ihrer Regierung dem Winke des an ihrem Hofe lebenden englischen Residenten gehorsam sein. Ein Dritteil des indischen Gebietes mit 54 000 000 Einwohnern steht in diesem loseren Konnex mit den Engländern, während man im anglo-indischen Reich in 12 Provinzen an 200 Millionen Unterthanen zählt. —

Es ist ein verworrenes und verwirrendes Netz von Völkern, Sprachen und Religionen, welches Indien bedeckt. Historisch sicher ist, daß die heut in Indien vorherrschenden Arier (Hindu) bei ihrem siegreichen Vordringen von Nordwesten her, Indien schon von mannigfaltigen Stämmen bewohnt fanden; sie trieben die Urbewohner zum großen Teil aus den Thälern auf die bewaldeten Hügel und an die Meeresküsten; — noch heut finden sich in Indien eine zahllose Menge von kleinen Stämmen (aborigines) ohne jede Kultur, von arischem Einfluß gänzlich unberührt, wie die Kols und Santals in Bengalen, die Khasi in Assam, die Gonds in den Centralprovinzen. Man bezeichnet ihrer aller Gottesdienst mit dem Gesamtnamen des Dämonendienstes. (6 Millionen im Ganzen). —

In ihrer großen Hauptmasse stammen auch die Bewohner des südlichen und westlichen Dekkan von den Urbewohnern ab; noch heut sprechen sie ihre vorarischen (drawidischen) Sprachen (46 Millionen, 5 Hauptsprachen: Tamil, Telugu, Kanaresisch, Malayalam, Tulawa), doch haben sie sich der Religion der Arier und ihrem sozialen System unterworfen. Verhältnismäßig am reinsten hat sich die arische Rasse erhalten in den nördlichen Teilen Indiens, vorzüglich in der Gangesebene, Bengalen und Orissa: hier herrschen denn auch heut noch die Sprachen, die sich aus dem Sanskrit entwickelt haben, wie Pandschabi, Hindi, Bengali, Urija. — Der größte Teil der Bewohner Indiens (187 Millionen) sind Anhänger des religiösen Systems des Hinduismus in irgend einer seiner Formen, die gar mannigfaltig sind, und dem pantheistischen Mystiker, wie dem Dämonenanbeter gleicherweise Raum gewähren. — Sie sind mit der Zugehörigkeit zum Hinduismus zugleich gestellt unter den furchtbaren Bann der Kaste, dieser Mutter „des Hasses, des Neides, und der sozialen Spaltung“ und dieser fast unüberwindlich scheinenden Gegnerin des Christentums. —

Die Herrschaft des Hinduismus ist lange Jahrhunderte in Frage gestellt worden durch das Vordringen des (kastenlosen) Buddhismus (seit 500 v. Chr.). Der Kampf beider Religionen endigte aber endlich im 8. Jahrhundert n. Chr. mit der fast völligen Ausrottung des Buddhismus in Indien. Er hat heut nur noch in Ceylon und Hinterindien Anhänger (etwa vier Millionen). —

Die dritte Volksmasse endlich, die Indien überflutet hat, sind die Muhamedaner. Zuerst brach Mahmud von Gasna im Jahre 1000 von Nordwesten ins Pandschab ein; seitdem ging während 600 Jahren ohne Ablassen ein Völkerstrom von Afghanen, Persern, Arabern, Mongolen und Turkomanen nach Süden hinunter. Über die ganze Insel wußten die Muhamedaner ihre Herrschaft zu verbreiten, das Mongolenreich unterlag erst dem Ansturm der Engländer. Noch heut zählt man in Indien an 50 Millionen Anhänger des Propheten ($^1/_5$ der Einwohner von ganz Indien; in Bengalen 22 Millionen, im Pandschab 11 Millionen). —

Das Christentum hat schon frühzeitig Eingang in Indien gefunden. Zwar, daß der Apostel Thomas die noch heut in Malabar bestehende Kirche gestiftet habe, ist eine, durch keine Beweise begründete Legende. Sicher aber ist, daß die wohl aus Zuwanderungen persischer und syrischer Christen an der Südwestküste Indiens entstandenen Gemeinden, in der Mitte des 6. Jahrhunderts schon zu einer Kirche mit bischöflicher Verfassung zusammengeschlossen waren, die in Abhängigkeit stand vom Patriarchen von Antiochien. (Nasrani- oder Thomas-Christen.) In schwere Konflikte wurde diese Kirche gebracht durch die mit den Portugiesen einziehenden römischen Missionare. — Es kam zu einer Spaltung — noch heut ist ein Drittel der syrischen Christen (zumeist die Küstenbewohner) Rom unterthänig. — Die portugiesischen Admirale kamen nach Indien im Dienste der Kirche. — Ihre Instruktion war, — sollte das Predigen Christi sich als fruchtlos erweisen, — mit den Waffen in der Hand der Kirche neue Glieder zu erobern. 150 Jahre — bis zum Verfall ihrer Macht haben sie diese eine nur zu deutliche Sprache redende Missionsmethode befolgt: „nur wer die zeitgenössischen Berichte über ihre Eroberungen liest, kann sich eine Vorstellung machen von dem Fanatismus und der Grausamkeit, mit der sie in Indien vorgingen." Die Inquisition ward 1499 in Goa eingerichtet, — 1542 ging die Arbeit auf dem indischen Felde aus den Händen der Franziskaner in die der Jesuiten über (Franz Xaver). Äußerlich große, innerlich um so geringere Erfolge wurden vorübergehend erzielt durch die berüchtigte, später auch von den Päpsten selbst verdammte Akkommodationstheorie, die Robert bei Nobili und seine Nachfolger seit 1606 an der Madrasküste zur Anwendung brachten. — Im letzten Jahrhundert haben sich die Jesuitenmissionen, die durch die Aufhebung des Ordens in Verfall geraten waren, wieder sehr gehoben. — Es braucht nicht besonders hervorgehoben werden, daß die römischen Missionare auch in Indien mit Vorliebe in bereits christianisierten, protestantischen Bezirken arbeiten; die Zahl der Katholiken beläuft sich nach einer Arbeit von fast vier Jahrhunderten jetzt auf kaum 1 500 000; wie wenig auf jener Seite Wert gelegt wird auf Erziehung, ergiebt sich aus der Notiz, daß von 240 000 Katholiken in Goa 195 000 Analphabeten sind. —

Die protestantischen Missionen — abgesehen von den vorübergehenden, oberflächlichen Arbeiten der Holländer in Ceylon — begannen 1706 mit der dänischen Mission in Trankebar — besser gesagt, mit der deutschen Mission in Trankebar; denn wenn auch auf dänischem Grund und Boden geübt, mit dänischem, später mit englischem Gelde unterstützt — die Arbeiter der Mission waren zum ganz überwiegenden Teile deutsche Theologen, auf deutschen Universitäten gebildet, direkt beeinflußt von A. H. Francke oder angeweht vom Geiste seines Pietismus. — Die ersten Missionare, die ausgesendet wurden, waren Bartolomäus Ziegenbalg, † 1719, und Heinrich Plütschau. „Es waren Männer von großen Gaben und ungewöhnlichem Eifer; fraglich ist, ob je wieder zwei Missionare in neuerer Zeit in so kurzer Frist so bleibende Resultate erzielt haben, wie sie." Ziegenbalg war es, der im Jahre 1711 die erste Übersetzung des Neuen Testaments in eine der indischen Sprachen (das Tamil) lieferte. Schon 1712 war eine Gemeinde von 255 Gliedern gesammelt. Die Missionsstationen dehnten sich unter den Nachfolgern Ziegenbalgs (u. a. Schultze, Fabricius, Guericke) nach Madras Cudalore, Palamkotta und nach dem Süden aus; besonders hervorgehoben werden muß die Thätigkeit von Schwartz, der von 1750 — 1798 zuerst in Trankebar, dann in Tanjore wirkte. Bedenken wir, daß die Durchschnittszahl der während der 90 Jahre in Indien zugleich wirkenden Missionare nie zehn überstieg, so muß es unser Staunen erwecken, daß die Zahl der gewonnenen Christen beim Tode Schwartz' nicht weniger als 50 000 betrug. —

Die ostindische Kompagnie nahm zur hallischen Mission, so weit sie auf britischem Gebiet thätig war, eine durchaus freundliche Stellung ein. In Kalkutta hat der Däne Kiernander lange Jahre ungestört durch die britische

Regierung gewirkt. — Und, daß die letztere bis zum Beginn der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts dem Bestreben, den Indiern das Evangelium zu bringen, durchaus nicht abgeneigt war, geht daraus hervor, daß sie seit 1698 in allen Hauptfaktoreien Kapläne unterhielt, die den speziellen Auftrag hatten, sich der Erlernung der Landessprache zu befleißigen, damit sie Diener und Agenten der Kompagnie in der protestantischen Religion unterrichten könnten. Dem unter Engländern und Amerikanern gegen Ende des letzten Jahrhunderts ungestüm auflodernden Missionseifer gegenüber veränderte allerdings die Gesellschaft ihre Stellung. In der kurzsichtigen Besorgnis, daß durch die ungehinderte Predigt des Evangeliums der Fanatismus der Eingeborenen geweckt und der Bestand der englischen Besitzungen in Indien gefährdet werden möchte, untersagte sie den Missionaren den Aufenthalt auf britischem Gebiet und fing an, den Kapläne, die sich eifriger der Missionssache anzunehmen begannen (H. Matthew, Buchanan ꝛc.), unendliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Nach jahrelangem, erbittertem Kampf zwischen Missionsfreunden und Missionsfeinden in England wurde endlich 1813 die Kompagnie gesetzlich gezwungen, jedem britischen Unterthanen zu gestatten, in Indien Missionen und Schulen anzulegen. 1833 wurde diese Toleranz auch auf die fremden Missionen ausgedehnt. — Seither ist das Verhältnis zwischen den staatlichen Behörden und den Missionen im allgemeinen stets ein freundliches gewesen. — Je länger, je mehr hat in den Kreisen der Regierung — leider allerdings nicht in den Herzen aller in Indien lebenden Engländer — die Überzeugung Boden gewonnen, daß der europäische Christ in Asien etwas Besseres zu thun hat, als in roher Brutalität seinen Lüsten und Begierden die Zügel schießen zu lassen; langsam aber unaufhaltlich bricht die Überzeugung sich Bahn, daß die englische Nation ihre Herrschermacht in Indien nicht benutzen darf, um das Land zu bedrücken und auszusaugen, sondern daß ihr mit dem Regiment des Landes die heilige Pflicht von Gott übertragen ist, Indiens Völker zu christlicher Gesittung zu erziehen und ihnen die geistigen Güter, in deren Besitz wir stehen, mitzuteilen. — Es hat seither manchen Generalgouverneur gegeben, dem die Missionare in ihrem Bestreben, dem Evangelium eine Bahn zu machen, zu hohem Danke verpflichtet sind, und das Interesse für die Arbeiten der Mission ist in den höheren Kreisen der Behörden ein lebendiges (u. a. Lord Bentinck; Sir Bartle Frere). Furchtsam ist die Regierung in ihrer Stellung zu den heidnischen Religionen auch noch heute. Ihr Bestreben ist, in religiösen Dingen peinliche Neutralität zu wahren; so hat sie es denn noch immer nicht gewagt, durch strenge Gesetze die Unsitte der Kinderheiraten auszurotten, und wenig ist geschehen, die trostlose Lage der Witwen zu verbessern. Doch verdient es Erwähnung, daß einige der gräßlichsten heidnischen Mißbräuche, dank der Strenge der Regierung, in Vergessenheit geraten sind. Witwen werden heut nicht mehr verbrannt (1817 noch 800 allein in Bengalen); der religiöse Mörderbund der Thags ist mit Gewalt unterdrückt worden; die Zahl der Menschenopfer (besonders Kinderopfer) ist heut eine verschwindend geringe.

Doch noch unmittelbarer wirkt die Regierung im Interesse des Christentums. Sie hat nicht allein den Missionaren volle Freiheit und Duldung gewährt, sondern auch die Gesetze, welche die zum Christentum übertretenden Indier mit pekuniären und sozialen Verlusten bedrohten, aufgehoben (1849); sie hat (1858) die Gleichheit aller vor dem Gesetz proklamiert und damit ein in der Geschichte Indiens vorher unbekanntes, genuin christliches Prinzip eingeführt, ein Prinzip, das die Kaste geschwächt und der christlichen Religion die Achtung der Eingeborenen verschafft hat. — Die Regierung bemüht sich, das Volk gegen Bedrückung und Vergewaltigung zu schützen; sie fördert das materielle Wohlbefinden ihrer Unterthanen durch Konstruktion von Kanälen, Chausseen, Eisenbahnen, sie gewährt thätige Hülfe in den furchtbaren Zeiten der Hungersnöte, die je und je das Leben von Millionen bedrohen, — und mit allem diesem hat sie sich nicht allein das Ver-

trauen ihrer Unterthanen erworben, sondern auch in vieler Herzen den Glauben geweckt, daß die Religion, die ein solch uninteressiertes Wohlwollen zu wirken imstande ist, gut und göttlich sein müsse. — Die thätigste Unterstützung aber leistet die Regierung endlich dem Missionswerke durch das wachsame Interesse, welches sie dem Erziehungswesen widmet. Die Missionare haben den Ruhm, die ersten gewesen zu sein, die in Indien Schulen einrichteten. Sie haben es gar bald erkennen müssen, und werden es hoffentlich nie wieder vergessen, daß ein großer Unterschied ist zwischen einem erzogenen und einem „bekehrten" Christen. Es ist dem rastlosen Eifer der Missionare zu danken, daß nach langem Schwanken und Zögern die Regierung die Notwendigkeit einzusehen begann, auch von Seiten des Staates für die Erziehung des Volkes Sorge zu tragen. — Nach vielen Kämpfen wurde 1854 das Erziehungswesen gesetzlich geordnet. In jeder Provinz wurde ein Departement öffentlicher Unterweisung unter einem Direktor, dem eine Reihe von Schulinspektoren zur Seite stehen, eingerichtet. — Man unterscheidet im allgemeinen drei Klassen von Schulen; einmal die Volksschulen, in denen in der Muttersprache Unterricht erteilt wird; dann die Mittelschulen (in kleineren Städten und größeren Dörfern), in denen zum Teil auch das Englische gelehrt wird (1883: 3796 Schulen mit 170 642 Schülern); endlich die höheren Schulen, in denen das Englische nicht nur gelesen, sondern auch als Medium des Unterrichts gebraucht wird. Eine von den Schulen dieser letzteren Art soll wenigstens in jedem Distrikt (Kreis) sein. (1883: 492 Schulen, 68 434 Schüler). Sie erziehen bis zur Eintrittsprüfung bei einer der vier Universitäten: Kalkutta, Madras, Bombay, Lahore. Die letzteren, mit Ausnahme von Lahore, sind nur examinierende, nicht unterrichtende Körperschaften. Die Universitätsbildung selbst erhalten die Schüler dann auf den Colleges, deren es 1883 im ganzen 96 gab (8707 Studenten).

Mit der Errichtung von Schulen geht die Regierung einesteils selbständig vor, anderenteils unterstützt sie die schon bestehenden, heidnischen Seminare und Volksschulen durch Hülfsgelder. Auch zu den christlichen Missionsschulen hat sie sich in das gleiche Verhältnis gesetzt: sie bewilligt ihnen jährliche Unterstützungen unter der Garantie regelmäßiger Inspektion. Unnötig und darum, wie ich meine von den Missionaren mit Recht bekämpft, ist die ängstliche Rigorosität, mit welcher die Regierung einen jeden Bibelunterricht aus ihren Schulen verbannt, während die Unterweisung im Koran ꝛc. gestattet wird. —

Die Zahl der unter der Aufsicht der Regierung stehenden Schulen aller Arten belief sich im Jahre 1883 auf 109 216 mit im ganzen 2 790 773 Schülern. — Diese Zahlen sprechen für sich selbst; und doch, das, was gethan ist, erscheint wie ein Tropfen im Eimer gegenüber dem, was noch gethan werden muß. Noch befinden sich durchschnittlich auf der Quadratmeile erst zwei Schulen, noch besuchen erst 1,4 Prozent aller Kinder die Schule. Entsetzlich namentlich ist die geistige Verwahrlosung der Frauen, die ja nach hinduistischem Ideal gänzlich von jeder Bildung des Geistes ausgeschlossen werden sollten. Unter 1000 Männern können 62 lesen; unter der gleichen Anzahl von Frauen nur 3. Von 38 Knaben besucht einer die Schule, dagegen nur ein Mädchen unter 610. —

Im Jahre 1882 betraute die Regierung eine Kommission mit der Prüfung der Schulverhältnisse in Indien. Die angestellte Untersuchung ergab, daß für Volksschulen zu wenig gethan werde, während für die höhere (englische) Erziehung im Verhältnis zu viel geschehe. — Man ist nun bestrebt, den öffentlichen Unterricht auf eine breitere und volkstümlichere Basis zu stellen, und beginnt dafür Sorge zu tragen, daß die Erziehung der unteren Schichten des Volkes mit der der höheren Klassen gleichen Schritt halte. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts denkt man womöglich gänzlich den Missionsgesellschaften zu überlassen.

Die Rundschau über die Arbeiten der einzelnen Missionsgesellschaften, die ich im folgenden in aller Kürze zu geben versuchen will, macht nicht den Anspruch

auf Neuheit — ich habe den Stoff zum größten Teil aus den Arbeiten Gunderts und Grundemanns, diesen unentbehrlichen Wegleitern für jeden, der sich auf dem Gebiete der Missionen einigermaßen orientieren möchte, geschöpft; und daß eine „kurze" Übersicht über die indische Missionsarbeit der Vollständigkeit entbehrt, werden die, welche bekannt sind mit der Fülle des Stoffs, den es zu verarbeiten gilt, verzeihen; es sind der Missionsgesellschaften, die in Indien arbeiten, gar viel, und der Felder, auf denen gearbeitet wird, noch mehr. — Ich beginne mit der Aufzählung der in Indien thätigen deutschen und deutschamerikanischen Gesellschaften. —

Die erste deutsche Missionsgesellschaft, die von der im Jahre 1833 auch den nicht britischen Missionaren gegebenen Erlaubnis, in Indien ihre Arbeiten zu beginnen, Gebrauch machte, war die Baseler. Ihre Zöglinge waren bis dahin schon vielfach im Dienste englischer Gesellschaften thätig gewesen, und englische Missionsschriften sind voll vom Lobe dieser treuen, aufopferungsvollen Arbeiter, (u. a. Rhenius, Weitbrecht, Leupolt).

Die Baseler sandten im März 1834 drei Missionare nach Mangalur an der Westküste Indiens (südlich von Goa). Im November wurde die Arbeit begonnen; seither sind nach Norden hin im Küstenlande Kanara fünf weitere Stationen angelegt worden. 1837 dehnten die Missionare ihr Werk nordöstlich nach Südmahratta aus und begründeten eine Mission in Dharwar (jetzt mit Bidschapur (1886) 5 Stationen). Von 1839 ab drangen sie südlich an der Küste ins Malabarland ein (6 Stationen). Östlich von Malabar wurden die Nilagiri (2 Stationen) 1847 und das Bergland Kurg (2 Stationen) 1857 besetzt. — Eine charakteristische Eigentümlichkeit dieser Mission bilden ihre industriellen und kaufmännischen Institute, deren Zweck vorzüglich ist, Knaben aus den Waisenhäusern zu einem ehrbaren Handwerk und christlichen Lebenswandel zu erziehen. Die Anstalten erhalten sich selbst und fallen der Missionskasse in keiner Weise zur Last. Auf den verschiedenen Stationen befinden sich zehn solche Institute — 2 kaufmännische, 1 mechanisches, 6 Webereien, 2 Ziegeleien und eine Zinnerei. In Mangalur ist eine Buchdruckerei, die in vier Sprachen (Malayalam, Kanara, Tulu und Englisch) Bücher und Traktakte druckt. Die Zahl der Schulen ist 93 — die hervorragendste derselben ist das Predigerseminar in Mangalur, welches schon mehr als 70 eingeborene Prediger erzogen hat. Es arbeiten in der Mission 122 Europäer (Männer und Frauen), die Zahl der eingeborenen Helfer beträgt 185; in den verschiedenen Schulen befinden sich 4696 Kinder, darunter 1140 Mädchen. Die Gesamtzahl der Christen, die zum größten Teil aus verschiedenen Klassen der Palmbauern gesammelt ist, beträgt 8513. Ausgabe: 293 844 M. (1886).

Von den Nilagiri nach Osten gehend stoßen wir auf den mächtigen Kaweristrom, welcher an der Südostküste Indiens seine Mündung hat. Im Delta dieses Flusses hat sich seit 1841 die Leipziger Missionsgesellschaft niedergelassen. Sie hat das Erbe der alten dänischen Mission angetreten, deren Gemeinden 1846, nach dem Verkauf Trankebars an England, offiziell in ihre Hände übergingen. Die hallischen Missionare hatten das Fortdauern der Kaste in den christlichen Gemeinden in etwas geduldet: die Leipziger adoptierten im Gegensatz zu der in unserem Jahrhundert in Aufnahme gekommenen rigoroseren Praxis die ältere Auffassung und erwarben sich damit bei den Hindus aller Religionen und Konfessionen viel Freundschaft; um so größere Feindschaft freilich bei den in jenen Gegenden arbeitenden Missionaren anderer Gesellschaften, die 1858 gegen das Verfahren der deutschen Gesellschaft einen geharnischten Protest erließen. (1886 doch noch: 106 „aufgenommen aus anderen Konfessionen").

Die Leipziger Gesellschaft hat im Delta des Kaweri jetzt 10 Stationen, u. a. Trankebar, Poreiar, Tandschaur. Westlich und südwestlich vom Delta haben sich ihre Missionare in Pudokotta, Trichinipolly und der blühenden Station Madura niedergelassen; nach dem nördlich gelegenen Madras hin halten sie 4 Küstenstationen

besetzt; weiter nach Westen sind sie vorgedrungen bis in die Hauptstadt des Maisurreichs Bangalur und in die Nilagiri (Koimbatur). Auswanderungen lutherischer Tamiler führten 1878 endlich zur Gründung einer Station in Rangun (Barmah; Hinterindien). Die Gesellschaft hat in Poreiar ein Seminar und eine Arbeitsschule, in Trankebar ein Gymnasium und eine Druckerei. Die 23 europäischen Missionare werden von 87 eingeborenen Helfern (11 ordinierte Geistliche) unterstützt. In 143 Schulen werden 3414 Kinder unterrichtet; die Zahl der gesammelten Christen ist 13 614. Ausgabe: 188 523 M. (1886).

Westlich und nordwestlich von Madras in den Distrikten Tschittur und Nellur haben sich seit 1866 Arbeiter der Hermannsburger Mission niedergelassen. Sie haben jetzt 10 Stationen (Naidupetta, Gudur, Nellure ꝛc). 11 Missionare und 27 Gehülfen pflegen 864 Christen und 182 Schüler. Ausgabe: 25 000 M.

Weiter nach Nordosten gehend, treffen wir in den Mündungsgebieten der großen Flüsse Godaveri und Krischna auf die Missionen der deutschen Amerikaner; zuerst auf die der lutherischen Generalsynode. Die Gesellschaft gründete 1841 die Station Guntur und dehnte sich von da nordwestlich nach dem Distrikt Palnad aus. 1861 entstand hier eine Bewegung zum Christentum hin, die zu zahlreichen Übertritten führte. Auf 4 Stationen arbeiten 4 Missionare und 53 Gehülfen, die Zahl der Schüler ist 2986, die Zahl der Christen 8682. Ausgabe: 74 558 M. (Grundemann).

Im Krischnadistrikt hat das amerikanische evangelisch-lutherische General-Konzil seit 1869 seine Sendboten auf 4 Stationen (Radschamahendri ꝛc.), sie pflegen 1156 Christen und 230 Schüler. Ausgabe: 34 156 M. (Grdm.).

Nordöstlich vom Krischnadistrikt liegen die beiden von der Breklumer Gesellschaft 1882 besetzten Stationen Korapat und Salur (4 Missionare). Die deutsch-evangelische Missionsgesellschaft Amerikas arbeitet seit 1883 auf zwei Stationen (Bisrampur und Rajapur) in den Centralprovinzen. —

Nordöstlich von den Centralprovinzen kommen wir in die Provinz Tschutia Nagpur, zum Teil bewohnt von den Kols, einem wilden Stamme, der bis zur Ankunft Goßnerscher Missionare sich fast ganz unberührt erhalten hatte von dem Einflusse der hinduistischen Kultur. „Es sind gutmütige, spiel-, tanz- und trunksüchtige Leutlein, die den Schöpfer oder Sonnengott Siegbonga mit Opfern von weißen Hähnen, die Dämonen mit schwarzen Hähnen ehren."

Die von Goßner im Jahre 1844 ausgesandten 6 Missionare wurden zufällig auf die in den Straßen Kalkuttas arbeitenden Kols aufmerksam, sie ließen sich in der Folge in Rantschi, der Hauptstadt von Nagpur, nieder. — Das Christentum trat den von den Hindu und Muhamedanern mannigfach bedrückten Urbewohnern „mit seinen großen Gedanken der Befreiung aus einem belasteten Zustande und der persönlichen Freiheit eines jeden Menschen entgegen". 1850 traten die ersten Kols über; seitdem ist die christliche Gemeinde von Jahr zu Jahr nur immer rapider gewachsen. — Leider kam es 1868 zu einem Streit zwischen dem Berliner Direktorium und den älteren Missionaren. Die letzteren verließen mit mehreren tausend Anhängern die Mission, traten zu der anglikanischen Kirche über und unterstellten sich der Society for the propagation of the Gospel in foreign parts (S. P. G.). Die alte deutsche Mission ist mit Eifer und Aufopferung fortgeführt worden, hat aber unter der rücksichtslosen Konkurrenz der englischen Gesellschaft viel zu leiden gehabt. Neuerdings haben auch die Jesuiten Tschutia Nagpur zu einem Hauptfeld ihrer Thätigkeit ausersehen (schon 14 Missionare).

Die Zeit ist ernst für unsere deutsche Mission, und es ist zu bewundern, daß sie unter den obwaltenden ungünstigen Verhältnissen auch im letzten Jahrzent sich nur immer blühender entwickelt hat. — Es arbeiten in der Kolsmission auf 7 Stationen 15 europäische Missionare und 224 Gehülfen (16 Pastoren). In 73 Schulen (Predigerseminar in Rantschi) werden 3500 Schüler unterrichtet.

Die Zahl der in 1052 Dörfern gesammelten Christen ist 30 063. Ausgabe: 100 691 M. (Grdm.)

Von Tschutia Nagpur hat sich die Goßnersche Mission nördlich zum Ganges ausgedehnt. Sie haben dort jetzt auf 4 Stationen (Ghazipur, Muzaffarpur ꝛc.) 1200 Christen. Ausgabe: 9789 M. (Grdm.)

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß im Nordwesten des Pandschab seit 1856 Sendboten der Brüdergemeinde (4) auf 2 Stationen (Kyelang und Pu) arbeiten in Erwartung des Tages, an dem sie werden vordringen können in das buddhistische Tibet.

Endlich sendet auch ein deutscher Frauenverein Lehrerinnen nach Indien aus, die zumeist im Anschluß an englische Gesellschaften arbeiten. —

Die deutschen Missionen in Indien haben sich fast durchgehend gedeihlich und glücklich entwickelt. Die Engländer schreiben das der großen Beanlagung der Deutschen für den Dienst in der Mission zu. Ich lese in einer englischen Schrift (Storrow: Geschichte der protestantischen Missionen in Indien) folgendes: „Der deutsche Charakter ist wie zur Mission geschaffen; die Deutschen haben eine erstaunliche Fähigkeit, sich fremde Sprachen anzueignen; sie besitzen herzliches Mitgefühl und tiefe Empfindung, Eigenschaften, die in dem Vorhaben, die Stämme Indiens aufzuklären und zu christianisieren von außerordentlichem Werte sind. Die in Indien wirkenden deutschen Missionare werden von anderen nicht übertroffen". — Solch ungeteiltes, unbefangenes Lob legt uns Deutschen große Pflichten auf, — es weist aber auch prophetisch in die Zukunft. —

Großartige Ausdehnung haben in Indien die missionarischen Arbeiten der englischen und amerikanischen Gesellschaften gewonnen. — Um in das Wenige, was ich aus dem reichen Material auswähle, eine übersichtliche Ordnung zu bringen, werde ich nacheinander zusammenstellen, was von den Anglikanern, Presbyterianern, Kongregationalisten, Baptisten und Methodisten auf dem indischen Missionsfelde gearbeitet wird.

Bei weitem die bedeutendsten Missionen unterhält in Indien die anglikanische Kirche (established church of England). Es sind die beiden größten Missionsgesellschaften der Welt, die in ihrem Interesse arbeiten. Die church missionary Society (Ch. M. S.) „zeichnet sich durch Weitherzigkeit, Verträglichkeit, Noblesse, treffliche Organisation und gesunde Missionsgrundsätze aus"; die S. P. G. vertritt mit ihren Annexen (Universitymissions) die Interessen der Hochkirche und neigt stark zum Geist und zu den Formen des römischen Katholizismus hin. — Der erste anglikanische Bischofssitz, der in Indien gegründet wurde, war Kalkutta (1814). In der Folgezeit wurden sechs weitere episkopale Diözesen eingerichtet: Madras 1835, Bombay 1837, Kolombo 1845, Lahore 1877, Rangun 1877, Travankor 1879. Die Errichtung eines Bischofsitzes in Rantschi wird angestrebt.

Die Diözese Kalkutta umfaßt Bengalen und die Nordwestprovinzen (N. W. P.). Die Ch. M. S. hat eine erfolgreiche Mission im Krischnagardistrikt (westlich von Kalkutta, 6000 Christen), arbeitet auf 8 Stationen unter den kulturlosen Santals (2600 Christen), sie hält die großen Städte der N. W. P., wie Agra, Benares, Allahabad ꝛc. besetzt, auch dringt sie von hier nach Radschputana und zu den Centralprovinzen vor. (13 958 Christen, 12 544 Schüler.) Die S. P. G. pflegt, wie wir sahen, den 1869 an sie übergegangenen Teil der Kolsmission noch heut, (13 045 Chr.), sonst hat sie noch kleinere Missionen besonders im Osten Calcuttas (an 5000 Christen).

Die Diözese Lahore ist fast allein von der Ch. M. S. besetzt (S. P. G. nur in Delhi). Auf 18 Stationen, die sich nach Nordwesten bis an die Pforte Afghanistans, Peschawar erstrecken, hat sie 26 Missionare, 1905 Christen, 5570 Schüler. Ein wichtiges Institut ist die durch den Bischof French in Lahore gegründete theologische Hochschule. —

In der Diözese Bombay wirken beide Gesellschaften (jede hat 5 Stationen wie: Bombay, Poona und Ahmednagar). 6198 Christen sind gesammelt. —

Die Diözese Travankor und Cochin an der Südwestküste Indiens ist von der Ch. M. S. seit 1816 besetzt. Zwanzig Jahre lang wurde hier die Mission unterhalten mit dem Bestreben, die alte syrische Christengemeinschaft zu einer Reformation zu veranlassen. 1837 kam es zum Bruch zwischen dem syrischen Bischof und den Missionaren; die letzteren wirken seither unter den unciviliserten Hügelbewohnern der Arajer, doch haben sich ihnen auch viele syrische Christen angeschlossen. 7 Missionare, 19 744 Christen, 5000 Schüler. —

In der Diözese Madras hat die anglikanische Kirche die weiteste Ausdehnung gewonnen. Es ist hier zunächst die Arbeit beider Gesellschaften in Tinnewelly (Südostspitze Indiens) zu erwähnen. — Schon die hallische Mission des vorigen Jahrhunderts hatte hier eine zu zahlreichen Übertritten führende Bewegung der Geister ins Leben gerufen. Deutsche waren es (Rhenius und andere), die seit 1820 das begonnene Werk im Dienste der Ch. M. S. erfolgreich fortsetzten (1838: 14 000 Christen). Dann begann seit 1829 die S. P. G. im östlichen Tinnewelly ihre Arbeiten. — Massenübertritte, deren Früchte beiden Gesellschaften zu gute kammen, stellten sich 1878 infolge der während der Hungersnot von 1877 geleisteten liebreichen Hülfe ein. Die zwei ältesten Missionare beider Gesellschaften (Caldwell und Sargent) wurden 1878 zu Assistenzbischöfen für den Bischof von Madras geweiht. Die Zahl der Christen beträgt mehr als 90 000, in 618 Schulen beider Gesellschaften werden 22 720 Kinder unterrichtet. —

Weiter nach Norden zu im Kaweridelta arbeitet die S. P. G. in oft gewaltthätiger Konkurrenz mit der leipziger Mission auf 11 Stationen. (Trankebar, Tandschaur u. s. w., auch Arkot und Maisur); in Madras selbst haben beide Gesellschaften kleine Gemeinden; nordöstlich von Madras hat die Ch. M. S. eine ausgedehnte Mission im Krischnadistrikt (7843 Christen, 1699 Schüler).

In der Diözese Rangun, welche auch das neuerworbene Ober-Barmah umfaßt, hat sich 1859 die S. P. G. niedergelassen, sie pflegt neben kleineren Brahmanengemeinden in Taungu eine Karenengemeinde, die sie nicht selbst gesammelt (4000 Christen), und hat neuerdings ihre eine Zeit lang verlassenen Stationen in Oberbarmah (Thayetmyo, Mandaleh) wieder besetzt. —

In der Diözese Kolombo (Ceylon) wirkt endlich seit 1817 die Ch. M. S. auf mehreren Hauptstationen (so Jaffna, Kolombo, Kandy, Baddegama). Sie arbeitet unter Singhalesen und Tamilen (Kulis auf den Kaffeeplantagen). Die S. P. G. trat 1838 ein und hat sich auf 9 Stationen über die ganze Insel verbreitet. Die schnöde, echt katholische Herrschsucht des 1875 ernannten Bischofs von Kolombo (Anhänger der S. P. G.) führte zu einem Jahre dauernden Streit beider Missionsgesellschaften; jetzt haben sie wieder einen modus vivendi gefunden. Die Zahl der Christen beider Gesellschaften ist 8418 (S. P. G. noch nicht 2000). In den Schulen sind 12 400 Kinder. —

Die Gesamtzahl der zur anglikanischen Kirche gehörigen Indier dürfte sich jetzt (1887) auf 185 000 belaufen. — Die Summe der Ausgaben beider Gesellschaften für das indische Gebiet beträgt an 2 500 000 Mark.

Presbyterianische Missionen finden sich in den drei großen Hauptstädten: (Kalkutta, Madras, Bombay) und sonst besonders in den nördlichen Partien Indiens. — Einen gewichtigen Platz in der Missionsgeschichte nehmen vor allem die Arbeiten der schottischen Staatskirche und der von ihr 1843 losgelösten Freikirche ein. Die erstere sandte, nachdem sie schon mehrere Jahre in Indien gearbeitet, Dr. Duff 1829 nach Kalkutta. Die Thätigkeit dieses Mannes ist für die Missionsarbeit in Indien in den letzten 50 Jahren von bestimmendem Einfluß geworden. Er war der erste, der höhere Missionsschulen gründete, an denen das Englische als Unterrichtssprache eingeführt wurde; in

Kalkutta, Madras, Bombay und Poona wurden im Lauf der dreißiger Jahre höhere Lehranstalten gegründet, und das von der schottischen Gesellschaft gegebene Beispiel wurde bald von den meisten anderen Missionen nachgeahmt. — Auch die freie schottische Kirche, zu welcher Duff im Jahre 1843 übertrat, hat bisher fast ausschließlich durch Schulthätigkeit gewirkt. — Da beide Gesellschaften es nicht in erster Linie auf Sammlung von Gemeinden absehen, so haben sie bis zum heutigen Tage noch nicht 4000 Christen gesammelt. —

Die irischen Presbyterianer haben eine blühende Mission in Gudscharat (nordwestliches Indien); sie haben sich dort seit 1815 auf 6 Stationen (Ahmedabad ꝛc.) ausgedehnt (an 2000 Christen). Neuerdings haben sie viel von dem jesuitischen Treiben der Heilsarmee zu leiden.

Die unierten Presbyterianer Großbritanniens arbeiten seit 1860 auf 9 Stationen im östlichen Radschputana (Udaipur, Adschmir ꝛc.), sie haben an 1000 Christen gesammelt und unterrichten 5000 Kinder.

Die amerikanischen Presbyterianer (North) haben sich seit 1834 im südlichen Pandschab niedergelassen (Ludhiana ꝛc.); ihre 19 Stationen erstrecken sich auch bis in die nördlichen Teile der Nordwestprovinzen. — Sie haben 2000 Christen gesammelt und unterrichten an 8000 Kinder.

Kleinere presbyterianische Missionen, wie die der unierten Presbyterianer Amerikas um Sialkot herum (Pandschab); die Mission der kanadischen Presbyterianer in Centralindien (Indur) und die der englischen Presbyterianer in Bengalen (Rampur Balia) erwähne ich nur im Vorübergehen. —

Die Kongregationalisten sind auf dem indischen Missionsfelde durch zwei Gesellschaften vertreten, durch die Londoner Missionsgesellschaft und den amerikanischen Board. Die erstere wirkt auf drei verschiedenen Feldern. Sie hat sich seit 1817 auf 7 Stationen in Nordindien ausgedehnt (Bengalen und N. W. P. 2433 Christen, 5039 Schüler). Sie arbeitet ferner auf 11 weit über das Dekkan hin verstreuten Stationen in Südindien (u. a. Madras, Vizagapatam, Bangalur, Koimbatur: 9063 Christen, 7209 Schüler). Ihr wichtigstes Arbeitsfeld aber hat sie in Südtrawankor. Seit 1800 hat sie sich hier auf 6 Stationen und 264 Außenstationen ausgedehnt. 8 englische Missionare und 19 eingeborene Pastoren pflegen 48 843 Christen. — In 267 Schulen 12 312 Schüler. —

Auch der amerikanische Board ist in drei verschiedenen Teilen Indiens thätig. Schon 1816 besetzte er den Norden der Insel Ceylon; auf 7 Stationen hat er dort jetzt 1243 Kommunikanten (!) und 8392 Schüler. 1834 dehnte er seine Arbeiten nach Südindien (Madura) aus. Nach hartem Kampf gelang es dort seinen Missionaren, den noch von den Tagen der dänischen Mission her in den Gemeinden herrschenden Kastengeist zu brechen. — Jetzt wird auf 11 Stationen gearbeitet — 3020 Kommunikanten, 5005 Schüler. — Schon seit 1812 endlich arbeitet der Board auch in der Marathaprovinz (von Bombay aus), 1718 Kommunikanten, 2285 Schüler befinden sich auf 7 Stationen. —

Bedeutendes auf dem indischen Missionsgebiet haben auch die Baptisten geleistet. Die englische Baptistenmissions-Gesellschaft war die erste, welche dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in England erwachenden Missionsinteresse ihre Entstehung verdankt; ihr Stifter ist der große Carey, der 1793 selbst nach Kalkutta ging, um das Missionswerk zu beginnen. Von der ostindischen Kompagnie verhindert, in Kalkutta zu arbeiten, fand er 1798 mit seinen Gehülfen Marschmann und Ward eine Basis für seine Thätigkeit in dem damals noch dänischen Serampur, nördlich von Kalkutta. Außerordentliches ist von den Serampurmissionaren geleistet worden. Sie haben unter anderem die Bibel oder Teile der Bibel in 10 verschiedene Sprachen übersetzt. Das Werk der baptistischen Gesellschaft hat sich im Laufe der Jahrzehnte ausgedehnt, zumeist über das östliche Bengalen (15 Stationen) und die Nordwestprovinzen (10 Stationen).

4000 Kirchenglieder, 5000 Schüler. Auch in Bombay und auf Ceylon (um Kolombo und Kandy) haben sie Missionen (666 Kommunikanten, fast 3000 Schüler).

Bedeutungsvoll ist das Werk der amerikanischen Baptisten in Hinterindien. Sie arbeiten dort seit 1872 (Rangun) unter Barmanen, von denen an 1800 gewonnen sind. Blühend aber hat sich besonders ihre Mission unter dem Bergvolk der Karenen entwickelt (seit 1828). — Mit offenen Armen wurde hier das Evangelium empfangen, da das Volk infolge alter Überlieferungen in der Erwartung einer neuen Gottesoffenbarung stand. Die Arbeit der Missionare und der eingeborenen Helfer, wie Khotabju und Saquala, wurden reich belohnt; die Zahl der Christen beläuft sich jetzt auf über 25 000. Die Gemeinden sind opferwillig und steuern fleißig zur Errichtung von Kirchen und Schulen bei. — Eine Spaltung wurde 1862 durch Frau Mason in die Mission gebracht: sie trat mit mehreren tausend Anhängern zur anglikanischen Kirche über. Auch Jesuiten haben sich seither eingestellt. Amerikanische Baptisten auch im Krischnadistrikt. —

Zwei baptistische Missionen wirken in der Küstenprovinz Orissa (westlich von Kalkutta). Nördlich um Midnapur herum arbeiten die amerikanischen Free will baptists (seit 1836) auch unter den dort lebenden Santals. Sie wirken vorzüglich durch Schulen. —

In den südlicheren Teilen Orissas wirken die englischen Generalbaptisten seit 1822 jetzt auf 8 Stationen: (Katak u. s. w.); einen speziellen Zug ihrer Mission bilden die Waisenhäuser, in welche lange Zeit Kinder der Ghonds aufgenommen wurden, die man vom Opfertode gerettet hatte. — Die Zahl der in Orissa gesammelten Christen beträgt über 4000.

Kleinere baptistische Gesellschaften — die strict und die Canadian baptists arbeiten im Telugulmnde.

Endlich sind zu erwähnen die Missionen der Methodisten. Voran steht hier die große wesleyanische Missionsgesellschaft, die ja unter anderem auch in unserem deutschen Vaterlande missionarisch zu wirken sich erkühnt. Ganz Indien fast hat sie mit einem Netz von Stationen überzogen. Sie wirkt in Bengalen und in den Nordwestprovinzen, sie hat Missionen in Madras und Tritchinapallidistrikt, sie entwickelt rührige Thätigkeit, namentlich im Königreich Maisur und in Ceylon, auch ist sie 1879 nach Haiderabad vorgedrungen und hat im letzen Jahre auf zwei Stationen in Oberbarmah ein neues Gebiet ihrer Thätigkeit gefunden. Man berechnet die Zahl ihrer „Anhänger" ungefähr auf 23 000; Schüler soll sie an 36 000 unterrichten.

Walliser kalvinistische Methodisten haben seit 1840 Stationen unter dem Bergvolke der Khasi in Assam (nordöstlich von Bengalen). In 66 Gemeinden haben sie jetzt 3318 Anhänger und 3500 Schüler.

Die bischöflichen Methodisten Amerikas (North) arbeiten mit großem Aufwand von Kraft seit 1857 im Gebiete der Nordwestprovinzen: (Rohilkand, Oudh, Kamaon, Garwal). Sie haben ein theologisches Kolleg in Bareli; auf 19 Stationen sind 4000 Christen gesammelt. —

Daß auch die Quäker auf mehreren Stationen in den Centralprovinzen arbeiten, sei im Vorübergehen kurz erwähnt. —

Auch Holländer, Dänen, Schweden und Norweger unterhalten kleinere Missionen in Indien, zu größerer Blüte hat es bisher doch nur die Mission der reformierten Holländer Amerikas gebracht. Sie arbeitet westlich von Madras im Arcotdistrikt (seit 1857). Die Zahl der auf 7 Stationen lebenden Christen beträgt an 7000. Von den unabhängigen Missionen erwähne ich nur die Indian home mission, welche unter den Santals arbeitet und jetzt eine Gemeinde von 3216 Christen (3007 Schüler) besitzt. —

Es sind jetzt — mit Einschluß der verschiedenen Traktat- und Erziehungsvereine — 47 Missionsgesellschaften und 7 unabhängige Missionen auf dem indischen Missionsfelde thätig. Die europäischen Arbeiter bestehen aus 586 Missio-

naren, 72 Missionshelfern, 98 Lehrern und 479 Lehrerinnen. Unterstützt werden dieselben durch unter den Christen Indiens gewonnene Kräfte: 461 Pastoren, 2488 Prediger und Katechisten, 3481 Lehrer, 1643 Lehrerinnen. — Das will noch gar wenig heißen für das große Indien; für 210 000 ein Missionar, für 83 000 ein indischer Prediger!

Es ist hier nicht der Ort, einzugehen auf eine nähere Schilderung der weit verzweigten Thätigkeit der Missionare; nur einzelne Züge will ich kurz hervorheben. —

Einmal die Bibel- und Traktatenverbreitung. Sie wird selbstverständlich von allen Missionen getrieben; besondere Traktatgesellschaften haben sich in einer Anzahl von indischen Städten gebildet, und endlich wird das Werk thatkräftig von der englischen Bibelgesellschaft und der großen Londoner Traktatgesellschaft unterstützt. Die ganze Bibel ist in die Hauptsprachen Indiens und Teile der heiligen Schrift in die meisten anderen Sprachen übersetzt worden. Einzelne Traktate sind zu Hunderttausenden und einzelne Bücher der Bibel (Evangelien) zu Millionen von Exemplaren vertrieben worden, so daß in vielen Distrikten und Provinzen eine weitgehende Bekanntschaft mit den christlichen Anschauungen sich vorfindet. —

Großer Wert ist, wie schon hervorgehoben, von den Missionaren auf die Erziehung gelegt worden. Die Zahl der verschiedenen Missions-Schulen für das männliche Geschlecht ist in den letzten 30 Jahren (1851—1881) von 1257 auf 3461 gestiegen; die Zahl der Schüler, die 1851 nur 52 850 betrug, ist heut 131 244. Unter den missionarischen Agentien stehen die Schulen in vorderster Reihe. „Weder Hinduismus, noch Muhamedanismus kann blühen unter den Sonnenstrahlen der Wissenschaft (knowledge)". Wo die Missionare Schulen unterhalten, sind sie sicher vor fanatischer Feindschaft, da sind sie geschützt vor der vielleicht noch mehr die Kraft lähmenden Verachtung der Heiden. — Die besten eingeborenen Pastoren und die einflußreichsten Glieder der christlichen Gemeinden sind gewonnen aus den Klassen, die eine höhere Erziehung genossen haben.

Ein hochbedeutendes Stück missionarischer Thätigkeit in Indien ist endlich die Arbeit unter den Frauen. Erst im Laufe der letzten 40 Jahre hat man je mehr und mehr die dringende Notwendigkeit erkannt, den in geistiger Nacht und sozialer Sklaverei dahinlebenden Frauen Indiens Hülfe zu bringen. — Fast alle Gesellschaften treiben heutzutag auch Frauenmission, — eine Anzahl von Gesellschaften hat sich in England und Amerika gebildet, die diesen Zweig des Missionswerks speziell kultivieren und als „Hülfsgesellschaften" sich an die großen Missionsvereine angeschlossen haben. Die Zenanas werden durch Frauenmissionare regelmäßig besucht, — (1871: besuchte Zenanas 1300; 1881: 9566). Schulen für die Erziehung der Mädchen, die früher vor Ankunft der Missionen ganz ununterrichtet blieben, werden gegründet. Noch 1851 zählte man erst 371 Schulen mit 11 183 Schülerinnen; jetzt (1881) ist die Zahl der Schulen auf 1275 und die Zahl der Schülerinnen auf 56 408 gestiegen, — ein untrügliches Zeichen dafür, daß die soziale Stellung der Frau in Indien unter dem Einfluß der christlichen Missionen langsam eine andere zu werden beginnt!

Auch die Gemeinde der Christen bleibt im stetigen Wachstum begriffen: 1851 zählte man 54 000 Christen; 1861 schon 138 000; bis 1871 stieg die Zahl auf 224 000 und die statistischen Ergebnisse des Jahres 1881 weisen eine Gesamtzahl von 417 000 auf. — Man soll über die Kleinheit dieses nach so unendlichen Mühen und Kraftanstrengungen gesammelten Häufleins nicht verächtlich denken, der gute Samen hat in den Herzen vieler Tausende von Heiden zu keimen begonnen. Bewegungen, wie der Brahmo-Somadsch beweisen es deutlich, daß das Werk so vieler Liebe, so vieler Thränen und so vielen Gebetes nicht umsonst gewesen ist. —

Viel Ausstellungen ließen sich freilich machen an der Methode, die von manchen Gesellschaften in Indien eingeschlagen wird und die gar oft weit abirrt

von dem, was wir Protestanten und besonders wir deutschen Protestanten für richtig und mit dem Evangelium Christi für vereinbar halten. Aber einmal ist eine Missionsrundschau nicht der Ort, Kritik zu üben, und dann, — wir folgen gern dem mahnenden Beispiel des Apostels, der sich freute, wenn nur Christus verkündet werde auf allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit. —

Ich lasse zum Schluß Sir Bartle Frere, den einstigen Gouverneur von Bombay sprechen, der sich in einer über die indischen Missionen (1870) gehaltenen Rede in folgenden Worten ausspricht:

„Was man Ihnen auch vom Gegenteil sagen mag, ich versichere Sie, daß „die Verkündigung des Evangeliums (teaching of Christianity) unter den „160 Millionen civilisierter, fleißiger Hindus und Muhamedaner Indiens sittliche, „soziale und politische Umwälzungen erzeugt, die an Ausdehnung und Schnelligkeit „der Wirkungen weit außerordentlicher sind als irgend etwas, was Sie oder „Ihre Väter im modernen Europa erlebt haben." —

Aus der Mission der Gegenwart.

Auch Holland hat nun seine gemeinsame Missionskonferenz. Auf Einladung des Centralkomitees für das Seminar zu Depok vereinigten sich am 22. Juni d. J. die Vertreter der Mehrzahl der holländischen Missionsgesellschaften zum ersten Mal zu einer brüderlichen Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten. Der im Missionsdienst ergraute, ehrwürdige Inspektor der alten niederländischen Missionsgesellschaft, Neurdenburg, hielt das grundlegende Referat über „Arbeitsteilung und Zusammenwirken auf dem Gebiet der Mission". Auf Grund desselben wurden für die Zukunft regelmäßige Konferenzen beschlossen und ein Ausschuß mit der Einberufung der nächsten betraut. Von der Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses wurde vernünftigerweise Umgang genommen. Der freudige Ton, der die Versammlung von Anfang bis Ende in Vorträgen, Diskussion und geselligem Beisammensein durchwehte, war der beste Beweis für das Gelingen dieses neuen Einigungsversuchs auf dem Felde der Missionsarbeit, den wir unsererseits freudigst begrüßen. — Soll die christliche Kirche wieder, wie sie es im Anfang war, eine Missionskirche werden, welche die siegreiche Durchführung ihrer heiligen Sendung an die Menschheit als die gemeinsame Angelegenheit aller betrachtet, so muß ein viel innigeres Band als bisher die Missionsfreunde aller Orten umschließen. Ein großer, alle Länder umspannender evangelischer Bund zur Christianisierung der nichtchristlichen Welt, eine Verbindung der Missionstreibenden der gesamten evangelischen Christenheit zu einer vereinigten Streitmacht, die zwar getrennt, aber nicht zusammenhangslos marschiert, um vereint zu schlagen und aufzubauen, ist das Ziel, dem wir zuzustreben haben. Auf dem Wege zu diesem Ziel bildet jede Konferenz, bei der man sich über die Schlagbäume dogmatischer und konfessioneller Differenzen hinweg die Hand zu gemeinsamem Vorgehen reicht, einen neuen Schritt. Nachdem nun seit den sechziger und siebenziger Jahren die Missionare der verschiedenen Denominationen auf den meisten größeren Arbeitsfeldern sich durch regelmäßige Vereinigungen näher zusammengeschlossen, nachdem die deutschen und holländischen, teilweise auch die englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften in Konferenzen gemeinsam zu tagen begonnen haben, hoffen wir es zu erleben, daß bald auch die sämtlichen europäischen Missionsgesellschaften, vorab die des Kontinents, sei es in dieser, sei es in jener Weise, in direkte Beziehung zu einander treten, ja daß mit der Zeit selbst die alte und die neue Welt sich über den Ozean herüber über ihre gemeinsame Aufgabe nach außen verständigen lernen werden. Ein Einigungsmittel von unschätzbarem Wert wäre schon nur die Errichtung einer Centralstelle für das gesamte evangelische Missionswesen, eines ständigen Missionsbureaus, in welchem

alle wichtigen Nachrichten aus der Thätigkeit und den Erfolgen der bestehenden 80 Gesellschaften, ihre Jahresberichte und Publikationen zusammenliefen und von welchem aus sie in übersichtlicher Zusammenfassung nach allen Seiten mitgeteilt werden könnten. Wir behalten uns vor, auf diesen Gedanken später näher zurückzukommen. E. B.

Vereinsnachrichten.

I. Dritter Jahresbericht des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins,

abgelegt vor der Generalversammlung in Braunschweig den 1. Juni 1887 vom Vereinspräsidenten **Dr. Buß** in Glarus.

(Schluß.)

Nach dieser allgemeinen Orientierung lassen Sie mich zur Darlegung des Standes der Arbeiten im einzelnen übergehen.

1. Das chinesische Arbeitsfeld.

Bei der letzten Generalversammlung wurde, wie dies auch in der Vereinszeitschrift geschehen ist, einläßlich auf die Bedeutung der litterarischen Missionsthätigkeit gerade für dieses der persönlichen Propaganda so schwer zugängliche, für Belehrung durch Bücher und Zeitschriften dagegen so empfängliche und dankbare, einzigartige Volk hingewiesen. In einem Lande mit 400 Millionen Einwohnern, die alle lesen können, wo das Lesen bis in die untersten Stände herab fast jedermann Bedürfnis ist, wo aber die einheimische, gleichförmige Litteratur trotz ihrem ungeheuren Reichtum nicht mehr genügt, bei einer Sprache, die alle andern Sprachen der Erde an Verbreitung weit übertrifft, indem jede in ihr verfaßte Schrift von einem vollen Drittel der Menschheit verstanden wird, in einem solchen Lande ist jedes gut geschriebene christliche Buch ein Missionar, der, weil er überall Zutritt hat und überall willkommen ist, auch leicht Gehör findet und zur Vorbereitung des Volkes auf das Christentum in nachhaltiger Weise wirken kann. In Übereinstimmung mit unserm Vorstand hat denn auch Missionar Faber im Berichtsjahr fortgefahren, für China wie bisher litterarisch thätig zu sein. Stationiert in Shanghai, dem Mittelpunkte des chinesischen Buchhandels, wohnend in dem Gebäude einer Buchdruckerei und chromo-lithographischen Anstalt, die ihm zur Verfügung steht, unterstützt von zwei, zeitweilig drei chinesischen Gelehrten, die ihm mit der Herbeischaffung des Materials und der sprachlichen Feststellung und Korrektur der Texte behilflich sind, hat er in den letzten Monaten sieben biblische Bilder aus dem Alten Testament in Form von Monographien mit einer Menge allerliebster Illustrationen bearbeitet und herausgegeben, nämlich Joseph, Moses, David, Salomo, Ruth, Esther, Daniel und die Vögel und Säugetiere der Bibel. Die Anschauungen und Zustände der alttestamentlichen Zeit in ihrer Einfachheit und mit ihrem ausgeprägt orientalischen Kolorit stehen dem Verständnis des Chinesen, zumal bei ihrer vielfachen Ähnlichkeit mit den chinesischen Verhältnissen, viel näher als die der neutestamentlichen Zeit und üben auf ihn eine große Anziehungskraft aus. — Im fernern ist nun die zweite Auflage seines epochemachenden und hoffentlich segensreich wirkenden Werkes über christliche und chinesische Civilisation erschienen, das in seltener Weise dem praktischen Bedürfnis der Chinesen entgegenkommt, indem es die Zustände Chinas mit denen der christlichen Völker in Bezug nicht nur auf die Religion, sondern ebenso sehr auf die staatliche, juridische, pädagogische, praktisch-sittliche Gestaltung bis auf die Details des Familien- und Privatlebens, des Handels, der Vereinsthätigkeit, der Kunst und Wissenschaft ꝛc. in Parallele setzt.

Diesem Werk ist eine weite Verbreitung gesichert, war doch die erste Auflage von 1000 Exemplaren schon nach Verfluß eines Jahres vergriffen. — Die geplante Herausgabe einer chinesischen Zeitschrift hat Faber zurzeit noch nicht ausführen können; dagegen arbeitet er mit an der Herausgabe einer neuen chinesischen Bibelübersetzung, die bekanntlich mit den allergrößten Schwierigkeiten verknüpft ist, da bei ungeschickter Wahl der Ausdrücke die mißverständlichsten Vorstellungen erweckt werden und die chinesische Sprache gerade für die wichtigsten religiösen Begriffe, wie Sünde, Gnade, Vergebung, Erlösung, keine zutreffenden Wörter hat. So streiten sich die Missionare schon seit Jahren darum, mit welchem Worte „Gott" übersetzt werden solle, damit es dem Chinesen weder den Himmel noch ein mythisches höheres oder niedrigeres Geisterwesen bedeute. Im fernern bearbeitet Faber mit einem seiner kantonesischen Gelehrten einen Kommentar zum Lukas-Evangelium und mit seinem Graduierten aus Nanking bereitet er eine Bearbeitung der chinesischen Klassiker vom christlichen Standpunkt aus vor, wozu ein Sammelwerk von 360 Bänden nebst vielen andern Schriften durchstudiert und ausgezogen werden muß. Von dieser bedeutenden Unternehmung einer auf mehrere Jahre angelegten Arbeit, zu welcher es eben der wissenschaftlichen Thätigkeit und der Sprach- und Litteraturkenntnis eines Faber bedarf, darf man sich, wenn sie vollendet ist, wohl eine große Wirkung versprechen, da dem Chinesen seine Klassiker, insbesondere Konfucius, geheiligte Autoritäten sind, die er wohl kaum je im Lichte einer fremden Religion zu betrachten Gelegenheit hatte. Als Mitglied der Royal asiatic Society hatte Faber überdies Anlaß, eine Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen über Konfucius, über das Geschäftsleben der Chinesen und dergl. zu schreiben, von kleineren Arbeiten zu schweigen.

Gegenwärtig befindet er sich auf einer Reise ins Innere Chinas, die er zu wissenschaftlichen und missionarischen Forschungszwecken auf besondere Veranlassung hin, unternommen hat.

Seine Stellung als Editor der Buch- und Traktatgesellschaft für China ist im wesentlichen dieselbe geblieben, wie voriges Jahr. Nur insofern ist eine Änderung eingetreten, als das Verhältnis der schottischen Gesellschaft dieses Namens zu dem in China residierenden auswärtigen Komitee infolge Statutenänderung ein freieres geworden ist. Dem letzteren ist volle Aktionsfreiheit zugestanden, Faber hat sich bei seinen Arbeiten des Einverständnisses nur mit diesem zu versichern, und auch unsere Beziehungen bleiben auf den Verkehr mit diesem beschränkt.

In Shanghai wird seit Weihnacht die Gründung einer deutsch-evangelischen Koloniegemeinde angestrebt. Faber hat sich um das Zustandekommen derselben ernstlich bemüht, und der Geschäftsausschuß hat sich vertraulich und unverbindlich an das dortige deutsche Generalkonsulat gewandt und demselben die eventuelle Hülfe des Vereins, speziell zur Gewinnung eines geeigneten Geistlichen, angeboten, ist jedoch noch ohne Antwort. Die daselbst früher bei ähnlichen Versuchen gemachten Erfahrungen lassen indessen bis jetzt sowohl für den Bestand und die Blüte einer solchen Gemeinde, wenn sie zustande kommen sollte, als für deren Bedeutung als Stützpunkt allfälliger damit zu verbindender Missionsbestrebungen keine allzugroße Hoffnung aufkommen.

2. Das japanische Arbeitsfeld.

In Bezug auf Japan durften wir der Generalversammlung voriges Jahr erzählen, wie es unserem ersten Sendboten Spinner gelungen war, trotz schwer zu besiegender Vorurteile und zahlreicher Hindernisse in Tokyo und Yokohama deutsch-evangelische Kolonialgemeinden zu gründen und ein regelmäßiges gottesdienstliches Leben in denselben anzubahnen, wie diese Gemeinden sich organisierten, ihre Statuten aufstellten, sich der sächsisch-weimarschen Landeskirche anschlossen und hinsichtlich der Abhaltung der Gottesdienste zu einem

Turnus sich verständigten, wie Spinner einerseits jeder derselben ihren regelmäßigen Gottesdienst sicherte, anderseits aber auch es ermöglichte, beide Gemeinden zugleich zu pastorieren. Diese im letzten Jahre geschaffenen Verhältnisse bestehen unverändert fort und haben sich nunmehr fest eingelebt. Die beiden Gemeinden sind freilich sehr verschieden. Die in Tokyo ist kleiner, aber stabiler. Sie zählt nur 60—70 Seelen, besteht größtenteils aus Beamten, Professoren, Juristen, Ärzten und weist als festen Grundstock eine Anzahl bleibend angesiedelter Familien auf, denen die Pflege eines geordneten, kirchlichen Lebens Bedürfnis und Wohlthat ist. Das Zusammenkommen und der Besuch der Gottesdienste wird indessen durch die ungewöhnlich großen Entfernungen der einzelnen Glieder von einander wesentlich erschwert. Die Gemeinde in Yokohama ist zahlreicher, 90—120 Seelen zählend, aber beständigem Personenwechsel unterworfen, meist aus Kaufleuten zusammengesetzt, die zu- und abreisen und unter sich nicht in demselben geschlossenen Zusammenhang stehen, wie die Kolonie in Tokyo. Sie hat eine schwere Krise glücklich überdauert; entwickelt sich nun aber wieder ruhig weiter. Beide gedeihen zur Genugthuung ihres Stifters wie zu unserer Freude dank der wohlgesinnten, geschickten und eifrigen Leitung ihrer Kirchenvorstände, wie der unermüdlichen Thätigkeit Spinners. Die Gottesdienste sind so eingerichtet, daß in Tokyo jeden Sonntag mit Ausnahme je des zweiten im Monat vormittags 9½ Uhr in der Kirche der amerikanisch-unierten Gemeinde, in Yokohama alle vierzehn Tage abwechslungsweise morgens 10 Uhr und abends 5½ Uhr in Maronis Hall, einem Versammlungssaale, an den Festtagen je an beiden Orten gepredigt, bez. das Abendmahl ausgeteilt wird.

Ist nun schon die Doppelstellung Spinners als Geistlicher zweier weit auseinander liegender Gemeinden hinreichend, die volle Kraft eines Mannes zu absorbieren, so stellt vollends die spezifisch missionarische Thätigkeit an unseren Sendboten die allergrößten Anforderungen. Es gehören eiserne Nerven dazu, um die Summe der Arbeit zu bewältigen, die sich ihm dort ungesucht darbietet. Es gereicht uns zu großer Freude, mitteilen zu dürfen, daß der Einfluß Spinners auf die heidnische Bevölkerung in Tokyo in einem all unsere Erwartungen übertreffenden Maße von Monat zu Monat steigt, und zwar strömt ihm im Unterschied vom größeren Teil der Missionare der andern dort vertretenen Gesellschaften vor allem die gebildete Bevölkerung, besonders die studierende Jugend, der höhere und höchste Beamtenstand und die Damenwelt zu. Er scheint je länger je mehr für die Höherstehenden in Tokyo, die sich näher mit dem Christentum vertraut zu machen wünschen, die Adresse zu sein, an die man sich wendet. Die öffentlichen Vorträge, die er in großer Zahl über die für Japan brennenden religiösen, philosophischen, pädagogischen und sozialen Fragen, nicht zum wenigsten auch über die Frauenfrage, resp. über die Stellung der Frau und über die Mädchenerziehung, zu halten veranlaßt ist, erfreuen sich eines stetig wachsenden Zudranges.

Gestatten Sie mir, Sie durch Mitteilung einiger Stellen aus Privatbriefen von Spinner, die mir gütigst zur Verfügung gestellt wurden, in das Detail seiner Arbeit einzuführen. Er schreibt unterm 3. März 1887: „Neben mir liegt die heutige Nummer der Kirisato no Schimbum, und da brauche ich nur einfach zu sagen, was ich lese, und ich bin in Euren Augen wegen allfällig übertriebenen Schweigens entschuldigt. Im japanischen Texte steht: „Die Kirche in Bancho, vor einem Jahre eingeweiht, ist heute zu klein geworden hauptsächlich infolge der Vorträge von Pfarrer Spinner, die in letzter Zeit das Thema der weiblichen Erziehung behandelten.“ Jetzt halte ich dort jeden anderen Sonntag Vorträge über christliche Knabenerziehung. — Weiter steht im englischen Teil derselben Zeitung: „The Rev. Mr. Spinner will address a meeting at the Beinazako Amiet, Akaraka, next Saturday the 5th instant at the request of the Akaraka Young Mens Christian Association.“ — Weiter steht unter den

Bekanntmachungen: „Rokugozashi“ (theologisches Monatsmagazin) W. Spinner, „Science and Religion“, weiter: „Magazin für Frauen: W. Spinner, erstens: Über die Erziehung des Weibes. Zweitens: Pädagogische Gebote.“ Weiter: „Anzeige, betreffend Monatsvorträge vom Pfarrer Spinner in Shitago Jehi Kiokroi: Wie erkennen wir Gott im Leben des Geistes?“ — Und dazu kommen hunderterlei andere Dinge: Predigen, Privatvorträge, Versammlungen, Religionsstunden, Arbeiten am Pulte, von denen die Öffentlichkeit nichts vernimmt. — Dazwischen explodiert gelegentlich wieder eine Enttäuschungsbombe und zerreißt einem hübsch entworfene Pläne in tausend Stücke, so daß nichts übrig bleibt, als wieder neu anzufangen. — Kein Mensch hat wohl ein bewegteres Leben als unsereins, wenn er so ganz allein einer Riesenarbeit und schwerer Verantwortung gegenübersteht. Ich habe mich in letzter Zeit in meinen Berichten nach der Heimat recht stille verhalten; um so mehr ist hier unterdessen geschehen. Wenn ich die nötigen Gebäude, vor allem ein Vortragslokal hätte, so würde ich es bald gefüllt haben; meine zwei verfügbaren japanischen Zimmer sind schon längst überfüllt; ich muß die Leute abweisen. Unmöglich kann ich all den Ansprüchen genügen, die täglich an mich gestellt werden. Heute waren unter anderen zwei ältere Damen da; sie wollten unterwiesen und getauft werden. Ich gab ihnen die Adresse eines Missionars; sie sagen mir, daß sie nur von mir unterrichtet und getauft werden wollen. Beim besten Willen aber kann ich sie jetzt nicht annehmen, da sie nicht mit anderen zugleich unterwiesen sein wollen und für mich alle Stunden besetzt sind. So muß man auf später vertrösten, wenn wir erst ein eigenes Lokal für die Japaner und noch mehr missionierende Kräfte hier haben. — Jetzt habe ich wieder zwanzig Taufkandidaten auf der Liste, mit denen ich den Unterricht morgen beginne. Mehr als zwanzig kann ich nicht aufnehmen. — Schade, daß unsere Mission so arm ist, ärmer als die niederste der hier wirkenden amerikanischen Sekten.“

Unterm 6. März d. J. schreibt Spinner ferner: „Ich bin so eben aus einer Vortragsversammlung zurückgekehrt. Ich wollte, Ihr könntet einmal dabei sein und sie sehen, Jung und Alt, Frauen und Männer, Knaben und Mädchen, wie sie so eifrig horchen, kein Wort sich entgehen lassen, so herzlich lachen, wenn's was auch nur halbwegs Spaßhaftes giebt, und so andächtig ergriffen mit tiefem Verständnis einem auf die ernsten Gebiete folgen. Komisch ist es oft, wie da alles durcheinander sitzt. Der Schüler neben dem Universitätsprofessor, der von Berlin so eben zurückgekehrte Dr. phil. neben einem Diener, der Minister neben dem Fischhändler. So mag es in den ersten christlichen Gemeinden in Rom oder in St. Pauli Gemeinden in Korinth ausgesehen haben. Es ist hier überhaupt so vieles, was einen an das Urchristentum gemahnt. Der Eifer der jungen Christen, der uns nur allzunüchternen Europäern fast als Übereifer erscheinen mag, so z. B., wenn sie ihren Mitgliedern nicht nur den Besuch der Theater und der Ringkampfspiele, sondern schon den Gedanken daran verbieten, weiter die Bereitwilligkeit, für das Christentum alles zu leisten und zu leiden. Ich bin überzeugt, daß heutzutage noch wie im 17. Jahrhundert der christliche Japaner bereit ist, für sein Christentum zu sterben. Unter dem Volke lebt viel Kraft und ritterlicher Geist.“

. . . „Mit dem christlichen Civilisationsprozeß gehts hier langsam vorwärts, aber recht langsam, und die Siegesrufe von einer bevorstehenden Christianisierung Japans sind eitel Flunkereien. Der große Gott fährt in der Ausführung seiner Erziehungspläne für die Menschheit nicht mit der Schnelligkeit amerikanischer Dampfer. So werden wir denn leider in den nächsten Jahren hier noch nicht überflüssig werden.“ —

Die Kreise, in denen Spinner auf die heidnische Bevölkerung einzuwirken Gelegenheit hat, sind folgende: Erstens: Seine deutschen Gottesdienste, namentlich die in Tokyo, sind immer auch von einer größeren oder kleineren Zahl von

Japanern besucht und zwar von Japanern höherer Gesellschaftskreise, die deutsch verstehen, und diese Besuche bieten stets auch Anlaß zu persönlicher Anknüpfung. Zweitens: In einem Verein junger Japaner hat Spinner seit Herbst 1886 für den Zeitraum von $1^1/_2$ Jahren allmonatlich einen Samstagabend-Vortrag übernommen. Drittens: Im Hause eines hohen Staatsbeamten hält er jede Woche einen Abendvortrag über religiöse, philosophische und ethische Fragen, wobei ein japanischer Universitätsprofessor Dolmetscherdienste leistet. Die Zuhörerschaft gehört der höheren Beamtenwelt an und erweist sich als sehr empfänglich. — Ein Teil derselben empfing auch von Spinner besonderen Taufunterricht, trat über und wurde getauft, mit Rücksicht auf ihre politische Stellung aber nicht von Spinner selbst, sondern von einem japanischen Prediger. Viertens: Aus diesem hochansehnlichen Kreise hat sich eine unabhängige Christengemeinde gebildet, auf welche Spinner in der Weise einzuwirken fortfährt, daß er, während sie im übrigen von einem mit dem American Board in Verbindung stehenden Prediger besorgt wird, alle vierzehn Tage in ihren Versammlungen je am Sonntag Abend Vorträge hält, die, im Herbst 1886 begonnen, unter sehr starker Beteiligung des Publikums regelmäßig fortgesetzt werden. Seit Neujahr hatte Herr Dr. Hering die Güte, ebenfalls alle vierzehn Tage je am Freitag Abend einen Vortrag zu übernehmen. Fünftens: Jeden Dienstag Abend versammelt sich in Ermangelung eines besseren Lokales vor der Hand in Spinners Haus eine gemischte Menge von Leuten jeden Standes und Alters um ihn zu Gottesdienst und Vorträgen. Aus dieser Versammlung hat sich nun eine, wenn auch erst noch kleine heidenchristliche Gemeinde gebildet, die, wenn einmal die nötigen Lokalitäten vorhanden sind und weitere Arbeitskräfte Spinner unterstützen können, sich rasch zu vermehren verspricht. — Im Frühjahr waren siebzehn getauft und zwanzig neu in den speziellen Taufunterricht getreten, Studenten, Ärzte, Privatleute 2c.*) Sechstens: In zwei verschiedenen Gruppen erteilt Spinner vierzig japanischen Studenten Unterricht in der christlichen Religion. Zwei davon vielversprechende junge Männer haben sich entschlossen, Theologie zu studieren, und erhalten von Spinner seit Februar jeden Tag vier Stunden Unterricht in den vorbereitenden Disziplinen. Siebentens: Bis Februar 1887 gab er aus Gefälligkeit am Institut für deutsche Wissenschaft wöchentlich neun, später sechs Geschichtsstunden, wodurch er in regelmäßigen, persönlichen Kontakt mit der studierenden Jugend kam. — Das Institut, von einer Privat-Gesellschaft ins Leben gerufen, ist nun an den Staat übergegangen, und Spinner infolge anderweitiger Inanspruchnahme von seiner Wirksamkeit daran zurückgetreten; der tägliche, lebhafte Verkehr mit der Studentenschaft dieser und anderer höherer Unterrichtsanstalten dagegen ist eine Quelle der fruchtbarsten Anknüpfungen für seine Missionsaufgabe geblieben. Achtens: An zwei Nachmittagen der Woche finden ferner bei ihm freie Zusammenkünfte für Bibelerklärung, an einem oder zwei anderen solche für systematische Darstellung des Christentums statt. Neuntens: Dazu kommen öftere Vorträge über die verschiedensten Gegenstände vor christlichen und nichtchristlichen Versammlungen. So hielt er unter anderm am 7. Januar im größten Lokal in Tokyo neben zwei japanischen Predigern einen Vortrag über die Frage: Warum ist die christliche Moral die vollkommenste? vor 1000 Zuhörern unter dem lebhaftesten Beifall des Auditoriums. Von einem Anhänger des Konfucius wurde zwar gegen seine Kritik desselben protestiert; ebenso erhob sich eine Stimme gegen seine Darstellung der buddhistischen Moral. Nach seiner Replik beruhigten sie sich indes, und die Versammlung erwies sich sehr dankbar für die empfangene Belehrung. Zehntens: Endlich gehen in seinem Hause täglich Japaner und Japanerinnen aus und ein, die da kommen in Glaubens- und Gewissensangelegen-

*) Dieselben sind mittlerweile auch getauft worden (Mitte Juni), und eine Gruppe neuer Taufkandidaten harrt der feierlichen Aufnahme in die Gemeinde.

heiten seinen Rat und seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Diese Last von Arbeit drückt freilich oft schwer auf unseren tapferen Freund; aber die täglich neue Freude über ein so umfassendes, vielseitiges Wirken, das Gefühl: es geht mit Gottes Hülfe vorwärts! die Dankbarkeit für den Segen, mit welchem Gott seine unermüdliche Arbeit so sichtlich bis jetzt gekrönt, stärken stets wieder seinen Mut und seine Kraft.

Zweierlei aber geht aus dem gegenwärtigen Stand der Vereinssache in Japan für uns mit unwidersprechlicher Deutlichkeit hervor, nämlich dies: Spinner bedarf dringend der Unterstützung durch weitere Missionare. Bald wird O. Schmiedel sich mit ihm vereinigen; aber auch dies genügt dem erwachten Bedürfnis nicht. Wir sollten sofort noch zwei oder drei fernere Arbeiter aussenden können, ja sechs und zehn wären nicht zu viel. Im ferneren liegt uns die unabweisliche Pflicht ob, für Tokyo eigene Lokalitäten zu beschaffen, und zwar ist zunächst erforderlich ein Haus mit einem großen Vortrags- und Predigtsaal, mit einer Anzahl Unterrichtszimmer und mit Wohnungen für die Missionare. Tokyo ist mit seiner Bevölkerung von einer Million Einwohner eine Stadt von ungeheuerer Ausdehnung. Sie verbreitet sich bei der Kleinheit der Häuser und dem vielen Raum, den die Gärten einnehmen, über ein Areal von vielen Quadratmeilen wie London. Die Europäer wohnen in einem sehr entlegenen neuen Viertel am Meer, die Japaner dagegen, auf welche Spinners Thätigkeit vorzugsweise gerichtet ist, in der alten Stadt, wo die europäischen Kolonisten bis jetzt Grundbesitz nicht erwerben konnten. Spinner genoß nun allerdings, weil er am Institut für deutsche Wissenschaft einigen Unterricht erteilte, bisher die Vergünstigung, in der Nähe derselben, mehr gegen das Zentrum der Stadt zu, wohnen zu können; seitdem er diesen Unterricht aufgegeben, muß er jedoch jeden Augenblick gewärtig sein, die bisherige Wohnung quittieren und ins Fremdenviertel hinausziehen zu müssen, wo er zwei Stunden vom Mittelpunkt seines Hauptwirkungskreises entfernt wäre. In die dort befindliche Kirche, in welcher die deutschen Gottesdienste stattfinden, kann er seine Vorträge und Unterrichtsstunden nicht verlegen; sie ist zu entfernt, und unsere Kolonialgemeinde hat kein Verfügungsrecht darüber, da sie der amerikanisch-unierten Gemeinde gehört. Für unsere Mission müssen wir also, wenn nicht der empfindlichste Nachteil für das in so viel versprechender Weise begonnene Werk eintreten soll, Lokalitäten möglichst im Zentrum der Stadt zu gewinnen suchen. Wir müssen entweder bleibend solche mieten, oder, da sich geeignete schwerlich finden lassen, Grund und Boden erwerben und selber bauen, was in jedem Betracht vorzuziehen wäre. Hierzu sind freilich bedeutende Summen erforderlich, und unsere Kasse ist noch so klein. Gleichwohl tritt der Vorstand heute vor Sie mit dem nach reiflicher Erwägung einstimmig und freudig beschlossenen Antrag, Spinner sei zu ermächtigen, ein geeignetes Gebäude in Tokyo zu mieten oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, anzukaufen oder ein neues erbauen zu lassen. Hierfür sei heute eine erstmalige Anzahlung von 10,000 Mark zu bewilligen. Soeben sind wir durch eine hinter dem Rücken des Vorstands gesammelte Festgabe von 3000 Mark zu diesem Zwecke aufs freundlichste überrascht worden. Das berechtigt uns zu der Hoffnung, die Generalversammlung werde den Antrag mit freudigem Einmut zum Beschluß erheben und so unserer Mission in Japan zu einem festen, bleibenden, sichtbaren Mittelpunkt verhelfen.*)

Andere in Diskussion befindliche Projekte, wie der Bau einer deutschen Kirche in Tokyo, die Errichtung besonderer Anstalten zur Heranbildung von Missionaren u. s. w. mußten freilich neben dieser Unternehmung für den Augenblick zurücktreten.

---

*) Wurde einstimmig mit Akklamation beschlossen.

Um indessen gleichwohl jetzt schon etwas zur Gewinnung und Ausbildung neuer Arbeitskräfte, zu thun, hat der Vorstand beschlossen, Stipendien im Betrage von 400—500 Mark auszuschreiben:

1) an solche deutsche oder schweizerische Studenten der Theologie, welche nach abgelegtem erstem Examen ihre Studien an dem neu errichteten Seminar für orientalische Sprachen in Berlin zu dem Zwecke fortsetzen wollen, nachher im Dienste des Vereins in Ostasien Mission zu treiben;
2) an solche junge Japaner, Chinesen oder Hindus, welche zum Zweck des theologischen Studiums sich an einer deutschen oder schweizerischen Universität aufhalten und sich später, nach der Rückkehr in ihre Heimat, im Dienste des Vereins verwenden lassen wollen.

Bereits ist auch ein solches Stipendium an einen Studierenden vergeben. Hoffen wir, daß es uns möglich werde, unser Personal in Japan in Bälde verdoppeln und verdreifachen zu können. Am Verein aber, an den Zweigvereinen und einzelnen Mitgliedern wird es sein, nunmehr alle Kraft aufzubieten, um den Vorstand und den Sendboten die kräftige Weiterführung des begonnenen Werkes zu ermöglichen. — Er ist es wert. Gott hat bisher seinen Segen dazu gegeben. Er wird auch fernerhin mit uns sein. Arbeiten wir vertrauensvoll und mutig mit vereinten Kräften weiter, daß sein Reich auch durch uns gefördert werde und die Zeit immer näher rücken möge, wo alle Kniee vor ihm sich beugen und alle Zungen bekennen werden, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.

II. Von unseren Missionaren.

1. Verabschiedung und Aussendung des Missionars Schmiedel. In diesen Tagen fährt unser zweiter Missionar, Herr Otto Schmiedel, mit seiner neuvermählten Gattin, Maria geb. Schultze, der chinesischen Küste entlang, und das Ehepaar wird seine Blicke erwartungsvoll nach Japan, dem Land der neuen Wirksamkeit, richten. Während des Sommers hatte sich Schmiedel in England aufgehalten, um sich das so nötige Englisch anzueignen, das seine Gattin, als Lehrerin, geläufig spricht. Am 28. August fand die feierliche Verabschiedung statt in der St. Peterskirche zu Zürich, abends 5 Uhr. Eine liebliche Sonne leuchtete über der Stadt, im Süden und Osten beschien sie die Alpenfirnen, West und Nord war in ahnungsvollem Duft gehüllt, man sah es fast mit Augen, daß Gottes Gedanken die ganze Welt umfassen, daß seine Güte reicht, soweit der Himmel ist, und seine Wahrheit, soweit die Wolken gehen.

Es hatte sich der vollständige Geschäftsausschuß eingefunden, dazu Superintendent D. Dreyer, Gotha, sowie Delegierte aus Zürich, Thurgau, St. Gallen, Glarus, auch die Stadtbewohner nahmen in erfreulicher Weise Anteil an der Feier. Pfarrer D. Furrer, Pfarrer zu St. Peter, sprach zu der versammelten Gemeinde in beredten Worten von der Missionspflicht; wer aus irgend welchen Vorurteilen die Ausbreitung des Evangeliums nicht wünsche, der schätze die großen Güter nicht, die uns in unserm Glauben geschenkt sind, zu dem müßte Christus sagen: „Du bist nicht mein rechter Jünger, du bist meiner nicht wert."

Hierauf wandte sich der Präsident, Pfarrer Dr. Buß, persönlich an das scheidende Ehepaar, indem er ihm das Wort Jesu ans Herz legte: „Ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe; auf daß, so ihr den Vater bittet in meinem Namen, er es euch gebe." Joh. 15, 16. Aus der warmen und kräftigen Rede sei nur folgendes hervorgehoben: „Was Ihnen die größte Kraft verleiht beim Hinblick auf Ihre schwere Aufgabe, ist das erhebende Bewußtsein, daß es nicht Menschen sind, die Sie zu diesem Beruf erwählt haben, sondern daß es Christus, der Herr, selber ist, der

Sie dazu erwählt hat. Sie spürten den göttlichen Ruf in Ihrem Herzen, als Sie der mächtige Dienst erfaßte, sich mit ganzer Liebe diesem Werke zu weihen. Indem Sie bisher an der Jugend arbeiteten, hat Sie Gott vorbereitet auf das Werk an den Erwachsenen; zuerst sprach er: weide meine Lämmer! und jetzt: weide meine Schafe! Sie dürfen den Ruf Gottes auch darin erkennen, daß das Volk, zu dem Sie gehen, ein so lebhaftes Bedürfnis fühlt nach der Wahrheit, die allein es zu edlem Leben erheben und ihm Ruhe und Frieden verleihen kann. Das giebt Ihnen auch die freudige Zuversicht, daß Ihre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich sein kann, sondern daß Sie eine Frucht schaffen werden, die ewiglich bleibt: die Frucht eines neuen, in Gott geführten Lebens. Die Freude, den heidnischen Brüdern so Herrliches zu bringen, wird Sie Beide trösten in den Stunden, da Sie das Weh der Fremdlingsschaft kosten. Gehen Sie hin im festen Glauben, daß der himmlische Vater auch jenseits des Meeres mit seiner ganzen Liebe Sie trägt und behütet; nehmen Sie auch unsere innigste Liebe mit, womit wir Sie in treuer Teilnahme begleiten! Wenn uns die Morgensonne weckt, wollen wir daran denken, daß diese gleichen Strahlen vor wenigen Stunden auch Ihr Auge gegrüßt haben, und wenn Sie des Nachts gen Himmel schauen, dann wissen Sie, daß auch wir hier zu den gleichen Sternbildern emporblicken. Gehen Sie hin unter dem Schirm Gottes, er behüte Sie auf der Fahrt, er segne Ihr Wirken, auf daß es Frucht bringe; er verleihe Ihnen alles, was Sie im Namen Jesu von ihm erflehen!" — Darnach Überreichung der Berufungsurkunde mit Handschlag und eindringlichen Mahnworten. —

Missionar Schmiedel kann die tiefen Bewegungen seines Herzens am besten ausdrücken mit dem Worte Phil. 4, 4—7: Freuet euch in dem Herrn allewege. Der Entschluß, Missionar zu werden, hat ihm schwere innere Kämpfe gekostet, er hat sie aber leicht überwinden können, da auch seine liebe Braut den Mut hatte, ihm die Hand zu reichen, um mit ihm in die fremde Welt zu ziehen. Jetzt ist er von Freudigkeit beseelt, indem er auf das wichtige Werk schaut; er ist überzeugt, daß ihm Gott die rechte Kraft der Liebe schenken wird, um mit unermüdlicher „Lindigkeit" die Herzen zu Gott zu ziehen. In allen Enttäuschungen, in allen Schmerzen ist er gewiß, daß der Friede Gottes die Herzen bewahren wird in Christo Jesu. — Die Schilderung des Abschieds vom Familienkreis, der Abreise aus der deutschen Heimat, aus welcher das Kreuz auf der Wartburg noch lange ihnen Grüße nachsandte, war so ergreifend, daß keiner sich der tiefempfundenen Rührung erwehren konnte. — Sup. D. Dreyer schloß die Feier mit einem beweglichen Gebete.

Nachher fand gesellige Vereinigung mit Missionsfreunden statt; auch die Familie Spinner war anwesend. Viele herzliche und ernste Worte voll Geist und Feuer machten diese letzten Stunden unvergeßlich. Alle Teilnehmer hatten den Eindruck, daß das Ehepaar Schmiedel sich ganz vortrefflich eigne zu seiner Aufgabe; blühende Gesundheit spricht aus ihnen und mehr als das: eine wahre Begeisterung für ihren Beruf. Auch Frau Schmiedel zeichnet sich aus durch ihren getrosten Mut, mit dem sie ihren Mann begleitet. J. S.

2. Missionar Spinner hat am 10. Juni 20 seiner Schüler, Studenten, Ärzte, Private ꝛc., getauft, und eine neue Klasse von Taufkandidaten harrt der Aufnahme in die Gemeinde. Im ganzen sind von seinen Schülern seit Neujahr teils durch ihn, teils durch einen japanischen Prediger — eine Anzahl, meist Beamte mit ihren Familien, zogen aus Rücksicht auf ihre öffentliche Stellung letzteres vor — etliche 50 getauft worden. Nach einer soeben eingegangenen Meldung Spinners, datiert vom 18. August d. J., hofft derselbe, daß das projektierte Vortragslokal, 250—300 Personen fassend, bis Ende August fertig gestellt sein werde.